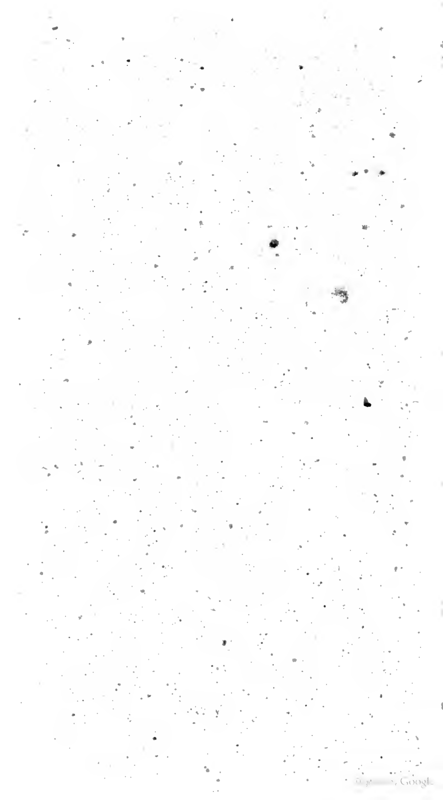
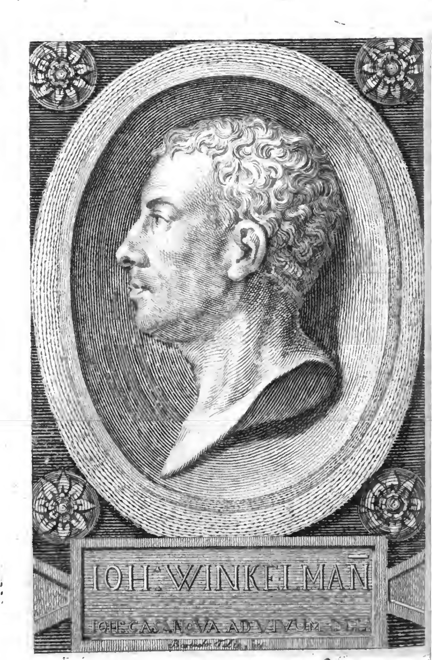

Princeton University Library
32101 065098012
RECAP


Dei
Sub Numine
Viget








IOH: WINKELMAN̄

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Dritten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1766.

Innhalt.

)(2 Letters

I. Ueber

I.

Ueber die Laune.

Der berühmte St. Evremond giebt seinem Freunde dem Grafen von Olonne, der vom Hofe Ludwigs des vierzehnten verbannt war, folgenden Rath: „Unglückli„che Personen, sagt er, müssen keine Bücher lesen, „in welchen sie Materie finden, sich über das mensch„liche Elend zu betrüben; sondern vielmehr solche, „welche ihnen Gelegenheit darbieten sich über unse„re Thorheiten lustig zu machen. Aus dieser Ur„sache, ziehen sie, liebster Freund, den Lucian, „den Petronius und den D. Quixote, dem Seneca, „dem Plutarch und Montagne vor.“ Ich war ungefehr 15 Jahr alt, als mir der Brief des St. Evremond in welchem diese Zeilen stehen, in die Augen fiel, und zwar auf eine Art, die mir in der Folge Anlaß gegeben manchesmal über die große Wahrheit nachzudenken, daß oft Begebenheiten, die von geringer Erheblichkeit scheinen, den größten Einfluß in das Glück und Unglück unsers Lebens haben.

Ich stand eines Tages an dem Nachttische meiner Schwester und bewunderte die Geschicklichkeit eines gewissen dem schönen Geschlecht unentbehrlichen Künstlers, welcher in der gemeinen Sprache ein Haarfrisirer genennt wird. Er war eben im Begriff meiner Schwester Haar in Papillotten zu winden, und zog aus einem Kasten unter dem Nachttische ein zerrißnes Buch hervor, dessen er sich oft in gleichem Falle bedienet zu haben schien. Ich, den schon damals die Lesebegierde trieb den kleinsten Zettel aufzusammeln, den ich etwa fand, nahm ihm das Buch aus den Händen, sah, daß es ein Theil der Werke des St. Evremond war, und fiel von ungefehr auf die angeführte Stelle. Ich lief so gleich damit nach meinem Zimmer verschloß meine Beute sorgfältig, und brachte meiner Schwester, um sie und den erwähnten Künstler schadloß zu halten, die gedämpften Hunnen nebst den Trauerspielen eben dieses Verfassers. Dieser Tag war ein glücklicher Tag für mich. Der Rath, den der Philosoph seinem Freunde ertheilet, blieb fest in meiner Seele haften. Ich fieng sogleich an mich mit den Schriftstellern, die er dem Grafen anpreiset, bekannter zu machen und auf die Entdeckung anderer von eben dieser Gattung auszugehen.

Ich las sie in französischen Uebersetzungen und empfand ein großes Vergnügen; nur zweifelte ich noch, ob sie auch in widerwärtigen Zufällen die Wirkung hätten, welche St. Evremond dem Grafen verspricht. Mein Schicksal ließ es mir nicht lange an einer Gelegenheit fehlen, die Probe meines Re-

ceptes

ceptes zu machen. Meine ganze Neigung war für die schönen Wissenschaften; aber

Povera e nuda vai Filosofia

schien der Wahlspruch meiner Vorgesetzten zu seyn und es ward beschlossen, daß ich mich der Handlung widmen sollte. Man gab mich also bey einem erfahrenen Kaufmanne in die Lehre. Da ich nun noch weniger zur Handelschaft geschickt war, als alle Podagristen und die mehresten Poeten zum Tanzen, und mein Herr mich nicht selten antraf, daß ich Verse schrieb, statt die mir aufgegebenen Rechnungen zu verfertigen; so mußte ich oft die bittersten Verweise hören und zuweilen noch etwas unangenehmers, als Verweise, empfinden. In diesen traurigen Umständen leistete mir St. Evremonds Recept außerordentliche Dienste. Wenn ich den ganzen Tag in Beschäftigungen zugebracht hatte, die meiner Denkungsart eben so zuwider waren, als einem Mädchen von 16 Jahren das Kloster, dann gossen Cervantes und Fielding am Abend einen Balsam in meine Wunden, der bey mir eine beßre Wirkung hatte, als der Balsam des Fier — a — bras bey meinem alten Freunde Sancho Panza. Von dieser Zeit an, habe ich niemals versäumet mich bey gelegentlichen Vorfällen eines Heilungmittels zu bedienen, welches ich so bewährt erfunden habe. Itzt, da ich zwar meiner Liebe zu den schönen Wissenschaften ungehindert folgen kann, mir aber meine geschworne Feindinn, die Hypochondrie, nicht selten die Welt so enge macht, als die Schnürbrust mancher

Dame für ihren Körper, und manches Stutzers Schue für seine Füsse sind, nehme ich, so oft sie auf mich loßstürmt, meine Zuflucht zu dem Ritter von Mancha, welcher Bedrängten so gerne Beystand leistet. Aus Dankbarkeit gegen ein Heilungsmittel, das mir so manchen Schmerz gelindert, habe ich mich entschlossen, hier zu untersuchen, woraus es eigentlich zusammengesetzet ist. Die (*) Anweisung eines berühmten Sorgenarztes, der durch dieses Mittel Wundercuren gethan, soll mir hiezu behülflich seyn. Die Engländer nennen es Humour, und wir Deutsche, Laune. Die Geschichte desselben ist ungefähr diese: Sie ward zuerst von einem Griechen, Nahmens Aristophanes, entdeckt, und nach ihm brachten sie folgende Männer immer mehr und mehr zur Vollkommenheit. Unter den Landesleuten des Aristophanes, Lucian. Unter den Römern, Plautus, Horatius, Petronius, Annäus Seneca. Unter den neuen Lateinern, Erasmus, Thomas Morus, Holberg. Unter den Italiänern, Pulci, Ariost, Caesar Caporali, Passeroni, Gozzi, Goldoni. Unter den Spaniern, Cervantes, Quevedo, Mattheo Alemann, Hurtado de Mendoza, Diego de Luna, Luis Velez de Guevara, und in den neuern Zeiten, der Pater Isla. Unter den Franzosen, Rabelais, Cyrano de Bergerac, Sorel, Moliere, Regnard, Dufresny, la Fontaine, Scarron in seinem komischen Roman. Unter den Engländern, Shakesspear, Ben - Johnson, Buttler, Congreve, Shadwell, Swift, Addison, Steele,

(*) Fielding's Coventgarden - Journal Num. 55.

Steele, Arbuthnot, Fielding, Sterne. Unter den Deutschen — — diese Lücke wollen wir unsere Leser ausfüllen lassen: denn wir kennen Schriftsteller, die auf Laune Anspruch machen, und nichts weniger, als welche haben, und diese würden sich höchst beleidiget finden, wenn sie sich in unserm Verzeichnisse vermißten.

Man hat bemerkt, daß die launichten Charaktere häufiger in England, als in irgend einer andern Gegend, angetroffen werden. Die vollkommne Freyheit, der die Engländer vor allen Völkern genießen, wird als die Ursache hievon angegeben. Diese Meynung hat eine große Wahrscheinlichkeit vor sich; unterdessen glaube ich doch, sie sey nur alsdann gegründet, wenn man das Wort Freyheit in einem ausgedehntern Verstande nimmt, als es noch wohl niemals genommen ist. Ich halte diese Meynung für gegründet, wenn man unter der Freyheit nicht allein eine Ausnahme von allem Zwange der bürgerlichen Gesetze, sondern auch die Hindansetzung aller dererjenigen Regeln unsers Betragens versteht, welche die Wörter Höflichkeit und gute Sitten in sich fassen; Gesetze, die zwar keine geschriebene sind, und von keinem Landesherrn gegeben werden, der uns zur Ausübung derselben mit Macht antreiben kann, welche aber in demjenigen Cirkel, in welchem man sie annimmt, vielleicht genauer erfüllet werden, als irgend einige andere, die in Büchern aufgezeichnet stehen und welche die Landesregierung bekräftiget. Eine völlige Freyheit in Ansehung solcher Gesetze ist, wenn ich mich nicht

sehr irre, zur Bildung eines launichten Charakters nothwendig. Von der Wahrheit dieses Satzes können der Landjunker Western, der Schwätzer des Horaz, und Herr Freeport Beweise seyn. In der gesitteten Lebensart liegt in der That die Kunst, alle diejenigen Saamenkörner der Laune auszurotten, welche die Natur in unsere Seelen gepflanzet hat. Meine Leser hiervon zu überführen, muß ich das Wort Humour erklären. Einige Schriftsteller haben von diesem Wort in einem Tone geredet, als ob es ein Geheimniß enthielte, welches aufzudecken kein Mensch fähig wäre. Was mich aber in eine noch größere Verwundrung setzet, ist, daß wir ziemlich deutliche Erklärungen davon bey Schriftstellern antreffen, welche uns zu gleicher Zeit versichern, sie wissen nicht, was es sey. Ich will diese verschiedenen Erklärungen hersetzen, und nachmals eine vollständige daraus zu machen suchen. Congreve saget in einem Briefe an Dennys: „Man kann nicht bestimmen was der Humour sey“ und einige Zeilen weiter, füget er hinzu: „Es ist „ein großer Unterschied zwischen einem Lustspiele, in „welchem viele launichte, das heißt in einem lusti„gen Tone ausgedrückte Sachen gesagt werden, „und einem Lustspiele, in welchem verschiedene lau„nichte Charaktere vorkommen, wodurch sich die ein„geführten Personen von einander unterscheiden. „Diese Laune, fährt er fort, hat ihren Ursprung „von der mannigfaltigen Beschaffenheit des Ge„müths, des Körpers und der Neigungen der Men„schen. Ich glaube, der Humour sey eine beson„dere

„dere unvermeidliche Art etwas zu sagen oder zu „thun, die unter allen Menschen einem einzigen ei- „gen und natürlich ist, und wodurch seine Reden „und Handlungen von den Reden und Handlun- „gen anderer Menschen sich unterscheiden. Un- „sere Laune stehet mit uns und mit dem, was wir „reden und vornehmen, in eben dem Verhältnisse, „worinn das Zufällige mit der Substanz ste- „het. Diese Laune ist eine Farbe, ein Geruch, „welche durch das Ganze verbreitet sind. Unsere „Handlungen mögen noch so mannigfaltig und ver- „schieden der Form nach seyn, so sind sie doch alle „Splitter von einem Holze.“ Diese Erklärung welche Congreve von der Laune giebt, wird von Home angegriffen. Er spricht, wenn sie richtig wäre, so müßten auch majestätische Geberden, die Richtig- keit des Ausdrucks im Reden, Humour seyn, welche letztere doch seltene Talente sind. Nichts, was an- ständig ist, kann Humour genannt werden, noch ir- gend etwas im Worten oder im Charakter, das man hoch schätzet oder verehret. Ben - Johnson den ich oben als einen der ersten Humoristen seiner Nation angeführet habe, sagt in einem seiner Lust- spiele (*):

„Humour, im physikalischen Verstande genom- „men, besteht aus Luft und Wasser und hat diese „Eigenschaften: Nässe und Flüssigkeit. Gieße „Wasser auf den Boden hin, es wird ihn naß „machen und fließen. Eben so fließet auch die „Luft, wenn man sie durch ein Horn oder durch eine

(*) Every Man out of his Humour.

„Trompete zwingt, augenblicklich hinweg und läßt „eine Art von Thaue zurück. Hieraus mache ich „den Schluß: dasjenige, was feucht und flüßig ist, „und folglich keine Consistenz hat, ist Humour. „Das Cholerische, das Melancholische, das Phleg„ma im menschlichen Körper werden also genannt, „und so kann man durch eine Metapher auch der „menschlichen Seele Humour beylegen. Wenn „z. E. eine besondere Eigenschaft einen Menschen „so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen „und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und densel„ben Weg zu nehmen zwinget.“ Aus diesen drey Erklärungen will ich nunmehr eine vierte zusammensetzen, welche, wie ich glaube, vollständig seyn wird. Meiner Meynung nach ist der Humour ein mächtiger Trieb in der Seele, welcher sie zu einem besondern Punkte hinlenkt, den der Mensch als höchstwichtig ansieht, ob er es gleich nicht ist, und durch den er sich, bey der übertriebenen Ernsthaftigkeit, womit er denselben betrachtet, auf eine lächerliche Art von andern unterscheidet. Wenn diese Erklärung richtig ist, wie ich hoffe, so wird es meinen Lesern ganz leicht fallen einzusehn, wie sehr die Laune der Höflichkeit und gesitteten Lebensart widerspreche, da diese letztere die Kunst in sich faßt, unsere Aufführung nach gewissen allgemeinen Regeln einzurichten, denen sich alle die andern, die mit uns in einer Gesellschaft leben, unterwerfen.

Bis itzt habe ich von dem Humour im Charakter geredet, nunmehro komme ich zu dem Humour in Schriften. So wie das Sonderbare,

und

und eine gewisse Ernsthaftigkeit, die zu lachen macht, die Kennzeichen der Laune im Charakter sind, so sind sie es auch hier. Dieses Sonderbare und Lächerliche zeigt sich entweder in der Erfindung, (*) oder in der Schreibart. (**) Ein Autor, der, unter einem Scheine von Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit, seine Gegenstände mit solchen Farben schildert, daß sie Fröhlichkeit und Lachen erregen, besitzet den wahren Humour. Wir erfahren sehr oft im gemeinen Leben die Wirkungen, welche diese Laune auf die Seele hat. Wenn sich z. B. zwey Personen in einer Gesellschaft befinden, von denen die eine lustige Sachen hervorbringt, indem sie selbst lacht, und die andere kurzweilige Dinge saget, aber mit einer gravitätischen Mine, welche sich niemals aus ihren Falten verlieret, so werden wir, wenn ich mich nicht irre, die letzte mit größerm Vergnügen hören, als die erste. Dieses entspringt vermuthlich aus der Gewalt, womit ein jeder Contrast unsere Seele rühret. Es giebt Schriftsteller, welche ernsthafte Materien mit einem komischen Tone vortragen, wie z. B. Tassoni im geraubten Wassereymer und Scarron in seinem Typhon. Diese sind zwar Schriftsteller, die Munterkeit und Lachen in ihrem Leser erwecken, man sieht aber wohl, daß, da sie gerade das Gegentheil der wahren Humoristen sind, sie nicht ganz zu dieser Classe gerechnet werden können. Sie sind burleske Schriftsteller, und das Burleske ist sehr vom Humour unterschieden.

(*) Gullivers Reisen, (**) Tom Jones.

den. (*) Nichts desto weniger verdienen sie den größten Beyfall, wenn sie in ihrem Fache gut sind. Keine Art der Dichtkunst ist zu verachten, von der Epopee an bis auf das Hexenmährchen, vom Trauerspiele bis auf die Farze. Es kommt nur darauf an, wie man damit umgegangen, und ob man seine Absicht erreicht hat: der Teufel ist los kann in seiner Art so gut seyn, als die Zayre in der ihrigen. Die Ironie und die Parodie sind große Hülfsmittel für einen launichten Schriftsteller. Hiervon findet man im Lucian unzählbare Beweise.

Komische Gleichnisse, besonders solche, wovon der eine Theil aus der moralischen und der andere aus der physikalischen Natur genommen ist, thun in dieser Art von Schriften eine große Wirkung. Zum Beyspiel kann das erste Capitel im Tom Jones dienen, wo sich der Verfasser mit einem Garkoch, sein Werk mit den Gerichten, und die Ueberschrift eines jeden Kapitels mit dem Küchenzettel vergleichet. Hieher gehöret das berühmte Steckenpferd des alten Tobias Shandy, und sehr viele Stücke aus dem Zuschauer, Schwätzer und Aufseher können darinnen zu Mustern des Humours dienen.

In dem Müßiggänger des Herrn Johnsons, befindet sich ein Stück, welches gleichfalls hier erwähnet zu werden verdienet.

Der Verfasser zeiget, daß alle Eigenschaften einer Assemblee in einer Bowl Punsch begriffen sind.

(*) S. Fieldings Abhandlung vor der Geschichte des Joseph Andrews.

sind. Der Punsch, saget er, ist ein Getränk, welches aus einem Spiritus, aus scharfen säuerlichen Säften, aus Zucker und aus Wasser bestehet. Der Spiritus, welcher leicht verraucht und welcher brennet, ist das wahre Bild der Lebhaftigkeit und des Witzes. Die Schärfe des Citronensaftes ist dem Beissenden des Tadels ähnlich. Der Zucker ist das Bild der Schmeicheley und des Nachgebens. Das Wasser gleicht dem geschmacklosen Geschwätze.

Diejenigen Schriftsteller, die selbst Laune in ihrem Charakter haben, zeigen sie natürlicher Weise in ihren Werken. Ja sie zeigen sie oft wider ihren Willen, auch dann, wann sie ernsthaft seyn wollen. Sir Robert l'Estrange redet in seiner Uebersetzung des Josephus von einer Königinn, die sehr heftig in ihren Leidenschaften war und der ein Gesandter etwas vorgetragen hatte, welches ihr nicht gefiel. Kaum hatte er seine Rede geendiget, so stand die Königinn eiligst von ihrem Sitz auf. Dieses übersetzet Sir Roger: Scarce had the Ambassador finished his Speech, but presently up was Madam. Niemand wird sich über die Laune wundern, die in la Fontainens Schriften herrscht, wenn er weiß, daß la Fontaine im ganzen Ernst einen Geistlichen gefragt, ob der heilige Augustinus wohl sollte so vielen Witz gehabt haben, als Rabelais? Ein launichter Schriftsteller, thut beynahe besser, wenn er kleine Fehler angreift, als wenn er große Laster bekrieget. Die Menschen begehen stündlich solche kleine Fehler, ohne es gewahr zu werden. Es ist also fast nothwendiger,

daß

daß man sie vor diesen warne, als vor groben Lastern, welche seltner begangen werden, und wovor die Gesetze warnen. Dieserhalben sagt Monsignor de la Casa: Er würde demjenigen, der ihm ein Mittel wider die Mückenstiche verschaffte, mehr Verbindlichkeit haben, als dem, der ihm eines wider die Bisse der Tiger und Löwen gäbe.

Ich habe nunmehr, wie ich glaube, mein Recept aufgelöset. Ich preise es von ganzem Herzen allen denen an welche die Schwermuth plaget und rathe ihnen, zu solchen Zeiten, wenn sie die heftigsten Anfälle derselben empfinden, sich einer Portion Blätter aus dem Lucian, einiger Loth D. Quixote, oder einiger Quentchen Tom Jones, Tristram Shandy und andrer Sachen, die diesen ähnlich sind, zu bedienen.

II.

II.

The Works of Ossian &c. to which is subjoined a Critical Dissertation on the Poems of Ossian. By Hugh Blair. D. D. London, 1765.

D. Blair, von dessen allgemeinen Anmerkungen über die Gedichte des Ossian wir im letztern Stücke einen Auszug geliefert haben, beleuchtet sie in der Folge noch näher, und diese Erscheinung ist es schon werth, daß wir seine fernern Beobachtungen darüber dem Leser mittheilen. Fingal ist das erste große Gedichte in dieser Sammlung. Selbst nach den Regeln des Aristoteles hat es die wesentlichsten Eigenschaften eines epischen Gedichts. Unsere Verwunderung, daß er, den diese Regeln gänzlich unbekannt gewesen, sie so genau beobachtet, wird aufhören, wenn wir betrachten, aus was für einer Quelle er sie genommen. Aristoteles zog sie aus dem Homer. Homer und Ossian aus der Natur. Die Hauptregeln, die Aristoteles angiebt, sind: daß die Handlung, die zum Grunde des Gedichts gelegt wird, eine einzige, vollständige und große Handlung; daß sie erdichtet und nicht blos historisch seyn solle; daß sie durch Charaktere und Sitten belebt und durch das Wunderbare erhöhet werde.

Die Einheit der Handlung ist aufs genauste im Fingal beobachtet: es ist das Unternehmen, Irrland von dem Einfalle des Swaran zu befreyen. Alle Vorfälle beziehen sich auf diesen einzigen Zweck; wir

wir finden ferner, nach der Foderung dieses Kunstrichters, einen Anfang Mittel und Ende: einen Nodum oder Knoten. Schwürigkeiten entstehen durch Cuchullins Uebereilung und schlechten Fortgang: sie werden nach und nach überstiegen, und das Werk wird endlich zu dem glücklichen Schlusse geführet, der dem epischen Gedichte so wesentlich ist. Eben diese Einheit wird auch in Ansehung der Zeit und des Orts beobachtet. Der Herbst ist die Zeit der Handlung, und vom Anfange bis ans Ende ist ihr Auftritt auf der Heyde von Lena, längst an dem Ufer der See. Durchs Ganze herrschet diese Größe von Empfindungen, Ausdrucke und Bildern, und die Erzählung ist mit viel Kunst durchgeführet. Er rufet keine Muse an: denn er kennt keine: er entdeckt den Innhalt seines Gesanges nicht durch einen förmlichen Satz, sondern dieser entwickelt sich leicht und natürlich von selbsten: in der Vergrößerung seines Helden zeiget er so viele Kunst als Homer in dem Charaktere des Achilles. — Die Geschichte in der Iliade kann nicht simpler seyn, als die in dem Fingal. Swaran thut in Irrland einen Einfall: Cuchullin, der Vormund des jungen Königs, rufet den Fingal zu Hülfe, der auf der gegenüberliegenden Küste von Schottland regieret. Ehe dieser noch ankömmt, greift er aus einem übereilten Rathschlage den Swaran an, wird geschlagen, und zieht sich muthlos zurücke. Unter diesen Umständen kömmt Fingal an. Die Schlacht ist einige Zeit lang zweifelhaft; endlich aber überwindet er den Swaran.

Die

Die Erinnerung, daß dieser der Bruder der Aganbecca ist, die vormals sein Leben gerettet, machet, daß er ihn mit Ehren losläßt. Der Beschluß ist, die Aussöhnung der streitenden Helden, die Beruhigung Cuchullins und die allgemeine Glückseligkeit, die die Handlung krönet. „So legten „sie die Nacht im Gesange zurück und brachten den „Morgen mit Freuden heran. Fingal erhob sich „auf der Heyde: und schüttelte seinen glänzenden „Speer in seiner Hand. Zuerst gieng er nach der „Ebnen von Lena, und wir folgten wie eine Reihe „von Feuer. Breitet die Seegel aus, sagte der „König von Morven und fasset die Winde, die von „Lena herströhmen. Wir erhoben uns auf der „Welle mit Gesängen und stürzten mit Freuden „durch den Schaum des Oceans."

Die natürliche Vorstellung der menschlichen Charaktere in einem epischen Gedichte trägt vieles zu seinem Verdienste bey, und hierinnen übertrifft Homer alle heroische Dichter, und wenn Ossian ihm hierinnen weichen muß, so ist er doch nicht unter dem Virgil: es findet sich keine todte Einförmigkeit der Charaktere, sondern die Hauptcharaktere sind nicht nur deutlich bezeichnet, sondern sie stechen auch wohl gegeneinander ab, wie der V. dieser Abhandlung der Länge nach zeiget. In dem Charakter und der Beschreibung des Fingal triumphiret Ossian über alle seine Nebenbuhler: er sammlet darinnen alle Eigenschaften, die die menschliche Natur veredeln, was den Helden bewunderns- und den Mann liebenswürdig machen kann: er ist nicht nur

nur im Kriege unüberwindlich, sondern er machet sein Volk durch seine Weisheit in Tagen des Friedens glücklich. — Er ist ein allgemeiner Beschützer der Unglücklichen. „Niemand gieng jemals trau„rig vom Fingal.“ — „O Oscar beuge den „Starken in Waffen: aber schone der schwachen „Hand. Sey du ein Strom von vielen Fluthen „wider die Feinde deines Volks: aber gleich dem „Weste, der das Gras beweget, gegen die, die dei„ne Hülfe verlangen. So lebte Trenmor: ein „solcher war Trathal: und ein solcher ist Fingal „gewesen. Mein Arm war die Stütze des Belei„digten: der Schwache ruhte hinter dem Blitze „meines Stahls.“ Unser Kunstrichter zeiget hier weitläuftig das große Verdienst des Dichters, einen solchen vollkommnen Charakter, der sonst im Heldengedichte, wie des Virgil Aeneas, keine sonderliche Figur machet, unterhaltend und rührend zu machen.

Außer menschlichen Personen werden oft Gottheiten oder Geister in der epischen Poesie eingeführet, die die Maschinen ausmachen, und es kann nicht geläugnet werden, daß das Wunderbare viel Reiz für uns hat. Es nähret die Einbildungskraft und giebt oft zu großen und erhabenen Handlungen Anlaß. Doch ist dieses schwer: so bald ein Dichter die Wahrscheinlichkeit überschreitet, verfällt er ins Romanhafte und Kindische: es steht auch nicht bey ihm, sich selbst ein System von Wunderbaren auszusinnen, es mag zusammen hängen, wie es wolle: er thut also wohl, wenn er hierinnen

seine

seine Religion, oder die abergläubische Leichtgläubigkeit des Volks, unter dem er lebt, zu Hülfe nimmt. Ossian ist auch hierinnen glücklich und wählet mit dem Homer einen gleichen Weg. So wie dieser die überlieferte Geschichte, auf die er die Iliade baute, mit Göttern durchwebet fand; so fand dieser die Erzählung seines Landes voll von Geistern und Gespenstern. Wahrscheinlicher Weise glaubte er sie selbst, er bediente sich ihrer sehr glücklich, und sie geben seinem Gedichte das Feyerliche und Wunderbare, zu denen sein Genie einen so großen Hang hatte.

Ossians Mythologie ist ihm ganz eigen, und sie machet keine geringe Figur in seinen Gedichten. Meistens sind es Geister der Verstorbenen: er läßt sie nicht ganz immateriell erscheinen, sondern als dünne luftige Gestalten, ihre Stimme ist schwach, ihr Arm ist ohnmächtig, sie haben eine mehr als menschliche Kenntniß. In einem abgesonderten Zustande haben sie noch eben die Gesinnungen, die sie in diesem Leben hatten. Sie fahren auf den Winden, spannen ihre luftigen Bogen und verfolgen Thiere von Wolken. Die Geister der Barden singen immer fort, und die Geister der Helden erscheinen immer noch auf den Feldern ihres erlangten Ruhms: kurz, sie sind den Geistern des Homers im eilften Buche der Odyssee völlig ähnlich. In Beschreibung derselben ist Ossians Einbildungskraft außerordentlich fruchtbar. Im Anfange des 2ten Buchs Fingal, erscheint Crugals Geist. „Ein „schwarzrother Strahl von Feuer kömmt von dem

„Hügel herab. Crugal sitzt auf dem Strahl, er,
„der letztens im Schlachtfelde der Helden kämpfend
„von der Hand Swarans fiel. Sein Gesicht ist
„wie der Strahl des untergehenden Monden.
„Seine Kleider von Wolken des Berges, seine
„Augen wie zwo sterbende Flammen. Schwarz
„ist die Wunde seiner Brust — düstern blinken
„die Sterne durch seine Gestalt, und seine Stimme
„war wie das Getös eines entfernten Stroms.
„Finster und in Thränen stand er und streckte seine
„bleiche Hand über den Helden aus. Schmach-
„tend erhob er seine schwache Stimme, wie der
„Wind des rohrichten Lego. — Mein Geist, o
„Connal ist auf den Gebürgen meines Vaterlands,
„mein Leib aber auf dem Sande von Ullin. Du
„wirst niemals mit dem Crugal reden, oder seine
„einsamen Fußstapfen auf der Heide finden. Ich
„bin Licht wie der Blitz von Cromla, und bewege
„mich, wie der Schatten des Nebels. Connal,
„Sohn Colgars! ich sehe die finstre Wolke des To-
„des. Sie hauchet über den Ebnen von Lena.
„Die Söhne des grünen Erin werden fallen. Be-
„gieb dich weg vom Felde der Geister. — Wie
„der verfinsterte Mond zog er sich mitten in den zi-
„schenden Blitz zurück.“ Der Verf. führet noch
viele dergleichen Erscheinungen an und zeiget, wie
schicklich sie auch angebracht sind. Ein großer
Vortheil bey Ossians Mythologie ist, daß sie sich
nicht auf einen gewissen Ort oder Zeit einschränkt,
sondern dem menschlichen Aberglauben bey allen
Völkern und zu allen Zeiten so natürlich ist.

Neben

Neben den Geistern der Verstorbenen hat er noch andere Arten von Maschinen, Geister von einer höhern Natur, die Macht haben die Tiefen in Bewegung zu setzen, Winde und Stürme hervor zu rufen und sie auf das Land des Fremdlings auszuschütten, Wälder umzustürzen, und den Tod unter die Völker zu schicken. Es giebt auch Blutregen und andere Anzeigen; und wenn ein Unglück in einer Entfernung vorgeht, so läßt sich der Klang des Todes auf Ossians Harfe hören. Der Autor zeiget einige der erhabensten Stellen von dieser Art an. Ungeachtet der poetischen Vortheile aber, die er in Ossians Maschinen findet, so glaubt er doch mit Recht, daß man noch etwas weit schöners und vollkommners hätte erwarten können, wenn der Dichter einige Kenntniß von dem höchsten Wesen gehabt hätte.

Er geht zum 2ten epischen Gedichte des Ossian Temora über, das nicht geringere Verdienste hat, und er deswegen insbesondere vornimmt, ob gleich auch hier verschiedene der vorhergehenden Anmerkungen statt finden. Die Scene von Temora ist, wie im Fingal, in Irrland, die Handlung aber später. Es machet sich darinnen ein Held auf, einen blutigen Usurpateur vom Throne zu stoßen, und der Nachkommenschaft des rechtmäßigen Prinzen den Besitz des Reichs zu versichern: ein Unternehmen, das des Heldenmuths und der Gerechtigkeit des Fingal würdig ist. Die Handlung ist einfach und vollständig. Das Gedichte hebt mit der Descente des Fingal auf der Küste, und mit

der Berathschlagung der feindlichen Feldherren an. Der Mord des jungen Prinzen Cormac, als die Ursache des Kriegs, die vor der epischen Handlung hergeht, wird mit großer Schicklichkeit im ersten Buche als eine Episode eingeschaltet. In der Folge werden drey Schlachten beschrieben, immer eine wichtiger als die andere: der Ausgang ist zweifelhaft und Fingal wird, durch die Verwundung seines großen Feldherrn Gaul und den Tod seines Sohns Fillan, in die äußerste Verlegenheit gesetzt; er übernimmt endlich das Commando selbst, und nachdem er den Irrländischen König in einem Zweykampfe erschlagen, setzt er den rechtmäßigen Erben auf den Thron.

Temora hat vielleicht weniger Feuer, als Fingal, aber hingegen mehr Abwechslung, Zärtlichkeit und Pracht. — In den Gedichten des Autors sind die Schrecken des Kriegs durch untermischte Scenen von Liebe und Freundschaft versüßet. Im Fingal werden diese meistens als Episoden eingeschoben: in Temora aber sind sie mit dem Hauptinhalte in der Begebenheit des Cathmor und der Sulmalla verbunden. Diese machet eine der größten Schönheiten dieses Gedichts aus.

Außer den Charakteren, die schon im Fingal vorkommen, erscheinen auch hier verschiedne neue, und obgleich, da sie alle Krieger sind, Heldenmuth der vornehmste Zug darinnen ist, so sind sie dem ungeachtet auf eine sehr merkliche Art gezeichnet. Foldath z. E. der Feldherr des Cathmor, ist kühn, unternehmend: aber stolz, grausam, unempfindlich:

lich: sein Gegenbild ist der sanftmüthige und weise Hidalla. Der Charakter des Foldath erhebt des Cathmor seinen, des obersten Feldherrn, der von den menschlichsten Tugenden geziert ist, und so liebenswürdig abgeschildert wird, daß das Interesse zwischen ihm und dem Helden getheilet ist, ob gleich der Dichter es so künstlich einzuleiten gewußt, daß Cathmor selbst des Fingals Vorzug erkennet. Die Lieblingsfigur und die ausgeführteste ist Fillan, des Fingals jüngster Sohn. Sein Charakter ist von der Art, für die Ossian eine vorzügliche Zärtlichkeit bezeuget: ein hitziger junger Krieger, der von allen dem ungedultigen Enthusiasmus nach Kriegsruhme brennt, der der damaligen Zeit eigen war. D. Blair zeiget weitläuftig, wie ihn der Dichter behandelt hat, und wir wollen nur einige Züge daraus anführen. Als Fingal nach der Gewohnheit einen von seinen Feldherrn ernennt, der das Heer anführen soll, und jeder hervor tritt, um einen Anspruch auf diese Ehre zu erwarten, zeiget sich Fillan in folgender mahlerischen Stellung. „Auf seinen „Speer gelehnt, stund der Sohn der Clatho, und „seine Blicke wanderten auf und ab. Dreymal „erhob er seine Augen gegen Fingal: dreymal verließ „ihn die Stimme, als er sprach: — Fillan konnte „sich keiner Schlächten rühmen — auf einmal „schritt er hinweg. Da stund er über einem entfernten Strom gebeugt: die Thräne hieng in seinen Augen. Bisweilen schlug er mit seinen umgekehrten Speer das Haupt der Distel.“ Und wie schön ist die Beschreibung von Fingals väter-

 licher

licher Empfindung bey dieser Gelegenheit. „Und er „stand nicht unbemerkt vom Fingal. Von der „Seite sah er seinen Sohn. Er sah ihn mit aus„brechender Freude. Er verbarg die dicke Thräne „in seinen Augen, und kehrte sich mitten in seiner „vollen Seele weg." An dem größten und letzten Tage des Fillan, an welchem der Vater ihm das Heer in die Schlacht zu führen übergiebt, empfiehlt Fingal seinen Sohn den Truppen auf folgende edle und rührende Art. „Ein junger Strahl „geht vor euch her: wenig sind seiner Schritte im „Kriege: ihrer sind wenig: aber er ist tapfer: ver„theidiget meinen schwarzhaarichten Sohn, bringt „ihn mit Freuden zurück: künftig mag er alleine „stehen. Seine Gestalt ist wie seiner Väter ihre: „seine Seele ist eine Flamme von ihrem Feuer." Als die Schlacht angeht: verschwendet der Dichter alle Kräfte, die Thaten des jungen Helden zu beschreiben: er tödtet mit eigner Hand den feindlichen Feldherrn Foldath. In dem was folget, da der Tod des Fillan näher rückt, übertrifft sich der Dichter selbst. Nachdem Foldath erschlagen und das feindliche Heer auf der Flucht ist, bleibt für den Feind keine Hoffnung übrig als in dem großen Cathmor, der in dieser äußersten Noth vom Hügel herabsteiget, wo er nach damaliger Gewohnheit der Schlacht zugesehen. Wie wird aber dieser kritische Augenblick von dem Dichter aufgeführet. „Weit ausgebreitet über den wiederhallen„den Lubar rollet die Flucht des Bolga dahin. „Fillan hieng vorwärts nach ihren Schritten und „bestreu-

„bestreute die Heyde mit Todten. Fingal freute „sich über seinen Sohn. — Cathmor mit dem „blauen Schilde erhob sich. — Sohn des Alpin, „bringe die Harfe! Gieb Fillans Lob den Winden: „erhebe seinen Ruhm hoch in meiner Halle, weil „er noch im Kriege scheint. Verlasse blauäugichte „Clatho! verlaß deine Halle! sieh diesen frühen „Strahl von dir. Der Feind verwelket in seinem „Laufe. Sieh aber nicht weiter — es ist fin„ster — leicht — zitternd von der Harfe, rüh„ret, ihr Jungfrauen, rühret den Saitenklang.“ Die plötzliche Unterbrechung bey der Erzählung, daß sich Cathmor vom Hügel erhebt: das jählinge Ausbrechen in das Lob des Fillan und die passionirte Apostrophe an dessen Mutter Clatho, sind wunderbare poetische Kunstgriffe uns für die Gefahr des Fillan zu interessiren. — Der Fall dieses jungen Helden aber könnte nicht rührender und affektvoller seyn. Unsere Aufmerksamkeit geht natürlicher Weise auf den Fingal. Er sieht den Cathmor vom Berge herabsteigen und die Gefahr seines Sohns: aber was soll er thun? „Soll Fingal sich zu seiner „Hülfe erheben und das Schwerd des Luno ergrei„fen? Was würde aus deinem Ruhm werden? „Sohn der Clatho mit dem weissen Busen! kehre dei„ne Augen nicht vom Fingal, Tochter der Inistore! „ich würde nicht deinen frühzeitigen Strahl aus„löschen. — Keine Wolke von mir, mein Sohn „soll sich über deine Seele von Feuer erheben.“ In diesem Streite zwischen Ruhm und Liebe für seinen Sohn, schickt er den Ossian mit dieser zärtli-

chen Anrede ab: „Vater des Oscar! (ein Titel, der dieser Gelegenheit am höchsten angemessen ist.) „Vater des Oscar! schwinge den Speer: vertheidi- „ge den Jüngling in Waffen. Aber verbirg deine „Schritte vor Fillans Augen: er muß nicht wissen, „daß ich seinem Stahle mißtraue.." Ossian kömmt zu spät an: der Dichter unterdrückt die Umstände des Kampfes mit dem Cathmor und zeigt uns blos den sterbenden Helden. Wir sehen ihn mit eben dem Heldenmuthe erblassen und blos seufzen, daß er so frühzeitig vom Felde des Ruhmes abgemähet wird. „Ossian lege mich in diesen hoh- „len Felsen. Erhebe keinen Stein über mir, da- „mit nicht jemand nach meinem Ruhme frage. „Ich bin gefallen in dem ersten meiner Feldzüge; „gefallen ohne Ruhm. Laß deine Stimme allein „meiner fliehenden Seele zujauchzen. Warum „soll der Barde wissen, wo der früh gefallne Fil- „lan liegt?" Man vergleiche dieß mit der Geschichte des Pallas im Virgil.

D. Blair kömmt nun zu Ossians kleinern Gedichten und zeigt auch darinnen die vorzüglichen Schönheiten: wir wollen aber noch etwas von seinen Anmerkungen hinzufügen, die er über Ossians Schreibart, unter den allgemeinen Abtheilungen der Beschreibung, Reichthum an Bildern, und Empfindungen beybringt.

Ein Dichter von einem Originalgenie zeigt sich hauptsächlich durch Geschicklichkeit seiner Beschreibungen: er verführet uns, daß wir die Sachen selbst vor Augen zu sehen glauben: er faßt allezeit die

die unterscheidende Züge, giebt den Sachen die Farben des Lebens und der Wahrheit und setzet sie in das gehörige Licht. Ossian besitzt dieß Talent im höchsten Grade: einige Proben mögen davon zum Beweise dienen. Z. E. Die Ruinen von Balclutha. „Ich habe die Mauren von Balclu„tha gesehen, aber sie waren Oeden. Das Feuer „ist in den Hallen ertönet und die Stimme des „Volks wird nicht mehr gehöret. Der Strom „von Clutha war von seiner Stelle durch den Fall „der Mauern verdrungen: die Distel schüttelte ihr „einsames Haupt: das Moos pfiff in den Wind: „der Fuchs sah zum Fenstern heraus: das wilde „Graß webelte um seinem Haupte. Verwüstet „ist die Wohnung der Moina: Stillschweigen ist „in dem Hause ihrer Väter." Nichts kann ebenfalls natürlicher und lebhafter seyn, als die Art, wie Carthon in der Folge beschreibt, wie ihm, bey der Einäscherung seiner Stadt, als ein Kind zu Muthe gewesen. „Hab ich nicht das gefallne Balclutha „gesehen? und werde ich mit Comhals Sohne „schmausen? Comhal! der sein Feuer in die Halle „meines Vaters warf! ich war jung und wußte „nicht die Ursache, warum die Jungfrauen wein„ten. Die Säulen von Rauche gefielen meinem „Auge, als sie über meine Mauern empor stiegen: „oft sah ich mit Freuden zurück, als meine Freun„de über den Hügel flohen. Aber, als meine „Jünglingsjahre heran kamen, sah ich das Moos „meiner gefallnen Mauern: meine Seufzer stiegen „auf mit dem Morgen, und meine Thränen sanken

B 5 „mit

„mit der Nacht nieder. Soll ich nicht fechten, „sagte ich zu meiner Seele, wider die Kinder mei„ner Feinde? Und ich will fechten, o Barde! ich „fühle die Stärke meiner Seele." — Ossian ist allezeit in seinen Beschreibungen kurz, welches ihre Stärke und Schönheit vermehret. — Keine weitläuftige Beschreibung würde uns einen vollkommnern Begriff von einem alten braven Soldaten geben, als folgende wenige Worte: „sein Schild ist „von den Streichen der Schlacht bezeichnet; sein „rothes Auge verachtet Gefahr. Als Oscar al„leine gelassen, von Feinden umgeben wurde, stund „er, und wuchs an seiner Stelle, wie die Fluth in „einem engen Thale.„ Was für ein glückliches Bild eines unerschrocknen Mannes, der bey der Erscheinung der Gefahr größer zu werden scheint: wie ein Strom, der durch die Einschränkung eines engen Thals aufschwillt. Ob gleich Ossians Genie hauptsächlich sich gegen das Erhabne und Pathetische neiget, so erkennet man doch auch die Meisterhand in zärtlichen und anmuthigen Gegenständen. Wie schön ist z. E. die Beschreibung der Agandecca. „Die Tochter des Schnees horchte darauf und ver„ließ die Halle ihres Seufzers. Sie kam in aller „ihrer Schönheit, wie der Mond aus der Wolke „des Osten. Liebreiz umgab sie wie das Licht. „Ihre Tritte glichen der Musik der Gesänge. Sie „sah den Jüngling und liebte ihn. Er war der „verstohlne Seufzer ihrer Seele. Ihr blaues „Auge rollte nach ihm insgeheim. Und sie se„gnete den Gebieter von Morven." Die Simpli-

citát

citåt des Ossian vermehret seine Schönheit: hier ist keine gesuchte Zierrath, kein erzwungener Witz.

Unter allem Schmucke der beschreibenden Poesie, haben die Gleichnisse einen besondern Glanz und enthalten hauptsächlich dasjenige, was wir das Mahlerische in der Poesie nennen. Ein poetisches Gleichniß setzet allezeit zwey Objekte voraus, die in der Einbildung ein gewisses Verhältniß haben, es mag nun die Gleichheit in der Wirkung, oder in einer unterscheidenden Eigenschaft liegen. Sehr oft werden zwey Objekte in ein Gleichniß gebracht, die im eigentlichsten Verstande keine Aehnlichkeit mit einander haben, als in so fern sie in der Seele gewisse übereinstimmende Ideen hervorbringen, so daß die Erinnerung des einen den Eindruck des andern belebt und erhöhet. Eine Probe wird aus dem Ossian gegeben, wo das Vergnügen, mit dem ein alter Mann auf die Tage seiner Jugend zurücke sieht, mit der Schönheit eines feinen Abends verglichen wird: die ganze Aehnlichkeit liegt in der Wirkung einer stillen und ruhigen Freude. „Willst „du nicht hören, Sohn des Felsen, auf den Ge- „sang des Ossian? Meine Seele ist voll von den „vorigen Zeiten; die Freude meiner Jugend kehret „zurück. So erscheint die Sonne in Westen, „wenn die Schritte ihrer Pracht hinter einem „Sturm sich hervor bewegen. Die grünen Hü- „gel erheben ihre bethauten Häupter. Die blauen „Ströme freuen sich in dem Thale. Der betagte „Held kömmt an seinem Stabe hervor, und sein „graues Haar blitzet im Sonnenstrahl.“ Welch

eine

eine feine Gruppe von Objekten. Die Hauptregel in Absicht auf die poetischen Gleichnisse ist, daß sie am gehörigen Orte stehen, wenn die Seele sie zu empfinden geschickt ist, nicht in der Mitte einer stürmischen Leidenschaft. — Jedes Land hat gewisse Scenen, die ihm eigen sind: aus dieser Ursache sollte man allezeit mit der natürlichen Geschichte eines Landes bekannt seyn, wo die Handlung des Gedichts vorgeht. Die Aufstellung fremder Bilder verräth mithin allezeit einen Dichter, der nicht die Natur, sondern andre Schriftsteller kopiret hat: daher sind die Löwen, Adler, Tieger und Schlangen in den meisten neuern Dichtern sehr lächerlich. Ossian ist hierinnen sehr correkt. Seine ganze Bildnißmalerey ist aus der Natur genommen die er vor sich hatte: wir sehen überall die Nebel, Wolken und Stürme einer nördlichen Gegend. D. Blair stellet hier wieder eine Vergleichung mit dem Homer und Ossian in Absicht auf die Einführung ihrer Gleichnisse vor. Kein Dichter ist reicher an Gleichnissen und bisweilen vielleicht zu voll davon. Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Meteorn, Donner und Bliz, Seen, Flüsse, Stürme, Eis, Regen, Schnee, Thau, Nebel, Feuer und Rauch, Bäume und Wälder, Heyden, Gras und Blumen, Felsen und Berge, Musik und Lieder, Licht und Finsterniß, Geister und Gespenster machen den Zirkel aus, in dem Ossians Gleichnisse sich umher drehen: einige sind auch von Thieren hergenommen, aber wenige, vermuthlich weil die Thierwelt nicht sehr zahlreich daselbst war: dieß machet eine

kleine

kleine Einförmigkeit: aber wenn das Objekt, von dem das Gleichniß genommen ist, auch in der Substanz immer dasselbige ist, so ist doch, durch die Abänderung der Erscheinung, und der Vorstellung von einer andern Seite, immer das Bild wieder neu: und darinnen liegt Ossians größte Kunst. Wir wollen davon nur zur Probe den Mond anführen, der sehr häufig vorkömmt, da er in einer nördlichen Gegend wegen der langen Nächte ein weit größerer Gegenstand der Aufmerksamkeit, als beym Homer, ist. Wie verschieden hat der Dichter nicht seine Erscheinungen genützt. Der Schild eines Kriegers ist „wie der verfinsterte „Mond, wenn er einen grauen Zirkel durch die „Wolken macht.“ Das Gesicht eines Geists ist, blaß und bleich wie „der Strahl des unterge„henden Monden,“ und wieder eine andere dünne und undeutliche Erscheinung eines Geists ist „wie „der Neumond, den man durch einen ausgebreite„ten Nebel sieht, wenn die Wolke ihren flockichten „Schnee herabschüttet, und die Welt schweigend „und finster ist“ oder in einer andern Gestalt ist er „wie der wäßrichte Strahl des Monden, wenn „er zwischen zwo Wolken herabfähret und der mit„ternächtliche Regen auf dem Felde ist.“ Einen gegenseitigen Gebrauch des Monden sieht man in der Beschreibung der Agandecca.“ Sie kam in „aller ihrer Schönheit, wie der Mond aus der „Wolke von Osten. Eine betrogene Hoffnung ist „Freude, die sich auf ihrem Gesichte erhebt, und „der Kummer, der wiederkehrt, gleich einer dün-

nen

„nen Wolke über den Mond.“ Aber wenn Swaran, nach seiner Niederlage, durch Fingals Großmuth erfreuet wird, heißt es: „Sein Gesicht glänzte, „wie der volle Mond am Himmel, wenn die Wolken „sich verziehen, und ihn still und breit mitten am „Horizonte lassen.“ „Venvela ist prächtig wie der „Mond, wenn er über der westlichen Wolke zittert: „aber die Seele des strafbaren Uthal ist, wie das „verfinsterte Gesicht des Monden, wenn es Sturm „verkündiget.“ In einer ganz ungewöhnlichen Anspielung, die voller Einbildungskraft ist, wird von Cormar gesagt, der in früher Jugend sterben sollte: „Nicht lange wirst du den Speer erheben, „sanft scheinender Strahl der Jugend! Der Tod steht „finster hinter dir, wie die finstere Hälfte des Monden hinter seinem zunehmenden Lichte.“

Unser Kunstrichter vergleichet nunmehr des Ossians und Homers Beschreibungen und Gleichnisse. Wir müssen uns mit ein paar begnügen lassen. Folgende Beschreibung aus dem Homer ist unstreitig eine der schönsten, und wir finden sie bey ihm zweymal mit denselben Worten wiederhohlt. „Als nun die streitenden Heere im Schlacht-„felde handgemein wurden, dann trafen Schilde „und Schwerter, und die Stärke gewaffneter „Männer auf einander. Die erhabnen Schilder „wurden, einer gegen den ander gestoßen. Der „allgemeine Tumult gieng an. Hier vermischte „sich das Triumphsgeschrey und das sterbende „Aechzen der Sieger und der Besiegten. Die „Erde strömte von Blute. So wie Winterströ-

„me,

„me, die von Bergen herabfließen, ihre gewalti„gen Wasser in ein enges Thal ergießen. Aus „tausend Quellen strömen sie hervor und vereinigen „sich in dem hohlen Canal. Der entfernte Hirt „hört ihr Gebrüll auf dem Gebürge von ferne. So „war das Schrecken und Geschrey der kämpfenden „Heere." An einer andern Stelle häuft dieser Dichter, wie Ossian Gleichnisse mit Gleichnissen, um die Größe seiner Idee, mit der seine Einbildungskraft zu arbeiten scheint, auszudrücken. „Mit „einem mächtigen Geschreye greift der Feind an. „Nicht so laut brüllt die Welle des Ocean, wenn „sie durch die ganze Kraft des Nordwinds wider „das Ufer geschlagen wird: nicht so laut tönt, in „den Wäldern der Berge, das Geräusch der „Flamme, wenn sie in ihrer Wuth sich erhebt, „den Wald zu verzehren: nicht so laut der Wind „unter den hohen Eichen, wenn der Zorn des „Sturms wütet: als das Geschrey der Griechen „und Trojaner war, als sie brüllend schrecklich auf „einander stießen." Ossian bedient sich bey gleichen Beschreibungen fast ähnlicher Bilder: er ist kürzer, aber voll von einer glühenden Geschwindigkeit, die unserm Dichter charakterisiret. „So wie fin„stre Stürme des Herbsts sich von zween wider„schallenden Bergen herab stürzen, so näherten „sich die Helden einander. Wie zween schwarze „Ströme von hohen Felsen einander begegnen, sich „vermischen, und auf der Ebne brausen: so laut, „wild und finster im Kampfe stießen Lollin und „Inisfail aufeinander. Ein Führer vermischte

„seine

„seine Streiche mit Führer, und Mann mit
„Mann. Der klingende Stahl klang auf Stahl.
„Helme wurden tief herab gespaltet: Blut sprützte
„heraus und rauchte umher. — Wie das stürmi-
„sche Geräusch des Ocean, wenn die Wellen hoch
„einher rollen: wie die schrecklichsten Donnerschläge
„des Himmels, so tönt das Stürmen der
„Schlacht. — Wie tausend Wellen an Felsen
„schlagen, so kam Swarans Heer herbey: wie ein
„Felsen auf tausend Wellen trifft, so traf Inis-
„fail auf Swaran. Der Tod erhob alle seine
„Stimmen umher und vermischte sich mit dem
„Klange der Schilder. — Das Feld tönt wie-
„der von Flügel zu Flügel, wie hundert Hammer,
„die sich wechselsweise über den rothen Sohn des
„Ofens erheben. — Wie hundert Winde auf
„Morven: wie die Ströme von hundert Bergen:
„wie Wolken über einander am Himmel daher
„fliegen: oder, wie der finstre Ocean das Ufer
„der Wüste bestürmt: so brüllend, so ungeheuer, so
„schrecklich stießen auf Lenas wiedertönender Heyde
„die Heere auf einander.“ Was folget, über-
trifft jedes Gleichniß, das Homer bey dieser Gele-
genheit gebraucht hat. „Das Aechzen des Volks
„verbreitete sich über die Gebürge; es war wie der
„Donner der Nacht, wenn die Wolke über den
„Cona berstet und tausend Geister auf einmal in
„den Wolken schreyen.“ Homers Vergleichung
betreffen hauptsächlich kriegerische Gegenstände: in
Ossian ist eine größere Abwechslung von Gegen-
ständen mit Gleichnissen erläutert: besonders die
Gesän-

Geſänge der Barden, die Schönheit der Mädchen, die verſchiednen Alter des Lebens, der Kummer, u. ſ. w. die ihm zu den ſchönſten Bildern Anlaß geben.

Außer ordentlichen Vergleichungen iſt Oſſians Poeſie voll der ſchönſten Metaphern: eben dieſes kann man von ſeinen Hyperbeln ſagen, die bey genauer Betrachtung niemals übertrieben ſind. Eine der ſtärkſten iſt gleich zu Anfange des Fingal, wo die Landung der Feinde dem Cuchullin angekündiget wird. Perſonificationen findet man wenig und allegoriſche Perſonen gar nicht. Von Apoſtrophen, an abweſende oder todte, welches zu jeder Zeit die Sprache der Leidenſchaft geweſen, iſt er voll. Seine Reden an die Sonne, den Mond und den Abendſtern ſind der Aufmerkſamkeit jedes Leſers vom Geſchmacke werth.

Der V. kömmt endlich auf Oſſians Empfindungen. Keine Empfindungen ſind ſchön, wenn ſie nicht am rechten Orte ſtehen, und hierinnen iſt Oſſian höchſt correkt. Man findet in ſeinen Gedichten eine Menge von verſchiednem Alter, Geſchlechte und Stande, und ſie ſprechen alle mit ſo viel Richtigkeit, und ihre Empfindung ſind ihnen ſo angemeſſen, daß man bey einem ſo rohen Zeitalter erſtaunen muß. Sie müſſen erhaben und pathetiſch ſeyn, und keine Art von Poeſie iſt darzu geſchickter. In ausgebildetern Zeiten finden wir Genauigkeit und Richtigkeit, künſtlich in einander verwebte Erzählungen und ein genaues Verhältniß der Theile zum Ganzen; aber mitten unter den wilden Scenen der Natur, mitten unter Felſen,

 Strömen,

Strömen, Wirbelwinden und Schlachten wohnet das Erhabne. Es ist der Donner und Bliz des Genies: daß Kind der Natur, nicht der Kunst: es verabsäumet die geringern Schönheiten und besteht vollkommen mit einer gewissen edlen Unordnung: es gesellet sich gern zu dem ernsten und feyerlichen Geiste, der unserm Dichter eigen ist.

Das Erhabene in Absicht auf die Empfindung, ist größtentheils mit der Großmuth, dem Heldenmuthe und Edelmuthe verbunden. Was nur die menschliche Natur in ihrer höchsten Größe entdeckt, was eine Seele zeigt, die über alle Freuden, Gefahren und Tod erhaben ist, machet dasjenige aus, was man das moralische und empfindungsvolle Erhabne nennet. Auch hierinnen thut es dem Ossian keiner zuvor. Kein Dichter stimmt einen höhern Ton von tugendhafter und edler Empfindung durch alle seine Werke. Besonders in allen Aeußerungen des Fingal ist eine Größe und Hoheit, die die Seele mit den höchsten Ideen der menschlichen Vollkommenheit erfüllet. Wo er erscheint, sehn wir den Helden. Die Gegenstände, denen er nachjagt, sind allezeit groß: den Stolzen zu demüthigen, den Verfolgten zu beschützen, seine Freunde zu vertheidigen, und seine Feinde mehr durch Großmuth als durch Gewalt zu besiegen. Eben dieser Geist beseelt auch die übrigen Helden.

Aber Ossian ist auch voll von den zärtlichsten und sanftesten Auftritten. Der Hauptcharakter seiner Poesie ist der heroische und elegische Ton vermischt. Die Verwunderung vom Mitleiden gedämpft.

dämpft. Immer verliebt in „die Freude des „Schmerzens" wie er es ausdrückt, verweilt er gar zu gern bey rührenden Scenen. Seine große Kunst liegt blos darinnen, daß er den natürlichen Bewegungen des Herzens ihren Lauf läßt. Wir finden keine übertriebne Deklamation, keine erkünstelten Schilderungen des Kummers, noch Beschreibungen statt der Leidenschaft. Ossian fühlet selbst, und das Herz, wenn es seine eigne Sprache redet, ermangelt niemals durch eine mächtige Sympathie das Herz wieder zu rühren. Ein Beyspiel mögen die Klagen der Dithona nach ihrem Unglücke seyn? Gaul der Sohn Morni, ihr Liebhaber, der nicht weiß, was sie gelitten hat, kömmt, sie in Freiheit zu setzen. Ihre Zusammenkunft ist äuserst zärtlich. Er schlägt vor, ihren Feind zum Zweykampfe auszufodern, und trägt ihr auf, was sie thun soll, im Fall er selber bliebe. „Und soll „die Tochter von Nuath leben, erwiedert sie, mit „einem hervorbrechenden Seufzer? Soll ich in „Tromathon leben und der Sohn Morni im Staube? Mein Herz ist nicht von diesem Felsen? „und meine Seele nicht sorglos, wie diese See, „die ihre blauen Wellen jedem Winde überläßt, „und unter dem Sturme wegrollt. Der Blitz, „der dich niederstürzen wird, soll auch die Zweige „der Dithona auf die Erde streuen. Wir wollen „zusammen verwelken, Sohn des auf Wagen getragenen Morni! Das enge Haus ist mir angenehm, und der graue Stein des Todten: denn „niemals will ich wieder deine Felsen verlassen,

„mit See umgebener Tromathan! — Feldherr
„des Strumon, warum kamst du über die Wellen
„zu des Nuaths trauriger Tochter? Warum ver-
„gieng ich nicht insgeheim wie die Blume des Fel-
„sen, die ihr schönes Haupt ungesehn erhebt, und
„ihre verwelkten Blätter in den Sturm verstreut?
„Warum kamst du, o Gaul! meinen entfliehen-
„den Seufzer zu hören? — O hätte ich doch zu
„Durranna gewohnt, in den prächtigen Strahlen
„meines Ruhms! denn wären meine Jahre mit
„Freuden herangekommen, und die Jungfrauen
„würden meine Schritte segnen. Aber ich falle
„in der Jugend, und mein Vater wird in seiner
„Halle erröthen."

Außer den vielen weitläuftigen pathetischen Auftritten, durchdringt Ossian oft unser Herz durch einen einzelnen unerwarteten Zug. — In der vortrefflichen Unterredung des Hektors mit der Andromache im 6. B. der Il. hat man bemerket, wie viel der Umstand des Kindes auf seiner Wärterinn Armen zum Rührenden dieser Scene beyträgt. In folgender Stelle, den Tod des Cuchullin betreffend, finden wir einen Umstand, der die Einbildungskraft noch heftiger rühren muß. „Und „ist der Sohn des Semo gefallen? sagte Carril mit „einem Seufzer! Traurig sind Turas Mauern, „und Kummer wohnet zu Dunscaich. Deine „Gattinn ist in ihrer Jugend alleine gelassen. Er „wird kommen nach Bragéla, und sie fragen, „warum sie weinet. Er wird seine Augen nach „der Mauer erheben und seines Vaters Schwert

„sehen.

„sehen. Wessen Schwert ist das? wird er sagen; „und die Seele seiner Mutter ist traurig.

Der Contrast, den Ossian häufig zwischen seinem vorigen und itzigen Zustand machet, verbreitet über seine Gedichte eine gewisse Feyerlichkeit, die auf jedes Herz einen Eindruck machet. Man lese den Beschluß der Gesänge von Selma. Nichts kann poetischer und zärtlicher und eine rührendere Vorstellung von dem ehrwürdigen Barden hinterlassen. „Dieß waren die Worte der Barden in „den Tagen des Gesanges; wenn der König die „Musik der Harfen und die Erzählungen andrer „Zeiten hörte. Die Heerführer sammelten sich von „allen ihren Hügeln und hörten den liebreizenden „Klang. Sie erhoben die Stimme des Cona; „den ersten unter tausend Barden. Aber das „Alter ist nun auf meiner Zunge, und meine See„le wird schwach. Ich höre bisweilen die Geister „der Barden, und lerne ihre süßen Gesänge. Aber „das Gedächtniß verliehrt sich in meinem Gemü„the: ich höre den Ruf der Jahre: Sie sagen so, „wie sie vorüber gehen: Warum singt Ossian? bald „wird er in dem engen Hause liegen, und kein „Barde soll seinen Ruhm hören. Rollet fort, ihr „schwarzbraunen Jahre! denn ihr bringt keine „Freude in euerm Laufe mit. Oeffnet dem Ossian „das Grab, denn seine Stärke hat ihn verlassen. „Die Söhne des Gesangs sind zur Ruhe gegan„gen. Meine Stimme bleibt zurück, wie ein „Windstoß, der einsam auf einem Felsen mit See „umgeben, brauset, nachdem sich die Winde ge-

„legt. Das schwarze Moos pfeifet hier, und die „entfernten Schiffer sehn die wallenden Bäume."

Ueberhaupt, wenn stark zu fühlen und natürlich zu beschreiben, die zwo Hauptingredienzien eines poetischen Genies sind: so muß man gestehen, daß Ossian dieses im hohen Grade besitzt. Die Frage ist nicht, ob Fehler in seinen Gedichten sind: ob diese oder jene Stelle nicht mit mehr Kunst und Witz durch einen Schriftsteller glücklicherer Zeiten hätte können bearbeitet werden. Tausend solche kalte, elende kritische Grübeleyen entscheiden nichts in Ansehung seines wahren Verdienstes. Sondern, hat er den Geist, das Feuer, die Begeistrung eines Dichters? Spricht er die Sprache der Natur? Erhebt er durch seine Empfindungen? Interessirt er durch seine Beschreibungen? Mahlet er so wohl für das Herz, als für die Einbildungskraft? Macht er, daß seine Leser glühen und zittern, und weinen? Dieß sind die großen Kennzeichen einer wahren Poesie. Wenig Schönheiten von dieser hohen Art übersteigen ganze Bände einer fehlerlosen Mittelmäßigkeit.

Zum Beschlusse hat D. Blair in einem Anhange die wichtigsten Zeugnisse der angesehensten und glaubwürdigsten Männer unter seinen Landsleuten für die authentische Richtigkeit dieser Gedichte angeführet. Wir haben immer den größten Beweis in ihrem Charakter selbst gefunden, und sind überzeugt, daß man ohne blinde Partheylichkeit schwerlich das Gegentheil behaupten könne.

* * *

III.

III.

Lieder nach dem Anakreon von dem Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern. Berlin und Braunschweig. In Commission der Buchhandlung des Waysenhauses in Braunschweig. 1766. (S. 96.)

Mit einem gefälligen und frohen Lächeln sehen die Musen wieder den deutschen Anakreon hervortreten, und die Leyer in dem reizenden Tone seines alten griechischen Freundes und Lehrers stimmen. O! wenn wir Deutschen ja nachahmen müssen, so laßt uns doch so, wie dieser scherzhafte Dichter, nachahmen, um selbst original zu werden. Wir wollen nichts von dem Vergnügen sagen, das wir bey Lesung dieser Lieder empfunden haben, sondern lieber iedem Freunde des Scherzes und der Freude zurufen:

At tu quicunque es natus meliore palato,
Nectare et ambrosia qui satur esse cupis:
Qui veneres omnes, omnes gustare lepores,
Graji delicias et cupis eloquii:
Qui vis Sirenas Suadaeque audire medullam,
Huc ades, huc aures verte animumque tuum.
Namque his (Cecropio toto si lector Hymetto
Te satiare potes) te satiare potes.

So ladet Henricus Stephanus zur Lesung des Anakreons ein: können wir bey dem Anakreon der Deutschen weniger thun?

Wir wollen den Gaumen unsrer Leser zu reizen die Oden nach der Reihe durchgehen, und bey jeder zeigen, was uns vorzüglich gefällt, doch werden wir auch nicht das Gegentheil verschweigen, wo der griechische Dichter uns einen größern Beifall abgewinnen sollte. Bey der ersten an die Helden müssen wir gestehen, daß uns die griechische Kürze in dem Refrain angenehmer geschienen:

Ich wollte Kriegeshelden
Und das, was sie gethan
In meine Leyer singen,
Und fieng zu singen an;
Allein die Leyer thönte
Dem Liede viel zu fein,
Von Helden will sie singen
Den Amor ganz allein.

Der kurze Nachsatz im Griechischen

Α βάρβιτος δὲ χορδαῖς
Ερωτα μȣ̃νον ἠχεῖ.

und nach dem zweiten Vordersatze

λύρη δὲ
Ερωτας ἀντεφώνει.

Die Leyer tönte viel zu fein, scheint uns unbestimmt und im Gegensatze des vorhergehenden überflüßig; denn kann man deswegen keine Kriegshelden besingen? eben so scheint uns in den andern beyden Zeilen das kleine Wortspiel, das in Kriegshelden und Helden steckt, und auf die Liebeskriege

des

des Amors anspielt, weniger gefällig, als die naive Simplicität des Anakreons:

Gern sang ich die Atriden,
Und gern sang ich den Cadmus,
Doch meiner Leyer Saiten
Ertönen nur von Liebe.

In der ersten Strophe hätten wir gern die zwente Zeile und das was sie gethan in eine andre verwandelt sehen mögen. In der Nachahmung der 2ten Ode an die Schönen, hat der Dichter einen Eingang hinzugethan:

Wer sahe die Natur erschaffen?
Wer durfte weigern, was sie gab?
Wer trotzte Waffen oder Weisheit
Ihr, oder ihrem Schöpfer ab?

In der That scheint uns diese Moral hier am unrechten Orte zu stehen, da sie weiter kein Verhältniß mit dem Ganzen hat und ohne den mindesten Verlust weggestrichen werden kann: der Anfang des Griechen ist weit naifer, und machet uns durch den unerwarteten Anfang, den Stieren gab die Natur Hörner, den Pferden Hufe, den Hasen Geschwindigkeit in Füßen, wunderbar aufmerksam, wo dieß hinauslaufen wird.

Die 3te Ode ist sehr schön nachgeahmt, und die beyden Zeilen die im Kleinen einen so satyrischen Zug in Beschreibung der Nacht enthalten,

Wenn Patrioten träumen
Was Könige nicht thun,

sind des Anakreons astronomischer Beschreibung

Στρέφεται δ' Ἄρκτος ἤδη
Κατὰ χεῖρα τὴν Βοώτου

weit vorzuziehen; so sind noch verschiedne kleine Züge drinnen, die dem deutschen Liede eine vorzügliche Naivetät geben:

Es ist so kalt, es regnet,
Erbarme dich, Herr Wirth! ꝛc.

Ihm helfen, dacht ich, bringet
Mir Seegen in mein Haus:

den Schluß: κέρας ἀβαβὲς μὲν ἐστι, Σὺ δὲ καρδίην πονήσεις. verwandelt der deutsche Dichter glücklich in eine Frage, die die kleine Bosheit des Amors noch weit schalkhafter macht.

Mein Bogen ist noch gut!
Du greifst nach deinem Herzen,
Sprich, ob es wehe thut?

Die Ruhestatt nach der vierten Ode und an die Freunde, nach der fünften Ode sind nicht weniger angenehm. Das letztere führt im Griechischen den Titel an die Rose, und wir glauben, daß ihm auch im Deutschen diese Ueberschrift besser zugekommen wäre, da es sich hauptsächlich mit dem Lobe dieser lieblichen Blume beschäftigt: er beschließt es mit einer kleinen epigrammatischen Wendung, die

dem

dem Geschmacke unserer Zeiten mehr, als der griechische Ausgang, gefallen wird:

> Bekränz auch heute mich, du Rose!
> Zu hundert Schönen will ich gehn!
> Die Schönsten dünken sie sich alle,
> Doch nennen sie dich alle schön.

Anakreon will nur mit einem artigen Mädchen, das Haupt mit Rosen umkränzt, einen Tanz aufführen.

Der Schmauß am Friedensfeste ist ein Lied im wahren Geiste des Anakreons gedichtet, ob es gleich keine eigentlich sogenannte Nachahmung ist: dürften wir eine einzige wörtliche Kritik wagen, so wäre es, daß der Dichter in der letzten Strophe Siegeskränze streuen läßt, vielleicht haben es Siegespalmen seyn sollen? Es folgen Amor und der Dichter und an Doris, Nachahmungen der siebenden und achten Ode des Anakreons. In der letzten scheint uns der deutsche Dichter einen Gedanken des Griechischen noch besser genützt zu haben, als es im Original geschehen ist: beyde erzählen einen angenehmen Traum, den sie auf einen Rausch gehabt: sie erwachen beyde und wünschen wieder zu schlafen: der Grieche sagt blos

> Μεμονωμένος δ' ὁ τλήμων
> Πάλιν ἤθελον καθεύδειν.

der deutsche Dichter — doch wir wollen unsern Lesern zu gefallen das ganze Liedchen hersetzen:

> Vom Bachus eingeschläfert,
> O Doris, träumte mir,

Von

Von Lalagen, von Phyllis
Und, Engel, auch von dir!

Auf meiner Füße Spitzen
Lief ich dir leise nach,
Und wollte dich erhaschen,
Und plötzlich war ich wach!

O Traum von kurzer Wonne!
Konnt er nicht länger seyn?
Ich will nur wieder trinken,
So schlaf ich wieder ein.

Glücklich hat er sich hier an die Ursache seines Schlafs

Τεγανυμένος Λυαίῳ
Vom Bachus eingeschläfert

erinnert, welches der Grieche nicht gethan.

Das Gespräch mit einer Taube, nach der neunten Ode ist unstreitig eine der schönsten Nachahmungen; so wie es auch eines der schönsten im Anakreon selbst ist: er läßt sich die Taube von seinem Freunde Uzen zugesandt werden, und man kann einen nicht leicht delikater loben, als hier nach Anleitung des Anakreons geschehen ist.

Amor von Wachs und der Greiß nach der zehnten und eilften Ode. Dürfen wir es sagen, so gefällt uns der Plan von des Griechen letztern besser: die Mädchen, sagt er, sprechen: Anakreon, du bist alt, nimm einmal einen Spiegel und besiehe deinen kahlen Kopf: es kann seyn, ich weiß davon nichts, aber das weiß ich, daß ein Alter um desto

mehr

mehr sein Vergnügen nützen muß, ie näher er ist, dasselbe zu verliehren. Der deutsche Dichter sagt:

Da stehen Sie, die Schönen
Um mich und sehn mich an!
Und scherzen mich, und sagen:
Du bist ein alter Mann!
Sie hohlen einen Spiegel
Und sagen: Sieh einmal,
Hier oben auf der Scheitel;
Ist ja dein Kopf schon kahl!
Ich aber sag: Ihr Kinder!
Was weis ich, ob es ist?
Ich weis, daß sich ein Alter
Verjünget, wenn er küßt.
Daß ihm es Ehre bringet
Wenn er euch liebt, wie ich?
Die Frömmste von euch allen,
Ihr Schönen, küsse mich.

Die beyden letzten Zeilen gehören eigentlich nicht zur Antwort auf den Vorwurf, und der Schluß, den Anakreon machet, scheint natürlicher. Ein kleiner grammatikalischer Fehler ist es, wenn der Herr V. sagt: **Und scherzen mich**, so wie in einem andern Liede vorkömmt:

Wer kann vorüber gehen,
Der nicht hinsetzen muß.

Wir sehen nicht gern solche Freyheiten durch Dichter autorisiren, die ein gewisses Ansehen haben. In der folgenden an die Hausschwalbe nach der zwölften Ode hätten es vielleicht die Leser lieber gesehen, wenn Hr. Gl., wie Anakreon von seinem Bathyll, von seinem Mädchen geträumet hätte, wenigstens

ist

ist es von einem jovialischen Dichter schon zu erwarten. Anakreon läßt seinen Leser rathen, worinnen der schöne Traum bestanden habe, um den ihn die geschwätzige Schwalbe gebracht hat: in Deutschen sieht er darinnen

— — Lorbeerbäume,
Hoch und niedrig, jung und alt,
Machten einen schönen Wald.
Quellen murmelten in Menge,
Sichtbar war des Waldes Geist,
Und unsterbliche Gesänge
Sangen Friedrich, Uz und Kleist.

Die folgenden vier Oden sind wieder sehr glückliche Nachahmungen, von denen sich die letzte, an den Preußischen Grenadier, den Verfasser der Kriegslieder vorzüglich ausnimmt. In dem Liede an des Königs Waffenschmidt, wollen wir nicht fragen, ob die Waffenschmiede Trinkgeschirre machen, oder ob aus den Waffen der Feinde welche zu machen sind? es bleibt allezeit eine artige Idee —

Bey Zusammenhaltung der Nachahmung der achtzehnten Ode an den Goldschmidt, Herrn Lieberkühn, gefallen uns die Gemälde des Anakreons besser. Wir sehen den Frühling, wie er alles mit Rosen schmückt, Bacchus und Cytheren mit den Hymenäen tanzend, unter einem dichten und vollen Weinstocke die lächelnden Grazien und entwafneten Liebesgötter, und den Apollo selbst unter

liebens-

liebenswürdigen Knaben spielen. Der Herr W. läßt seinen Künstler drauf arbeiten

— einen Gott des Friedens,
Mit einem Myrthenkranz,
Ein Fest der frohen Götter,
Und einen Schäfertanz.
Es tanze seine Freude
Der Jüngling und der Greis,
Geführt von einem Amor,
In einem Nymphencreyß!
Ein Pan, bey seiner Heerde
Gelagert, freue sich
Des überwundnen Wolfes,
Der Pan sey Friederich!
Er kehrt ein Friedensstifter ꝛc.

Wir müssen bey dieser Gelegenheit gestehen, daß wir gewünschet hätten, der Herr W. hätte seine reitzende Nachahmungen hin und wieder weniger local eingerichtet: er wird zwar freylich blos für preußische Mädchen gesungen haben: wir sind aber so menschenfreundlich, daß wir dem ganzen Mädchenchore aller Nationen und Zeiten gegönnt hätten, an dem Vergnügen dieser Lieder Theil nehmen zu können: bey der ersten Strophe:

Mach einen Friedensbecher,
Du, großer Künstler! auf!
Bild aber ihm zur Zierde
Nichts Trauriges darauf.

würde durch eine leichte Aenderung ein kleines Mißverständniß in den Worten mach — auf haben

können

können vermieden werden, ungeachtet die Folge den Sinn erkläret. Die beyden letzten Zeilen in der folgenden Strophe

> Hier hätten diese Bilder
> Nicht ihren rechten Ort.

möchten wir gern wegstreichen, weil sie die Strophe matt machen.

In der folgenden Ode an seinen Freund: scheint unsers deutschen Dichters Schluß dem Vorwurfe weniger angemessen, als des Griechischen seiner: dieser singt:

> Die schwarze Erde trinket
> Und diese trinkt der Baum:
> Es trinkt das Meer die Lüfte,
> Die Sonne trinkt das Meer;
> Es trinkt der Mond die Sonne. —
> Was zankt ihr Freunde denn,
> Wenn ich zu trinken wünsche?

Die Nachahmung lautet:

> Ein Weiser und ein Trinker
> Gehört zusammen! Kaum
> Läßt der Begriff sich trennen!
> Schwarz Erdreich trinkt der Baum,
> Das Meer trinkt kühle Lüfte,
> Die Sonne trinkt das Meer,
> Der Mond die Sonne. Knabe!
> Hol uns zu trinken her.

Ein

Ein Weiser und ein Trinker,
Gehört zusammen, Freund.
Das ist so klar, wie alles,
Worauf die Sonne scheint.

Der Vergleichungsgrund läßt sich nicht wohl einsehen, der zwischen den angeführten Objekten, und dem Weisen und dem Trinker ist. — Doch bald hätten wir vergessen, daß der Herr V. nachahmen, und nicht übersetzen gewollt, daß er, der vom Geiste des Anakreon durchdrungen ist, mit Fleiß von der griechischen Simplicität bisweilen abgewichen ist, um sich mehr nach dem Geschmacke unserer Zeiten zu richten, daß er endlich seine gute Ursachen müsse gehabt haben, wenn er uns für die Schönheiten des Anakreons, die er so gut fühlet und kennet, als wir, und vielleicht weit besser, andre zu geben gesucht hat: wir gehen daher von unserm ersten Vorsatze ab, auch mit den übrigen Vergleichungen anzustellen: genug, die Leser werden ihre Erwartungen nicht nur erfüllet, sondern leicht übertroffen finden.

IV.

Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie — mit beyläufigen Erläuterungen verschiedner Punkte der alten Kunstgeschichte; von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil. Berlin bey Chr. Friedr. Voß 1766. gr. 8. 298 S.

Die ernste und edle Einfalt, mit welcher diese Schrift selbst abgefaßt ist, bemeistert sich ei-

nes Lesers selbst viel zu sehr, als daß wir eine Anzeige derselben mit der gewöhnlichen Begeisterung eines Recensenten, der die Güte und den Werth seines Buchs fühlt, oder zu fühlen glaubt, anfangen könnten; ungeachtet wir uns lange nicht erinnern, ein Buch von unsern Landsleuten in die Hände genommen zu haben, daß diese Ausbrüche von Glückswünschungen für unser Vaterland und Lobserhebungen des Verfassers eher zu entschuldigen scheinen könnte.

Wenn, dem Ausspruche des Simonides zufolge, die Mahlerey eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Mahlerey ist, so erfordert dieß große Einschränkung. Denn von der Wirkung kann es vielleicht gelten, aber nicht von der Wahl der Gegenstände, noch von der Art der Ausführung. Spence in seinem Polymetis, und der Graf Caylus, in seinen Tableaux tirés de l'Iliade &c. haben hieran gar nicht gedacht, und vor und nach ihnen andere, welche der Mahlerey und Poesie ganz einerley Feld, und eben dieselbe Bahn in diesem Felde, angewiesen haben. Dieß hat nicht nur Kunstrichter zu falschen Urtheilen über Werke der Dichter und Mahler bey einem gemeinschaftlichen Gegenstande, sondern auch Künstler selbst verführt. „Sie hat, sagt Herr L., in der „Poesie die Schilderungssucht, und in der Mahle„rey die Allegoristerey erzeuget, indem man jene „zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne „eigentlich zu wissen, was sie mahlen könne, und „solle, und diese zu einem stummen Gedichte, „ohne

„ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie „allgemeine Begriffe ausdrücken könne. —

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen hat vornehmlich Herr L. entgegen zu arbeiten gesucht. Für eine Universität hat er nicht geschrieben; denn sein Werk ist nicht systematisch abgefaßt; es ist also kein academisch Lesebuch, und eben darum ist es desto besser. Aber fehlt es deßwegen an Ordnung? an Deutlichkeit? an Gründlichkeit? Nichts weniger. Herr L. führt uns auf Grundsätze zu, wenn uns andere davon abführen. Was er mit einem allgemeinen Satze anfangen konnte, z. E. alles, was sich vom Ausdrucke der Schönheit, dem höchsten Gesetze der bildenden Künste, entfernt, kann ein tauglicher Gegenstand der Poesie, aber nicht der Mahlerey, seyn; dieß entwickelt er uns mit ungleich größerer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit an einem der wichtigsten Beyspiele und durch wichtige Betrachtungen, die er dabey anstellt.

Beym Virgil Aen. II. v. 222. erhebt der mit seinen Söhnen von Schlangen umschlungene Laokoon ein gräßliches Geschrey: Clamores simul horrendos ad sidera tollit: Hingegen an der Gruppe vom Laokoon öffnet sich der Mund mehr zu einem ängstlichen Seufzen, so wie sich überhaupt der Schmerz an dem Gesichte und in der ganzen Stellung mit keiner Heftigkeit und Wuth zeiget. Herr Abt Winkelmann von der Nachahmung der griechischen Werke, S. 21. 22. scheint hierinnen Virgils Art des Ausdrucks zu mißbilligen, hingegen erhebt er den Ausdruck des griechischen

Künstlers desto mehr; sein Laokoon zeige mitten im Schmerz die große und gesetzte Seele; er leide, wie des Sophokles Philoktet. Denn edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke sey überhaupt das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst. Dieß letztere hat seine Richtigkeit; die bemerkte Verschiedenheit zwischen dem Virgil und zwischen der griechischen Gruppe auch. Allein die angegebene Ursach, die Folgerung daher und der Tadel Virgils? Dieß wird nun der Gegenstand der Untersuchung.

Nach der Denkungsart der alten Griechen, konnte das Schreyen bey einem großen körperlichen Schmerze gar wohl mit einer großen Seele bestehen — Dieß bestätigen Beyspiele aus dem Homer, selbst des Sophokles Philoktet. Nur uns verbieten Höflichkeit und Anstand, Geschrey und Thränen. „Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen „Weltalters, hat sich bey uns in eine leidende ver„wandelt“ ist der sententiöse Gedanke Herrn L. — Wenn der Künstler also im Marmor das Schreyen nicht hat ausdrücken wollen, so kann ihn der Ausdruck einer großen Seele nicht davon abgehalten haben, S. 1-9. Aber wohl kann ihm dieß das höchste Gesetz der bildenden Künste, die Schönheit, verboten haben, weil sich mit ihr in der Vorstellung des körperlichen Schmerzes, die heftige Verzerrung der Gesichtszüge nicht verträgt, durch welche sich das Schreyen ausdrücken würde. Der Grieche wollte aber Leiden mit Schönheit ausdrücken. II. S. 9-22.

S. 9-22. Von diesem Geiste des Schönen, und zwar des Idealschönen, welcher die griechischen Künstler belebte, werden hier die lesenswürdigste Bemerkungen vorausgeschickt, welche wir gern, wäre es auch nur verkürzt, zeigten, wenn nicht das Amt eines Recensenten erfoderte, die Hauptideen zu verfolgen. Doch zwo können wir nicht vorbeygehen. Bey den Alten waren die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen; und dieß mit Recht, wegen ihrer sittlichen Einflüsse, S. 13. 14. Den Müttern der alten Helden hat so viel von Schlangen geträumt — Kein Wunder, sie sahen den Tag über die schönen Bildsäulen und Gemählde eines Apollo, Bacchus, Merkurs u. s. w. welche selten ohne eine Schlange waren — S. 14. 15.

Ein andrer Bewegungsgrund, welcher sich für die Wahl des Ausdrucks beym griechischen Künstler anführen läßt, ist, weil er dem Auge nicht das Aeußerste vom Schmerze zeigen konnte; was hätte die Einbildungskraft dann noch zu denken übrig behalten? „Wenn Laokoon seufzet, kann ihn die Ein„bildungskraft schreyen hören; wenn er aber schreyet, „so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stu„fe höher noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn „in einem leichtern, folglich uninteressantern Zu„stande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, „oder sie sieht ihn schon todt.“ III. S. 23-25. Und zu dieser Bemerkung, wie wichtig die Wahl des Augenblicks in der Vorstellung, selbst des äußersten Affekts ist, deucht uns, gehören eigentlich eine Seite nachher, S. 26. 27. 28. die angeführ-

ten Beyspiele der Medea und des Ajax des Mahlers Timomaches.

Eine andre Ursache, wider die sich weniger, deucht uns, als vielleicht gegen die vorherstehende, einwenden läßt, wird angeführt: da der Augenblick, welchen der Künstler ausdrückt, eine unveränderliche Dauer erhält, und also nichts ausdrücken kann, was sich nicht anders als bald vorübergehend denken läßt, so läßt sich das Schreyen, eben so wenig als das Lachen, mit Anstand ausdrücken, weil das Anhaltende in der Nachahmung eine beleidigende Vorstellung machen würde, S. 25. 26.

Gedachte Ursachen, welche in den nothwendigen Schranken der Kunst gegründet, welche zugleich in Sätze gezogen sind, wendet hierauf Herr L. auf die Dichtkunst an, und zeigt, daß keiner von ihnen beym Virgil Statt fand. Denn körperliche Schönheiten sind eine von den geringsten Eigenschaften, die ein Dichter seinen Personen beylegt, und ein Dichter hat auch hierinnen weniger Vortheile, als der Künstler. Bey dem Dichter gehet ferner die Handlung fort, und er ist nicht auf einen Punkt eingeschränkt; es ist auch keine so bleibende Vorstellung, wann ihn der Dichter schreyen läßt, daß wir uns ein immer offenstehendes Maul und ein kindisches oder ein gräßliches Geschrey denken müßten. Hingegen macht beym Dichter das Schreyen allerdings das unerträgliche Leiden kennbar. Bey ihm konnte also Laokoon schreyen, wenn ihn der Künstler nicht durfte schreyen lassen, IV. S. 29. 31.

Aber

Aber wenn Virgil als ein erzählender Dichter diesen Ausdruck des Schmerzens sicher anbringen konnte, findet eben dieß auf der Bühne, in einem Drama Statt? Hat Sophokles den Philoktet mit Anstand vor Schmerzen brüllend einführen können? Die Bedenklichkeiten dawider, die Beantwortung, und die Aufsuchung alles dessen, wodurch Sophokles der widrigen Wirkung des Schreyens vorgekommen, ist, daß er just eine Wunde zur Ursache des Schmerzens wählt, daß er ihn mit viel andern empfindlichen Uebeln verbunden hat, daß Philoktet den Haß gegen seine Feinde, und die Liebe gegen seine Freunde behält; und daß der Zuschauer selbst die Nebenpersonen, besonders Neoptolem, durch den Ausdruck des Schmerzes im Schreyen gerühret sieht, alles dieß, nebst der Bestimmung des Schreyens des Herkules bey eben dem Sophokles verdienet, vorzüglich S. 31 - 49. nachgelesen zu werden. Wie viele Schriftsteller, zumal unter den Franzosen, haben den ausgebreitetsten Ruhm als Kunstrichter des Geschmacks, die nicht den hundertsten Theil dieses Scharfsinns und der feinsten Einsicht in das menschliche Gefühl, und die Kunst im Ausdrucke gezeiget haben.

Wenn der Virgilische Laokoon in einem Stücke vom Laokoon des Künstlers unterschieden ist, so kommen sie beyde in einigen andern überein. Nun fragt es sich, welcher von beyden dem andern nachgeahmt habe. Die möglichen Fälle sind, daß entweder der Grieche den römischen Dichter, oder daß dieser jenen, oder daß keiner von beyden den an-

dern nachgeahmt habe. Die ersten beyden Fälle sind verschiedentlich von einem und dem andern Gelehrten angenommen worden; Herr L. aber füget mit Recht den gedachten dritten Fall hinzu, und erweitert ihn dahin, „daß beyde aus einerley äl„tern Quelle geschöpft haben können.“ Doch möchten wir der letzten Möglichkeit gern noch mehr Umfang geben, daß wir nicht gerade einerley Schriftsteller, oder Kunstwerk annehmen, das beyde vor Augen gehabt haben müssen. Es ist dieß so oft der Fall in mythischen Erzählungen oder Vorstellungen, zumal in solchen, die von sehr vielen sind behandelt worden, daß man die Spuren, so zu sagen, von ordentlichen Geschlechtsfolgen zweyer und mehrerer ganz verschiedener Ausführungen einerley Gegenstands oder Subjects antrifft, von denen die jüngern griechischen oder römischen Dichter bald der einen bald der andern Manier gefolget sind, und sie jeder wiederum auf eine eigne Art, mit Hinzufügung oder Weglassung einiger Umstände, verändert haben. Konnte nicht schon der Laokoon unter den Griechen auf verschiedene Weise bearbeitet worden seyn; sowohl Virgil, als der Künstler der griechischen Gruppe, konnten mehr als eine Vorstellung vor sich haben, die sie vielleicht selbst wieder nach ihren Absichten veränderten? Daß wir keine andre Vorstellungen, außer jenen beyden, von eben der Geschichte übrig haben, entscheidet nichts. Doch „wir haben noch eine beym Quintus Calaber; und „diese ist verschieden von erstern beyden;“ allein wer sagt uns denn, daß diese, die unter den Grie-

chen

chen insgemein angenommene, oder wie es S. 77. heißt, die griechische Tradition gewesen ist? Herr L. scheint es aus einem Vers des Lykophron bestätigen zu wollen, wo die Schlangen das Beywort Kinderfresser führen. Allein hiebey ist wohl noch viel in Gedanken vorausgesetzet, um des Quintus Art der Erzählung in diesem Beyworte zu finden. Doch Herr L. sagt dieß vielleicht mehr in einer angenommenen Person. Denn er nimmt die erstern beyden Fälle, daß der Bildhauer den Dichter, oder dieser jenen nachgeahmt habe, einen nach dem andern, als möglich an, und untersucht, was sich vor und wider einen und den andern sagen läßt; eben dieß ist die beste, und den Socratischen Schriftstellern eigne Methode, auf die wahre Spur zu kommen, man sehe V. VI. S. 50-77. eine vortreffliche Stelle, die wir den Lesern nicht genug empfehlen können, und welche die feinsten Beurtheilungen sowohl der Vorstellung im Dichter, als vom Künstler enthält. Die umschlingenden Windungen der Schlange, um Vater und Söhne unter einen Knoten zu bringen, die an ihnen freygelaßnen Arme, S. 60. das Unbekleidete des Körpers, sind alles feine Bemerkungen. Daß der Dichter den Künstler sollte nachgeahmt haben, findet Herr L. ganz unwahrscheinlich, und ist mehr geneigt, anzunehmen; daß der Künstler den Dichter vor Augen gehabt habe. S. 67-77.

Wenn der Dichter und der Künstler einerley Gegenstand auszudrücken suchen, so kann es nicht fehlen, ihre Nachahmungen, der Gegenstaud mag

nun ein Werk der Natur oder der Kunst seyn, müssen oft übereinstimmig ausfallen: ohne daß man zu sagen berechtiget ist, einer habe den andern copirt, und ohne daß man zu Folgerungen fortschreiten kann, die man daher für die Kunst oder die Poesie macht. Hievon nimmt Herr L. Veranlassung, S. 80. f. eine scharfe, aber gerechte Kritik über des Spence Polymetis anzustellen, wo es recht zur Absicht gemacht ist, nicht nur Uebereinstimmungen der alten Kunstwerke und Dichter, so gar bis in den kleinsten Umständen, zu finden, sondern auch die Nachahmung des einen oder des andern Theils daher zu folgern, und Sätze daraus zu schließen, welche dem Wesen der bildenden Künste ganz unangemessen sind. Von dieser Art ist die vollkommne Aehnlichkeit, die er zwischen der Mahlerey und Poesie überhaupt fest setzen will, und die ihn auf so viele Abwege bringt; als wenn er in einer poetischen Beschreibung nichts will gut heissen, was nicht in einem Gemählde, oder an einer Statue vorgestellet werden könne. Hievon führt Herr L. S. 94. verschiedne augenscheinliche Beyspiele an; als da Spence verlegen wird, Ursache anzugeben, warum die Dichter den Bacchus so oft mit Hörnern vorstellen, und die Bildkünstler nicht. Herr L. findet die wahre Ursache darinnen, daß die Hörner für die Kunstwerke von übler Wirkung gewesen seyn würden; und hierinnen sind wir völlig mit ihm eins. Aber wenn er sagt: „die Hörner des „Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie an „den Faunen und Satyren; sie waren ein Stirn-„schmuck,

„schmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte“ so bitten wir um Erlaubniß, hieran noch zweifeln zu dürfen. Der Kopf im Königl. Kabinet zu Berlin, beym Beger Thes. Brandenb. Vol. IV. p. 242. wo die Hörner am Diadem befestiget seyn sollen, macht die Sache noch nicht aus. Die Vorstellung des Bacchus mit Hörnern, schreibt sich weder von Künstlern, noch von Dichtern her, sondern allem Ansehen nach aus der orphischen Theologie, und ist ein blos symbolischer Ausdruck eines Attributs dessen, was man unter dem Bacchus verstand. Eben aus dieser Lehre, die noch in der Bildersprache vorgetragen war, stammt das zweygestaltet, ein ander Beywort des Bachus her: διχερωτά, διμορφον, wird verbunden in den Orphischen Gesängen, Hymn. 29, 3. Die Erklärung, welche Diodor IV. 5. angiebt, ist von neuern Grammatikern, welche von diesem allen keine Begriffe hatten; wie sich solches durch die ganzen ersten Bücher des Diodors äusert.

Wiefern Dichter und Künstler in der Vorstellung der Götter von einander abgehen können, wird ein andrer Fall S. 98. f. gefolgert; nehmlich, oft sind die Götter dem Künstler bloße personificirte Abstrakte, bey dem Dichter hingegen wirkliche handelnde Wesen, oder wenn sie solches beym Künstler auch sind, so müssen ihre Handlungen wenigstens ihrem Charakter nicht widersprechen.

Ein anderer Fall der Verschiedenheit wird selbst aus einer Art der Uebereinstimmung unter ihnen abgeleitet. Dem Künstler konnte oft Religion, Eigen-

Eigensinn derer, für die er arbeitete, und andre äußerliche Ursachen, zwingen oder verleiten, von seinem höchsten Gesetze, der Schönheit, abzugehen. So konnte in Tempeln ein Bacchus mit Hörnern stehen, aber der sich überlaßne Künstler stellte ihn nicht so vor. Es sollten also, einer sehr feinen Erinnerung des Herrn L. zufolge, dergleichen geheiligte, zu gottesdienstlicher Verehrung bestimmte Bilder unter den noch vorhandnen Antiken, von denen eigentlichen Kunstwerken abgesondert, und dieser Nahme nur denjenigen gegeben werden, bey welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeiget, und bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen ist. S. 104.

Der Künstler konnte sich also den Religionsbegriffen mehr oder weniger unterwerfen. Auch vom letztern Fall werden, wider Spence, Beyspiele an der Vesta angeführt, S. 108.

Noch zwey Bemerkungen, welche die Grenzen zwischen der Mahlerey und Dichtkunst sichtbar machen: X. S. 113. Wenn von abstrakten Wesen, die personificirt sind, als moralische Kräfte, Tugenden, die Rede ist, so ist es dem Dichter hinlänglich, sie durch ihre Nahmen und Handlungen zu charakterisiren. Dem Künstler hingegen fehlen diese Mittel, er muß sie also durch beygefügte Sinnbilder kenntlich machen. Eben dadurch werden sie zu allegorischen Figuren gemacht. Folglich darf es uns nicht wundern, wenn sich der Dichter so wenig bey diesen Sinnbildern aufhält, die nur die bildende Kunst nöthig hat. Eine andre Art von Attri-

tributen, welche poetische können genennt werden, so wie jene die allegorischen, müssen schön häufiger vom Dichter gebraucht werden, nemlich, wenn sie zur Handlung dienen, als Apolls Leyer, Herkules Keule. Bey dieser Gelegenheit wird eine gegründete Kritik über die allegorische Stelle beym Horaz I. B. der Oden, 35, 17-20. beygebracht, S. 118. Doch im Allegorisiren ist überhaupt Horaz ein paarmal zu weit gegangen. Man s. 1 B. Od. 14. O Nauis, referent &c.

Nun gehet Herr L. XI. S. 119. zu einem zweyten Hauptunterschiede, zwischen der Mahlerey und der Poesie fort, der sich auf alles, was in Dichtern Beschreiben, Schildern, Mahlen, heißt, beziehet. Aber auch dieß geschieht unmerklich und blos durch Anleitung einiger Betrachtungen, die er über verschiedene Gedanken des Grafen Caylus anstellet, welche letzterer in seinen Tableaux tirés d' Homere et de Virgile geäußert hat. Seine Vorschläge, Vorwürfe zu Gemählden aus dem Homer zu sammlen, findet Herr L. bey weitem nicht so wichtig, noch so thulich, als man sie gemeiniglich ansieht, und zwar aus zween Gründen, die er vortrefflich entwickelt; einmal, weil die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs bey weitem nicht das vornehmste ist, was wir von dem Mahler verlangen; und zweytens, weil ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst ungemein befördert und erweitert. Da ferner Homer zweyerley Gattungen von Wesen und Handlungen bearbeitet, sichtbare und unsichtbare, so kann die Mahlerey nur die erstern

aus-

drücken, und in vermischten Handlungen müssen viele einzelne Theile, die von unsichtbaren Wesen herrühren, wegbleiben; es müssen die charakteristischen Züge verlohren gehen, durch welche sich die höhern Wesen über die niedern erheben, S. 126. — Selbst das Unsichtbarseyn der Götter macht in der Vorstellung Schwierigkeit. Die Mahler haben zwar aus dem Homer eine dünne Wolke entlehnt, um eine Person unsichtbar zu machen. Allein, fährt Herr L. S. 137. fort, beym Dichter ist das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart, für unsichtbar machen. Es kann dieß seyn, und es ist auch also; allein kann deßwegen die Mahlerey diese Vorstellung nicht eben sowohl in ihrem Sinne brauchen, so bald es für sie schicklich ist? Da sie sich einmal in der Unvermögenheit befindet, das Unsichtbarseyn anders auszudrücken, so würde es schon daher als ein conventioneller Ausdruck angenommen werden müssen; doch dieser Ausdruck hat auch, entweder durch die Gewohnheit, oder aus andern Ursachen, eine Art der Täuschung an sich, daß wir auf das Unwahrscheinliche, das drinnen liegt, nicht denken. In der That giebt man zwar hierunter zu, daß der Ausdruck des Unsichtbaren eigentlich nicht innerhalb den Grenzen der Mahlerey liegt; allein es deucht uns doch, wo von Täuschung und Illusion die Rede ist, werden die Gründe eines kalten Nachdenkens ein wenig verschwendet, S. 137-141.

Endlich schreitet Herr L. zum Hauptunterschiede zwischen dem Ausdrucke der Poesie und Mahlerey fort.

Hand-

Handlungen, welche fortschreiten, deren verschiedne Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit eräugnen, sind ein der Dichtkunst eigenthümlicher Vorwurf; Handlungen aber, deren verschiedne Theile sich neben einander im Raume entwickeln, gehören eigenthümlich für die Mahlerey. Diesen Grundsaz bestätigt, entwickelt, erläutert Herr L. auf eine ihm eigne gründliche Art, und aus ihm folget, daß im Homer und in einem jeden guten Dichter vortreffliche Gemählde vorkommen können, welche der Mahler nicht nutzen kann; daß hingegen der Mahler Gemählde aus denselben ziehen kan, wo die Dichter selbst keine Gemählde, oder sehr leichte Züge angebracht haben, mit einem Wort, daß Dichter ganz anders, und oft andre Gegenstände mahlen, als Artisten; und daß folglich der Satz grundfalsch ist, dem zufolge aus den Gemählden, zu welchen ein Dichter Stoff giebt, auf das mahlerische Talent des Mahlers geschlossen werden könne. Wir verweisen unsre Leser auf die Ausführung selbst: XIII. S. 142. besonders S. 152. f. Aber den besondern Werth des Grundsatzes, daß blos Handlung der Hauptvorwurf der Poesie ist, als worinnen sich eben die große Manier des Griechen äußert, den Werth dieses Grundsatzes in Ansehung zweyer wichtiger Folgerungen können wir nicht unterlassen anzuzeigen: Einmal fließt hieraus die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter; gehäufte Beywörter würden nicht mahlen, sondern die Einbildungskraft ermüden oder verwirren; zweytens entwickelt sich hieraus die ganze Lehre von der Untaug-

lichkeit

lichkeit der descriptive Poetry, und die Gründe derselben, von denen es sonst so schwer wird, sich Grund anzugeben. Die Poesie kann uns, vermöge der Natur ihrer Zeichen und Mittel des Ausdrucks, nicht mit Lebhaftigkeit und bis zur Täuschung Gegenstände vorstellen, die in einem Raume neben einander stehen, und sich dem Auge auf einmal entdecken; und die sie hingegen blos nach und nach vorstellen kann. Diese ist unstreitig eine von den wichtigsten, die Herr L. eröfnet hat: S. 155. —

Da Herr L. aus dem Homer erwiesen hat, daß er seine Beschreibungen und Gemählde stets so einrichtet, daß sie in eine Handlung verwandelt werden, indem nicht die schon entstandnen Sachen, sondern ihre Entstehung erzählet wird; er beschreibt z. E. nicht den Wagen der Juno, sondern läßt ihn durch die Hebe Stück vor Stück zusammensetzen; so kömmt sehr natürlich die Reihe an das Schild Achills, und auch an diesem zeigt Herr L. eben den Kunstgriff des Dichters, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln. Nicht der verfertigte Schild wird beschrieben, sondern die Verfertigung. Diese einzige Betrachtungsart ist dem Homer vortheilhafter, und verräth mehr Scharfsinn, als was von Pope und in einer deutschen Schrift im III. B. I. St. der Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften, zur Entschuldigung Homers angeführt worden ist. Virgil ist hierinnen weit hinter dem Homer, denn sein Schild des Aeneas wird wirklich blos beschrieben, und zwar vom

Dich-

Dichter, so daß die Handlung mittlerweile stille steht, und eine Episode angebracht wird, die mit dem übrigen gar keine Verbindung hat. Was würde Herr L. erst von des Hannibals Schild beym Silius Italicus, im zweyten Buch, V. 412. f. sagen, wenn es ihm beygefallen wäre.

Wenn wir den XVI. Abschnitt ein wenig zu metaphysisch finden, soviel er auch dem Scharfsinne des Hrn. V. Ehre macht; so ist vielleicht unser Geschmack daran schuld. Wir können aber nicht läugnen, daß wir nicht gern bey einem Gegenstande der schönen Künste Psychologie lesen, und überdieß scheint es uns, daß derjenige, der die ganze Frage beym Schlusse des vorigen Abschnitts nicht verstanden hat, schwerlich das folgende lesen dürfte.

Im neunzehnten Abschnitte folgen noch einige Kritiken, über das Schild des Homers und des Boivins Zeichnung desselbigen. Herr L. glaubt, Boivin habe zu viele besondre Gemählde, die er auch von zwölfen auf zehen reducirt, auf demselben gefunden, und nicht bemerkt, daß der Künstler nur einen einzigen, aber so prägnanten Augenblick gewählt, daß das Vorgehende und Folgende daraus verstanden werden muß; der Dichter hingegen, eben dieß Vorgehende und Nachfolgende zugleich mit hat ausdrücken müssen. Wir sind überzeuget, daß ein Künstler in Ausfertigung dieses Schilds sich so verhalten müssen, aber wir zweifeln, ob Homer diese feinen Begriffe vom Unterschiede der Dichtkunst und materiellen Vorstellung in einem Basrelief gehabt, und daß er bey sich so gedacht habe: als Dichter, führe er eine ganze

Reihe von Handlungen an, welche Vulkan, als ein vollkommner Artist, auf dem Schilde nur durch einen interessanten Augenblick angegeben haben würde. Wie nachher Herr L. selbst eingesteht, kann Homer von der Mahlerkunst zu seiner Zeit noch keine sehr feinen Begriffe gehabt haben.

Körperliche schöne Gegenstände kann die Poesie am wenigsten vortheilhaft vorstellen. Die Wirkung davon muß schwach seyn, da die verschiednen Theile aus deren Uebereinstimmung die Schönheit entsteht, im Gedicht sich nicht auf einmal übersehen lassen, sondern nur einzeln und nach und nach. Der Saz, den andere auch eingesehen haben; (denn die Erfahrung giebt ihn gar zu leicht an die Hand, nur den Grund haben andere nicht anzugeben gewußt. Dubos Refl. T. I. Sect. 13.) der Saz also wird durch Alcinens Schilderung aus dem Ariost, als ein deutliches Beyspiel, erläutert. Homers und Virgils Geschicklichkeit im Unterlassen, im Nichtthun, wo sich nichts mit Vortheil thun läßt, und der Kunstgriff Anakreons im Gemählde seines Mägdchens und des Bathylls wird entwickelt. XX. Abschnitt.

Allein, die Poesie weiß ihr Unvermögen in diesem Stücke durch mehr, als einen Kunstgriff zu ersetzen. Sie drückt die Schönheit durch ihre Wirkung und den Eindruck aus, den sie macht. Z. E. Helena beym Homer V. 156-158. Sie verwandelt ferner die Schönheit in Reiz dadurch, daß sie dieselbe in Bewegung setzt. XXI.

Hin-

Hingegen mißglückt es der Mahlerey, wenn sie Schönheit durch die Wirkung ausdrücken will. Herr L. zeigt es an dem vom Caylus, aus der angeführten Stelle Homers, vorgezeichneten Gemählde der Helena. Gierige Blicke, staunende Bewunderung soll sich auf den Gesichtern der kalten Greise zeigen. Wie lächerlich, wie ekel würde die Aussicht dieser alten Susannenbrüder seyn! Die Helena hingegen stellt er verschleyert auf, so wie sie der Dichter eingeführt hatte. Man denke sich die Wirkung im Gemählde hievon in der Vergleichung mit der Helena des Zeuxis, die nackt da stand. Aus dem allen bestätiget sich nicht nur der Unterschied zwischen dem, was Poesie, und was Kunst leisten kann, immer mehr und mehr; sondern es wird auch offenbar, Homerische Nachahmung bey einem Artisten ist nicht, ihm eben seine Gemählde abborgen, sondern sich den Geist Homers eigen machen, die Einbildungskraft mit seinen erhabenen Zügen anfüllen, denken, und sehen, wie er, u. s. w. Man sehe S. 224-226. auch die beyden feinen Betrachtungen über des Phidias Jupiter, und den Apollo im Belvedere, mit der sinnreichen Erklärung der Stelle aus dem Homer, Il. γ. 210. 211. S. 227-231.

Häßlichkeit kann der Dichter eher ausdrücken. Man sieht es an Homers Thersit, weil durch Herrechnung der einzelnen Theile und Ingredienzien der Häßlichkeit ihre Wirkung nicht so vereitelt wird, wie bey der Schönheit; nach dem höhern Grundsatze der Empfindung, daß das Widrige allezeit leichter,

 wo

wo nicht mächtiger, auf unser Gefühl wirkt, als das Angenehme. Auch braucht der Dichter das Häßliche, um die vermischten Empfindungen des Lächerlichen und des Schrecklichen hervorzubringen. Man verfolge mit seinen Gedanken die feinen Betrachtungen über diese beyden Empfindungen, S. 233-238. Der Mahler kann sich des Häßlichen der Formen nicht mit gleichem Vortheile bedienen; es bleibt allzeit, auch in der Nachahmung, beleidigend, und stört das Vergnügen, das auch sonst die Kunst des Artisten gewährete. Die Ursachen liegen darinnen: Bey der Nachahmung der Häßlichkeit lösen sich die unangenehmen Empfindungen in keine angenehmere durch die Erinnerung auf, daß es eine bloße Vorstellung sey; häßlich bleibt häßlich, so wie Ekel Ekel bleibt, es mag der Gegenstand wirklich oder nachgeahmt seyn. Auch zu Erreichung des Lächerlichen oder Schrecklichen, ist die Beymischung der häßlichen Formen nicht ganz so bequem in der Mahlerey, als in der Poesie; das Häßliche erscheint im Gemählde in seiner ganzen Kraft, durch die Coexistenz der Theile, und weil die Vorstellung bleibend und fortdaurend ist, so behält endlich der Abscheu die Oberhand. Einen zweyten Grund, warum die Häßlichkeit der Formen kein Gegenstand für die schöne Kunst ist, findet Herr L. in der Natur der Empfindung des Häßlichen selbst; sie ist an und für sich, so wie der Ekel, mit keiner angenehmen Vorstellung vermischt, und kann nichts als Unlust verschaffen. Aber kann der Dichter auch das Ekelhafte, wie das Häßliche, wenigstens

nigstens als ein Ingrediens zu vermischten Empfindungen brauchen? Herr L. bejaht es, und erweist es durch Beyspiele, daß sowohl das Lächerliche als das Schreckliche, durch das Ekelhafte vermehrt werden könne. Aber wider den Gebrauch, den der Mahler vom Ekelhaften machen kann, hat er Einwendungen. S. 249-261.

Die folgenden Abschnitte XXVI. bis XXIX. enthalten einige Bemerkungen über Herrn Abt Winkelmanns Geschichte der Kunst, welche Herr L. damals zuerst erhalten hatte. Ersterer hatte den Laokoon bis in die Zeiten Alexanders hinauf gesetzt. Herr L., der überall mit mehrerer Behutsamkeit und Gründlichkeit zu Werke gehet, bringet nicht nur Schwierigkeiten dagegen vor, sondern macht es auch sehr wahrscheinlich, daß diese Statue nicht eher, als unter den ersten römischen Kaysern, verfertiget seyn kann. Ueber den Borghesischen Fechter, macht Hr. L. S. 284. f. eine Entdeckung, die uns sehr überraschet hat, und wider die wir noch nichts einzuwenden wissen, daß es eine Vorstellung des Chabrias sey, nach Anleitung der Stelle beym Nepos Chabr V. Der letzte Abschnitt enthält noch einige im Winkelmann bemerkte Unrichtigkeiten, die wir aber hier übergehen.

Wir wollen dagegen noch einige von den zerstreuten Anmerkungen beyfügen, ohngeachtet der Leser voraussehen muß, daß sie zum Theil von ihrer Deutlichkeit und Brauchbarkeit dadurch verlieren, weil sie außer dem Zusammenhang angeführt sind.

Man findet auf keinem Kunstwerke der Alten, weder von denen, die noch übrig sind, noch unter

denen, deren die Alten gedenken, eine Furie — weil ihre Wuth keiner Schönheit fähig war. Bey dieser Gelegenheit wird eine weit richtigere Erklärung des bekannten Basrelief, das den Tod Meleagers vorstellt, beygefüget, als Spence und andere gegeben haben. Denn Spence hatte zwo Furien darauf zu finden geglaubt, S. 16. 17. 18. Aber S. 106. c) wird diese Bemerkung genauer bestimmet, und auf eigentliche Kunstwerke eingeschränkt. Wo es blos auf sinnbildliche Vorstellung ankam, können Furien vorgestellt worden seyn, und sind es auch.

Timanth verhüllte Agamemnons Angesicht, wie die gemeine Meynung ist, nicht, weil der Schmerz eines Vaters über allen Ausdruck ist; der höchste Grad des Affekts hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken; sondern weil es die Grazien der Kunst verboten; der Ausdruck würde eine häßliche Verzerrung gewesen seyn. S. 18. 19.

Ein alter bärtiger Kopf, mit aufgerißnem Munde ist kein Jupiter, der Orakel ertheilt, wofür ihn Montfaucon hält. Um Orakel zu geben, brauchte es kein Schreyen; und eine solche Gebärde ist wider das Ideal an einem Gott. S. 21.

Im Gemählde des Timanth kann Ajax nicht schreyend vorgestellt gewesen seyn, wie Valerius Maximus erzählt; es würde das Gemählde hiedurch geschändet worden seyn. S. 21.

Im

Im Plin XXXIV, 9. wird eine verstümmelte Stelle glücklich verbessert: Syracusis autem *Philoctetem* claudicantem, cuius &c. S. 22. 23.

Dem Dichter Philipp in der Anthologie, wird vom Herrn L. S. 27. wohl mehr Scharfsinn beygelegt, als er wirklich gehabt zu haben scheint. Auch das dreyzehnte Gedicht, B. IV. c. 9. scheint anzuzeigen, daß Philipp den Ausdruck an der Medea blos witzig hat erheben wollen.

Die Stelle im Sophokles Philoktet 702. 703. wird sehr wohl erläutert, und κακογειτων ein Gesellschafter im Unglück erkläret. S. 25-38. a)

„Ich bekenne, sagt Herr L. S. 43. daß ich an „der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Ge„schmack finde" (und gewiß, es ist öfterer seichte Declamation, als reife Erwägung der Dinge und tiefe Einsicht darinne,) „am allerwenigsten aber „an der, die er in dem zweyten Buche seiner Tuscu„lanischen Fragen über die Erduldung des körper„lichen Schmerzes auskramet. Man sollte glau„ben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr „eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des „Schmerzes. — Dem verdammten oder feilen „Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun „und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher „Laut gehöret, keine schmerzliche Zuckung erblicket „werden. — Die tragische Bühne erfodert ein ge„rade entgegen gesetztes Betragen. Ihre Helden „müssen Gefühl zeigen. — Ich bin der festen „Meynung, daß die gladiatorischen Spiele die vor„nehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem

„Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen „geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem „blutigen Amphitheater alle Natur verkennen. — „Das tragischste Genie, an diese künstliche Todes„scenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Ro„domontaden verfallen.“ — Eine schöne Bemerkung! Man setze noch den Mißbrauch der damals herrschenden stoischen Weltweisheit hinzu, so wird uns das Eigne der tragischen Bühne unter den Römern ziemlich begreiflich seyn.

Das Uebertriebene, daß sich in den Nachahmungen witziger Köpfe zeigt, die selbst Original dabey scheinen wollen, wird an Petrons Beyspiel sehr wohl gezeiget. S. 54. Anmerk. f)

Das Uebliche war überhaupt bey den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst, die Schönheit, sie auf die völlige Entbehrung desselben führe. S. 66.

Ein schwebender Körper, ohne eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, ist eine Ungereimtheit, von der man in den alten Kunstwerken kein Exempel findet. Deßwegen halten einen schwebenden Körper gemeiniglich entweder Flügel, oder er ruht auf Wolken. Und es befindet sich dieses in der That also, wenn man nur an die Apotheosen, z. E. der Faustina in des Bellori Arcubus Triumphal. n. 49. denket. Herr L. macht daher Schwierigkeiten gegen den Abdruck von einer Münze, welche Spence, nach dem Addison, zur Erklärung der Stelle im Juvenal Sat. XV. 100 - 107. nudam effigiem clypeo fulgen-

fulgentis et hasta Pendentisque dei anführet, wo ein schwebender Mars sich der Rhea Sylvia nähert. Die Stelle selbst, deucht uns, wird am natürlichsten in der alten Glosse erklärt, quasi ad ictum se inclinantis. S. 81. c) f. daß überhaupt Mars im Ausfall ausgedrückt wär. So ist der auriga pendens beym Silius Italicus VIII, 283. Aen. V, 147.

Noch müssen wir in der Note S. 84. zur 5ten Zeile zu den Worten: **wird man vergebens darnach durchblättern**, folgende Auflösung beyfügen: Das hier erwähnte Basrelief in des Bellori Admirandis (welches eben dasselbige ist, so in des Montfaucon Suppl. T. p. 183. sich befindet,) steht in der neuesten Ausgabe von 1693. Tab. 5. fehlt aber in der ersten. Doch ist Mars daselbst nicht in einer schwebenden Stellung, sondern er geht.

In der 2ten Zeile der Note auf der 85. S. sagt Herr L. **daß man in alten Kunstwerken kein Exempel schwebender Figuren fände.** Allein an dem sogenannten tiberischen Achat, welches der berühmte Achat in der heiligen Kapelle der Kirche de Nôtre Dame zu Paris ist, fällt uns dergleichen Exempel an derjenigen Figur bey, welche Le Roy in der, im Polenus Thesauro T. II. stehenden Abhandlung, wiewohl sehr unwahrscheinlich, für Rom ausgiebt, sowohl als an der hinter derselben schwebenden Figur. Man findet deren Abbildung auch in des Morells Columna Trajana, wo die Meynung des Alb. Rubens, des Harduins und Tristans beygefügt sind.

Die 90. Aesopische Fabel, vom Merkur beym Bildhauer, erhält eine feine Erläuterung. S. 88. f. Hingegen dürfte S. 103. a) aus tumere wohl zu viel gefolgert, und S. 105. sollte υβριζαι durch entstellen, schänden ausgedruckt worden seyn. Auch S. 112. dürfte beym Codinus und Suidas das Tympanum wohl nicht anders als auf das der Cybele eigenthümliche Instrument der Pauke zu ziehen seyn, da Vesta, Cybele, die Erde, so häufig für einerley angesehen werden.

In einer Anmerkung S. 121. a) von Vorstellung des Todes und des Schlafes, wird des guten Geschmacks der Alten auch hierinnen gedacht, die weit entfernt waren, ein ekles Todtengerippe dazu zu wählen. Beyläufig gedenken wir, daß doch Silius auch schon in das Ekle gefallen ist, XIII, 560. nigrum pandens mors lurida rictum. Herr Abt Winkelmann führt in der Abh. von der Allegorie. S. 81. drey Beyspiele von Todtengerippen auf alten Basreliefs an; wiewohl ihrer eigentlich nur zwey sind; denn Spon redt an beyden Stellen von eben demselben. Da aber auch noch Gerippe auf zwey geschnittnen Steinen vorkommen, so scheint es schwer zu seyn, zu behaupten, wie Herr L. äußert, daß die Alten den Tod nie unter dem eklen Bilde eines Gerippes vorgestellt haben sollten. Nur hat dieß die schöne Kunst nicht gethan. Eben daselbst wird des Basreliefs an der Kiste zu Elis beym Pausanias Eliac. XVIII. gedacht, wo Herr L. die Worte: αμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας lieber: beyde mit übereinander geschlagenen Füssen,

Füssen, als mit krummen Füssen übersetzen will. „Was sollen die krummen Füsse ausdrücken?“ — Die Frage ist natürlich, allein, wenn sie sich auch nicht beantworten ließe, so können dem Sprachgebrauche nach, διεστραμμένοι τους ποδας doch nichts anders als krummfüsichte Knaben seyn. Vermuthlich lag eine gewisse symbolische oder allegorische Vorstellung dabey zum Grunde. Man denke an die hinkende Rache, und an die hinkenden Litä beym Homer Il. 10, 499. Auch Tibull II, 1. am Ende hat *incerto* somnia vana, (oder wie Brouckhuß liest, gar vara) *pede.*

Von der körperlichen Größe, die Homer seinen Göttern beyleget. S. 135. c) und daß das Colossalische in der Abbildung der Götter aus dem Homer entlehnt sey; (ebendas.) (den versprochnen Anmerkungen vom Colossalischen sehen wir mit Verlangen entgegen.) von der Zweydeutigkeit und dem Mißbrauche des Worts Gemählde in der Poesie, das man lieber mit den Alten, Phantasieen nennen sollte, S. 149. sind verschiedne gute Bemerkungen und Gedanken eingestreuet. Wenn Dares die Helena beschreibt: notam inter duo supercilia habentem, so vermuthet Herr L. daß nicht sowohl von einem Maal, als von dem kleinen Zwischenraum, zwischen den Augenbraunen die Rede sey. Er fügt eine kritische Muthmaßung bey, daß moram statt notam zu lesen seyn möchte. Das aus dem Seneca angeführte Beyspiel zeigt, daß mora ein Hinderniß, der Zwischenraum von einem zum andern seyn kan, wenn dadurch die Bewegung der

einen

einen Sache gegen die andre aufgehalten wird. Vielleicht steckt Herr L. Erklärung im Worte nota selbst, das statt discrimen stehet: so wie vermischte Sachen, res confusae keine notam haben, also auch nicht unterschieden werden können.

Die Stelle des Plinius, in der Zuschrift, S. 5. der Hard. Ausg. wo nur von drey Künstlern gesagt wird, sie hätten in ihren Aufschriften, in der vollendenten Zeit ἐποίησε gesetzt, und nicht, wie andre, ἐποίει, rettet Herr L. gar schön von einer anscheinenden Unwahrheit, da so viele Inschriften der Künstler das Gegentheil lehren, indem er entdecket, daß Plinius blos von den ersten alten Meistern, den Schöpfern der bildenden Künste (pingendi fingendique conditores) rede. S. 276. f. In einer Anmerkung, S. 280. e) welche die Aufsuchung dieser drey Werke im Plinius betrift, wird gelegentlich eine Muthmaßung über eine Stelle beygebracht. lib. XXXV. Sect. 10. wo auf einem Gemählde: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cuius supra caput *tabula bigae* dependet, Nicias scripsit, se inussisse. Vielleicht, sagt Herr L. stand anfangs cuius supra caput πτυχίον dependet, quo N. Die Muthmaßung ist kühn, macht aber Herrn L. Ehre. Uns hat es immer geschienen, daß in dem tabula bigae ein Theil oder Stück am Wagen stecke, der hier als ein Emblem des Sieges beygemahlt war, wie sonst auf Basreliefs und geschnittnen Steinen andre Attributa des Wettlaufs beygefügt werden, um dem Sieg

darin-

darinnen anzudeuten. Mit wie viel Verlangen sehen wir nicht dem 2ten Theile dieses vortrefflichen Buchs entgegen!

V.

Cortes, von Friedr. Wilh. Zachariä. Erster Band. Braunschweig in Commission der Fürstl. Waisenhaus Buchhandlung. 1766. 14 B. kl. 8.

Die Epopee ist unstreitig einer der schwersten, der größten und edelsten Arten der Dichtkunst, eine Arbeit, zu welcher sich alle Kräfte des Genies vereinigen müssen, wenn sie vollkommen werden soll. Nachdenken und Einbildungskraft, Feuer und kaltes Blut mischen sich selten in dem Temperamente eines Dichters, und sind doch zur Erschaffung der Epopee nothwendig. Man nehme dazu die Kenntniß der Welt und der größten Gegenstände in der Natur, das feinste Studium des menschlichen Herzens, die schärfste Kenntniß der Sprache und der Schreibart, die man so in der Gewalt haben muß, daß man seinem Gedichte gleich glücklich den Ton der Erzählung, und den Schwung der Begeisterung geben kann, so sieht man leicht,

ce penible Ouvrage
Jamais d'un Ecolier ne fut l'apprentissage.

Deutschland sieht noch immer sein glücklichstes Genie

Genie auf dieser Laufbahne mit einem rühmlichen Vorzuge fortgehen, schon nah am Ziele, schon im Angesichte Virgils und Homers, indeß so viel andre, die sich mit Verwegenheit in diese Laufbahn hineinstürzen, so bald entkräftet und erschöpft zu Boden sinken. —

Herr Zachariä, bisher ein Liebling der scherzhaften Heldenmuse, konnte sich mit einer gewissen Zuversicht an die ernsthaftere Epopee wagen; er liefert uns hier den Anfang eines Heldengedichts, wovon diese vier Gesänge erst der sechste Theil sind. Es ist schwer, ein Werk zu beurtheilen, wobey soviel auf Anlage, Anordnung der Theile, und glückliche Ausführung ankömmt, wenn man nur den ersten Anfang desselben vor sich hat. Unsre Beurtheilung wird sich daher nur auf diejenigen Theile einschränken, welche beym Eingange und der Anlage einer Epopee in Betrachtung kommen. Indeß wünschten wir beynahe, daß Herr Z. der Welt den Plan seiner ganzen Arbeit vor Augen gelegt, und sich darüber die Erinnerungen der Kunstrichter gesammelt hätte; ob wir es gleich gar wohl wissen, daß der erste Entwurf des Dichters während der Ausarbeitung ungemein viel Abänderungen zu leiden pflegt. Von der Wahl des Inhalts finden wir auch nichts nöthig zu erinnern; das Süjet an sich scheint uns allerdings wichtig, und einer großen Ausführung fähig. Von dem Wunderbaren und den Maschinen, welche Herr Z. in seine Haupthandlung mischt, wollen wir hernach reden, wenn wir diese vier Gesänge durchgegangen sind. Ihren Inhalt dürfen wir nicht aus-

ausziehen, da man ihm am Ende dieses Bandes von dem Dichter selbst wiederholt finden kann.

Erster Gesang. Der Dichter hebt mit dem Vortrage seines Gegenstandes an:

> Corteseus Thaten, wie er voller Muth
> Mit Siegerhand in eine neue Welt
> Europens Donner trug, und Mexico
> Vom Gipfel seiner Macht herunter riß,
> Will ich besingen.

Hier ist ohne Zweifel zu viel versprochen; der Augenschein giebt es, daß nur die Eroberung von Mexico, wo Cortes sich schon bey Eröffnung des Gedichts aufhält, besungen werden soll. Wir nehmen uns daher die Freyheit die Worte: wie er voller Muth — Donner trug wegzustreichen, oder (freylich prosaischer) zu lesen: welcher voller Muth ꝛc.

Die Anrufung des Dichters ist an die Begeisterung gerichtet; dieß mißbilligen wir nicht, aber das würde uns befremden, daß diese Begeisterung

> bald des Helikons
> Bewohnerinn, bald der verklärten Höhn
> Des Sinai und Thabor

angeredet wird; wenn nicht die Einmischung der höhern Geister in das Gedicht diese Anrede zu rechtfertigen schien. Zugleich bittet der Dichter um die Begleitung der Wahrheit, und trägt die Moral dieser Epopee vor:

> daß die Welt
> Mit gleichem Abscheu vor der Götzen Dienst,
> Vor frommer Schwärmerey, und Durst nach Gold,
> Des Christen Wuth, der Heiden Laster seh.

Die

Die folgende Anrede an die Europäer, welche sie zur Aufmerksamkeit auf den Gesang des Dichters erweckt, ist schön, und vorzüglich der Schluß. S. 6. Reißt euch der Ruhm rc.

Bey der Einführung des Helden S. 8. f. f. sey es uns erlaubt eins und das andre zu erinnern. Wir wünschten eine Person, welche das ganze Gedicht hindurch die Blicke des Lesers auf sich ziehen soll, mehr charakterisirt zu sehen. Eine schöne Grundlage dazu hätte der Verfasser in der vortrefflichen Geschichte des Antonio de Solis, dem er sonst gefolgt ist, gefunden. (*) Wir wissen freylich wohl, daß sich der Charakter eines Helden am besten in seinen Handlungen selbst schildert, und können noch nicht urtheilen, wie er sich aus der Folge des Gedichts wird bestimmen lassen; beym Cortes aber hätten wir es wenigstens für viele Leser gewünscht, denen derselbe in diesen vier Gesängen noch ziemlich zweydeutig vorkommen muß. Der zirkelförmige Zug:

Noch manche Hinderniß, die nur ein Geist,
Dem seinen gleich, besiegt,

läßt seinen Muth sehr unbestimmt. Hiernächst dünkt uns diese Stelle nicht die gehörige Würde, den rechten Anstand zu haben, und wir glauben hier eine vorzügliche Nachläßigkeit in dem Bau der Verse und im Ausdrucke bemerkt zu haben. Man lese z. B. gleich die ersten vier Zeilen, und hernach folgende:

Niemand war
Von dem unglücklichen halb nackten Volk,

Der

(*) Historia de la Conquista de Mexico. En Amberes, 1704. Fol. Lib. I. cap. IX. p. 31. 32.

Der nicht geglaubt, der Europäer sey
Vom göttlichen Geschlecht.

In der folgenden Rede des Montezuma hebt sich der Ausdruck wieder; am edelsten ist er in folgenden Versen:

— Sind dieß Menschen bloß? Welch eine Kunst
Hat sie gelehrt, des Himmels Wetterstrahl
In Röhre fassen? Wer gab ihrer Hand
Das Mörderschwert, zweyschneidig, spiegelhell,
Das ganze Glieder von dem Körper trennt ꝛc.

Auch die folgende Beschreibung des Pferdes ist vortrefflich, und desto schätzbarer, je eigensinniger der Ausdruck gegen den Dichter ist, wenn er dergleichen Gegenstände mahlen soll. Von Gatumozin, diesem edeln jungen Helden, der so schön beschrieben wird, erwarteten wir S. 22. eine feurigere, und kürzere Rede. Hier litte die Versifikation wieder viel Verbesserung. Das Gleichniß S. 26. f. scheint uns nicht ganz schicklich zu seyn. Die Situation des Montezuma paßt nicht auf die Umstände des Jünglings, der, die Angel in der Hand, am Strome sitzt, und sein Auge an der Landschaft weidet, die sich im Wasser spiegelt. Das Haupt des Europäers muß in Montezumens Seele eine ganz andre Bewegung hervorbringen, als der offne Rachen eines Caimans in der Seele des Jünglings; Entsetzen, Schauder, aber mit dunkler Freude und innerm Triumph über die Sterblichkeit der Europäer vermischt. Beym Gatumozin ist diese Freude nur lebhafter, und entwickelt

sich sogleich, und hier redet dieser junge Held (S. 28.) seinem Charakter und Affekte gemäß. Auch das Gleichniß S. 30. welches Montezuma und einen Tyrannen vergleicht, den der Mord eines Unschuldigen beunruhigt, hat wohl gar zu viel Aehnlichkeit mit dem Verglichenen, und den meisten Umständen, worinn er sich befand. Das Uebrige des Gesanges hält sich in dem wahren Tone der epischen Art zu erzählen. Die Beschreibung des Tempels hat viele schreckliche Schönheit; vielleicht hätte sich der Dichter noch einige Züge aus der Beschreibung des de Solis (*) zu Nutze machen können, welcher auch den Sitz des Abgotts, und andre Theile des Tempels umständlicher schildert. Das schreckliche Gelübde, welches Montezuma seinem Götzen thut, dünkt uns übertrieben zu seyn, und kaum die Entschuldigung mit einer schwärmerischen Unbesonnenheit zu vertragen:

> Dafern — — ein Einziger
> Der schweren Straf entgeht, ein Einziger
> Zurück ins Land des Aufgangs kehren kann;
> So treffe selbst mich der gesprochne Fluch, u. s. f.

Zweyter Gesang. Wir können uns zwischen diesem und dem vorhergehenden Gesange keinen Zwischenraum der Zeit denken, und doch sollte man ihn aus dem Anfange des zweyten vermuthen:

> Schon stieg das Winseln der Geopferten
> Gen Himmel auf, u. s. f.

Sonst

(*) Lib. III. C. XIII. p. 264.

Sonst ist der Eingang dieses Gesanges sehr schön; das Feyerliche desselben ist auch durch die schreckliche Cärimonie, die am Schlusse des vorigen beschrieben wurde, glücklich vorbereitet. Vom Throne Gottes wird der Leser zum Aufenthalte der verworfenen Geister geführt, wo Adramelech in einen heftigen Streit mit Satan geräth, welcher durch Belial gestillt wird. Wir erinnern hier nur, daß wir, bisher wenigstens, weder die Nothwendigkeit dieser Erdichtung, noch ihren Zusammenhang und Einfluß in die Haupthandlung des Gedichts einsehen können. Warum eilt Adramelech aus seinem Götzentempel zur Hölle? Will er Beystand von Satan haben? Warum wird er denn so erbittert, da dieser das Werk ausführen, und die Spanier bezwingen will? Warum entsteht dieser ganze Streit? Wozu endlich die Erscheinung, welche Adramelech dem Montezuma im Traume widerfahren läßt? Ihn desto mehr wider die Spanier aufzubringen? Aber hatte er nicht schon zu Ende des vorigen Gesanges den Tod der Spanier mit den schrecklichsten Verwünschungen beschlossen? Zudem ist der Traum selbst und die vorgegebene Absicht desselben ziemlich schielend. Adramelech, unter der Gestalt des Schutzgeistes, wiederholt erstlich seinen längst gegebenen Orakelspruch, daß die Christen sein Reich bezwingen sollten, und dann verspricht er ihm doch vielleicht Sieg über die Christen. Kurz, dieser ganze Gesang, und die episodische Dichtung, die er enthält, dünken uns gar nicht zum Wesentlichen des Gedichts erforderlich zu seyn, noch

die Handlung zu befördern, und das sollte doch jede Dichtung, jede Episode in der Epopee. Vielleicht war der Uebersetzer des Miltons noch zu voll von den Ideen dieses Dichters, als er die Anlage zu diesem zweyten Gesange machte.

Dritter Gesang. Der Dichter führt uns wieder zu den Engeln zurück; Uriel ist von Gott an Eloah abgesandt. An sich gefällt uns die Dichtung, daß unsre Welt nur die äussere Schaale des Erdballs sey, und die zweyte Rinde von Unsterblichen und den verstorbenen Frommen bewohnt werde.

> Dieses wird dereinst,
> Wenn sich die letzte der Aeonen schließt,
> Und, von der innern Glut zuletzt verzehrt,
> Die äußre Rinde dieser Welt zerspringt,
> Die neue Erde seyn, der Aufenthalt
> Der Seeligen.

Die Beschreibung dieses Aufenthalts S. 111. ist reitzend, so wie die Schilderung des Hains S. 121. ff. Nach dem Traumgesichte des Cortes, in welchem ihm ein Engel, sein zweyter Schutzgeist, Muth einspricht, wird dieser Held nur noch unruhiger und zweifelhafter; wir sehen hier wieder nicht, daß dieses Gesicht nothwendig war. Cortes macht sich über Montezumens Höflichkeit Bedenken, und hält sie für Verstellung; wir glauben, ein Mann mit Cortesens Absichten konnte nichts anders, als verstellte Höflichkeit von einem Könige erwarten, den er im Besitze seiner Länder stören wollte, und mit dem er bisher selbst auf die verstellteste Art umgieng.

gieng. Ist wohl die Gesinnung eines Helden würdig:

> Wie brennt mein Wunsch, die Neigung dieses Volks
> Zu forschen; ob ihr Herz noch gegen uns
> Mit Redlichkeit erfüllet ist.

Das heißt, ob sie einfältig genug sind, uns keinen Widerstand zu thun. Es sieht hier um das Interesse des Lesers zu mißlich aus. Die folgende Episode gefällt uns beynahe unter allem am besten, was wir bisher von diesem Gedichte vor uns haben; und der Dichter wird ohne Zweifel diese interessante Liebe Gusmanns und Almeriens, einer Tochter des Montezuma in der Folge zu nutzen wissen. In den Beschreibungen verdient die gute Beobachtung des Ueblichen alles Lob, und sie erhalten durch das Fremde desto mehr Neuheit und Reitz. Das Lied, welches die Tänzerinnen der Prinzessinn singen, ist allerliebst; wir müssen es hersetzen:

> Singt, o Gespielen, singt ein würdig Lied
> Der Kaisertochter, die ihr itzt im Tanz
> Umschlossen haltet! Montezumens Stolz,
> Sein Ebenbild ist sie! singt ihr ein Lied.
>
> Erheitre dich rings um sie her, Natur!
> Ihr Winde, die ihr von den Andes haucht,
> Weht sanfter! senge nicht mit heissem Strahl,
> O Sonne, sie! Orangen, duftet ihr!
> Almeria lustwandelt in dem Hain.
>
> Almeria, wie dunkles Ebenholz
> Ist dein Gesicht; die Wolle von dem Baum
> Ist nicht so kraus, als wie dein schwarzes Haar;

Dein Federschurz ist bunter als die Luft,
Wenn sie bemahlet wird vom Morgenroth;
Ist schöner, als des Regenbogens Glanz,
Der über Mexico sich schimmernd wölbt.
Leih deine Sternenaugen, ihr zum Schmuck,
O königlicher Pfau! ihr, Colibri,
Reicht ihr die Federn von Azur und Gold.
Mit Purpurmuscheln wollen wir dein Haar,
Almeria, erhöhn, und Perlenreihn
Dazwischen flechten; und ein Blumenbusch
Von Diamanten schmücke deine Stirn!
So soll der Jüngling, welcher aus dem Blut
Des großen Montezuma stammt, dich sehn.
Er, schön, und tapfer, wie der Kriegesgott,
Trägt deine Fesseln, o Almeria!

Vierter Gesang. Die Charaktere der spanischen Helden sind sehr wohl gezeichnet, und mit Vergnügen erkennen wir Homers Manier darinn. Auch die Reden dieser Männer in der Versammlung passen sich zu ihrem Charakter. Nur die Rede des Cortes, S. 183. ff. kömmt uns zu schwach, und zu gedehnt vor. Sie müßte es nicht seyn, wenn das Bild sich auf sie schicken sollte:

So wie des Orellana Riesenstrom
Sich unaufhaltsam nach dem Ocean
Zuwälzt, und wallt, und wilde Wogen schlägt;
In seinen Strudeln rollen Wälder fort,
Und Inseln, deren schreckliches Geheul
Sich mit dem Brausen seiner Wellen mischt:
So strömt Cortesens Rede.

Da

Da übrigens Herr Z. einmal die höhern Geister in seine Helden wirken läßt, so hätten wir geglaubt, er würde diese große Unternehmung des Cortes, die in der That ungemein kühn war, durch eine solche höhere Kraft wirken lassen, wenigstens hätte ihm die Erscheinung im Traume diesen Entschluß eingeben können. Bey der Gefangennehmung des Montezuma wissen wir nicht, für wen sich die Leser am meisten interessiren werden. Wir denken immer, für einen Kaiser, der seinen Pallast verlassen muß, um den alles weint, dessen Knie seine Töchter (und eine von ihnen ist Almeria) jammernd umfassen, der dabey sich zu fassen weiß, und seine Unterthanen tröstet. Indeß liegt die Schuld nicht an dem Dichter; er ist es nicht, der seinem Helden das Herz des Zuschauers entreißt. Alle diese Umstände haben ihren wahren Grund in der Geschichte, und sind vom Antonio de Solis (*) fast eben so ausführlich beschrieben.

Dieß sind die Bemerkungen, welche wir bey Durchlesung dieses Gedichts gemacht haben; sie sind alle aus dem Wunsche entstanden, alle Theile dieser Epopee einander ähnlicher, und dadurch das Ganze desto vollkommner zu sehen. Itzt wollen wir noch unsre Gedanken über das Wunderbare und den Ton dieser vier Gesänge überhaupt hersetzen; wir gehen in dieser Absicht zu der Vorrede zurück.

Herr Zachariä vertheidigt sich hier wider verschiedne Einwürfe, die man ihm über sein Gedicht

(*) Lib. III. C. XIX. p. 300.

gemacht hat. Der erste betrifft die Wahl des Helden, dem man so viele Grausamkeiten zur Last legen kann. Wir glauben mit dem Herrn Z. daß ein vollkommen tugendhafter Held weniger interessire, als ein solcher, in dessen Charakter einige Fehler hervorstechen. Nur, glauben wir, müssen diese Fehler nothwendige Folgen starker Leidenschaften seyn, die übrigens seine Größe befördern, und den heroischen Geist bilden. Jachzorn, Eigensinn, Rachsucht, Verwegenheit u. dergl. sind von dieser Art; andre Leidenschaften z. B. die Habsucht, entehren die übrigen Eigenschaften des Helden zu sehr. Cortes ist ein Held, dem man große Eigenschaften, und solche Fehler beylegen kann, welche uns für ihn interessiren können; vielleicht war er von den Fehlern andrer Art nicht frey, und seine Grausamkeiten waren oft Folgen niedrer Leidenschaften; allein das ist der Kunst des Poeten erlaubt, diese durch jene zu verbergen. Wir wünschten also nur, daß Herr Z. seinen Helden immer in solche Stellungen brächte, daß er unser Herz nothwendig mehr einnehmen müßte, als seine Feinde. Die Gefangennehmung des Montezuma wäre ohne Zweifel für den Cortes rühmlicher geworden, wenn man den Leser mehr auf die Gefahren der Unternehmung, und auf die Nothwendigkeit derselben aufmerksam gemacht hätte, und das Verhältniß des Montezuma mit seinen Unterthanen weniger vortheilhaft hätte zeigen können.

Der Einwurf, ein Deutscher müsse keinen fremden Helden wählen, ist freylich zu nichtsbedeutend,

deutend, und würde vielleicht zu der Zeit mehr Eindruck gemacht haben, als man das für die Vollkommenheit eines schlechten Heldengedichts ansah, daß der Held ein Deutscher war.

Nun kömmt der Verfasser auf den Einwurf wegen des Wunderbaren, welcher schon erheblicher ist. Wir wollen sehen, wie sich Herr Z. vertheidiget hat, und ihm unsre Meynung davon zur Prüfung überlassen.

Der Verfasser glaubt, weil er für Europäer schreibe, so nehmen ja alle das Religionssystem an, welches er in sein Gedicht gebracht hat, und auch selbst die Zweifler würden demselben eben so wenig ihren Glauben versagen, als den Göttern Homers, u. s. f. Aber alles dieß, dünkt uns, thut nichts zur Sache. Es kömmt nicht darauf an, ob man dieß System für sich glaubt, sondern ob uns die Anwendung, welche der Dichter an diesem Orte davon macht, wahrscheinlich vorkommen wird. Wir leugnen das Daseyn der übernatürlichen Wesen nicht, aber die Art ihrer Wirkungen und ihres Einflusses in die Welt kennen wir zu wenig. Milton konnte sich eine solche Art ohne Anstoß von einer Zeit dichten, in welcher der unmittelbare Umgang der Unsterblichen mit den Menschen noch nicht ganz aufgehoben war. Klopstock konnte sie mit allem Rechte in das große Geschäfte der Erlösung wirken lassen. Aber unser Dichter! — Wenn es nur mit dem Vorsatze, den christlichen Glauben auszubreiten, so ganz seine Richtigkeit hätte, und er nicht vielmehr ein Vorwand der Habsucht gewe-

sen wäre! Wenn die Handlungen des Cortes und seiner Gefährten nur alle so beschaffen wären, daß sie den Einfluß der Gottheit und höherer Geister vertrügen! Aber so dünkt es uns zu viel gewagt, wenn man Gott zum unmittelbaren Urheber solcher Veranstaltungen macht, woran Geiz und Herrschsucht den größten, und am Ende doch nicht der wahre Religionseifer, sondern Aberglaube und Schwärmerey einigen Antheil nahmen.

Der Verfasser beruft sich auf Beyspiele, auf den Camoens, Ariost und Voltairen; aber doch wohl nicht im Ernste? Er weiß es ohne Zweifel, daß dieß der einzige und der größte Fehler der Lusiade ist, daß man darinn eine so ungeheure Mischung solcher Maschinen antrifft, die sich gar nicht mit einander vertragen. Und wie kann er, dem diese Mischung schon in der Henriade anstößig ist, sich noch auf den Ariost berufen? Wie gesagt, er thut es gewiß nicht im Ernste.

Nun kömmt Herr Z. zu der Untersuchung, ob die Eroberung von Mexiko das Wunderbare aus der christlichen Religion erlaube; und glaubt, daß die Entdeckung einer neuen Welt und die Ausbreitung des Glaubens wichtig genug dazu sey. Aber ist denn die Eroberung von Mexiko die Entdeckung der neuen Welt? Ist denn die Ausbreitung des Glaubens mehr, als eine kleine Nebenabsicht des Cortes, den auch der Dichter selbst, in diesen vier Gesängen bloß als Eroberer und Feldherrn handeln läßt? Es war vielleicht die Hauptabsicht der Gottheit? Gut! aber wir kennen die Mittel, deren

man

man sich dazu bedient hat, und ist es erlaubt, diese Mittel einer unmittelbaren göttlichen Wirkung zuzuschreiben? Und der Einwurf von der Neuheit der Geschichte ist gewiß so unerheblich nicht, als er dem Verfasser vorkömmt. Der Dichter muß uns doch wenigstens immer durch die Art täuschen, auf welche er seine Maschinen wirken läßt; und das kann er weit leichter thun, wenn die Zeit seiner Handlung entfernt ist, und er überdem noch zu dieser Zeit eine ganz andre Oekonomie voraussetzen kann, nach welcher das Weltsystem regiert wurde. Die Entfernung des Orts trägt auch nach unserm Erachten nichts dazu bey, die Geschichte zu veraltern; er ist entfernt, aber uns desto bekannter.

Wir gestehen es freylich, daß Home uns zu weit zu gehen scheint, wenn er das Wunderbare gänzlich aus der Epopee verbannen will. Allein, die Gründe, welche dieser tiefforschende Mann (*) von dem Nachtheiligen und Unschicklichen anführt, welches oft dadurch veranlaßt wird, verdienten doch die Prüfung des epischen Dichters. Das Wunderbare kann immer dem epischen Gedichte wesentlich bleiben, und doch kann es in einer Epopee verwerflich werden, wenn man nicht die gehörige Art desselben gewählt, wenn man es nicht schicklich und wahrscheinlich eingeflochten hat.

Uebrigens wünschten wir, daß Herr Z. selbst diese Art des Wunderbaren seinem Gedichte nothwendiger gemacht hätte. Denn wir haben schon oben

(*) Elements of Criticism. Vol. I. p. 94. 95. Vol. II. p. 381. f. f.

oben erinnert, wie wenig Einfluß noch zur Zeit die großen Anstalten auf die Haupthandlung haben, welche im Himmel und in der Hölle gemacht werden. Nichts verunstaltet ein Gedicht mehr, als die üble Verbindung seiner Theile; und diesen Fehler möchten wir einer Epopee nicht gerne vorzuwerfen haben, welche einmal eine Ehre unsrer Nation werden kann.

Wider die Versart dieses Gedichts an sich, haben wir nichts zu erinnern; die einzelne Anführung solcher Verse, welche nicht den gehörigen Bau, und, wenn wir so reden dürfen, nicht die gehörige Fülle des Jambischen Sylbenmaßes haben, diese Anführung würde zu weitläuftig seyn; denn wir müssen gestehen, daß wir viel solche Verse gefunden haben. Die Freyheiten, welche uns dieß Sylbenmaß erlaubt, werden gar zu leicht so gemißbraucht, daß man noch unter eine numeröse Prose hinabsinkt, und wo bleibt da vollends der Ton der Epopee? Uns fällt von ungefähr gleich folgendes Beyspiel in die Augen:

Izt übersah die ganze feyrliche
Versammlung mit Zufriedenheit Cortes, S. 173.

In den Reden der handelnden Personen ist diese Nachläßigkeit noch beschwerlicher. Gusmann redet z. B. S. 144. mit Almerien, und heftig und dem Affekte des Zorns gemäß, so lange er Drohungen wider die Spanier ausstößt. Aber nun wendet er sich sich an die Schöne selbst, und ist

das

das die Sprache der Liebe, vollends in der Ueberraschung, worinn er sich befand?

> Doch wer bist du, o Schöne? Dein Gesicht
> Nennt zwar dich Mexikanerinn; doch so
> Denkt nicht, spricht nicht, die von der Kindheit an
> Barbarsche Pracht und Götzendienst erzog —.
> Mein Herz ist dein! Vergieb, Almeria,
> Der Liebe dieß Geständniß, das so schnell,
> So unbereitet, so unausgeführt
> Dich überrascht, u. s. f.

Nein, wir können es dem Dichter nicht vergeben, daß er dies Geständniß so unbereitet, so unausgeführt niedergeschrieben hat. Sonst gefällt es uns, daß er allen seinen Versen eine männliche Endigung gegeben hat, welches allerdings viel zur Pracht und Feyerlichkeit dieser Versart beyträgt. Wir zweifeln nicht, daß Herr Z. diesem Gedichte auch in diesem Stücke noch mehr Reiz und Vollkommenheit geben wird.

VI.

VI.

Christiani Adolphi Klotzii Carmina omnia. Editio emendata et noua. (ohne Anzeige des Orts) 1766.

So sehr die lateinische Dichtkunst, in den periodischen Beeiferungen des so genannten mittlern Weltalters für die Aufnahme der Litteratur, gelehrte Nachahmer der alten Dichter beschäfftigt hat; so haben doch die schönen Wissenschaften von diesem Fleiße, den man auf die Kunst des Alterthums wandte, nur wenigen unmittelbaren Vortheil gehabt. Von dem Perioden der Geschichte an, da die schönen Künste unter das Christenthum aufgenommen wurden, erscheinen in der ganzen Folge der Jahrhunderte, fromme Kirchenlehrer, welche dem Evangelio mit dem erbeuteten Schmucke des Heidenthums, Ehre, Glanz und Ausbreitung verschaffen wollten; Ausleger, oder Lehrer der Schulen, welche durch die besondre Bekanntschaft mit den alten Dichtern, die dichterische Wortfügung und Wortcomposition, ihrem Style eigen machten; Gelehrte, die in den Jahrhunderten, wo lateinisch schreiben, und lateinische Verse machen, allein für Gelehrsamkeit galt, aus Begierde nach diesem Vorzuge, ohne Ausnahme lateinische Dichter seyn wollten; und weil es ihnen in keiner andern Sprache so leicht war, Dichter vorzustellen, ohne dichterischem Genie, lateinische Dichter

Dichter werden konnten. So hat es alle diese Jahrhunderte hindurch, immer genug Virgile, Horaze, Ovide in der lateinischen Sprache gegeben, aber in der Sprache des Vaterlandes, wie wenige? Schon dies verräth den wenigen Nutzen dieser Arbeiten in dem Dienste der schönen Wissenschaften, oder, um es genau zu sagen, ihre Untauglichkeit zur Bildung eines guten Geschmacks. Aber der eigentliche Charakter dieser lateinischen Poesie, welcher so viele Beleidigungen des guten Geschmacks enthält, ist Ursache genug gewesen, daß sie, fern von dem Reiche der Schönheiten der Empfindungen und des Witzes, in das ernste und mühsame Gebiet der Sprachgelehrsamkeit verwiesen ist. Sollte aber die neuere lateinische Poesie die schönen Wissenschaften gar nicht intereßiren, da sie mit der alten in so genauer Vereinigung stehen, und von ihr beydes Muster und Regeln hernehmen? Es kömmt doch einmal so sehr viel auf die Nachahmung der alten Muster an. Sollte nicht die Bemerkung der Verirrungen jener neuen lateinischen Poesie uns auf die rechten Regeln einer solchen Nachahmung führen, durch welche zur näheren Bekanntschaft mit der Kunst des Alterthums, und zur Verschönerung unsrer heutigen, den schönen Wissenschaften gedienet wird.

Schon von den ersten christlichen Jahrhunderten an *), hatten die lateinischen Nachahmer der alten Dichter

*) Einer der ersten, der diese Nachahmung angab, war Nonnus mit seiner epischen Paraphrase des Evangelii Johannis.

Dichter es angenommen, daß ein fertiges Nachsprechen solcher Wörter, die ihrem Dichter eigen waren, nebst einer ungewöhnlichen Composition der Wörter und verworrenen Wortfügung zu einem Gedichte genug wäre. Gedächtniß war ihnen statt des Genies; und die in einen Reim zusammengeraften Wörter, machten ein Gedicht. Selbst die lateinischen Dichter, denen es mit einem poetischen Genie geglückt hat, bessere Nachahmer zu seyn, sind von der Fertigkeit ihres Gedächtnisses übereilt worden, oft statt gewählter und gedachter Ausdrücke, mit erborgten und unangemessenen Wörtern ihres Dichters den Vers auszufüllen. So gar Vidas, Buchanans, Petrarchs Gedichte sind von diesen sinnlosen poetischen Beywörtern, nichts weniger als rein.

Man wollte die alten Dichter nachahmen. Vieles Lesen und Bekanntschaft mit den alten Mustern von allerley Charakteren und Zeiten, konnte vielleicht den neuen Dichter dazu in Stand setzen; aber eben dieser sein Reichthum mußte der Nachahmung schaden. Wie schicken sich die, so verschiedenen und einander ganz unähnlichen Dichtern abgeborgten Erfindungen, Vergleichungen, Bilder, Ausdrücke in einem Gedichte zusammen? welche Kunst und Beurtheilung sie zu vereinigen? Man erinnere sich der so schädlichen Mode, sich durch poetische Centones bekannt zu machen. Wie viele Gedichte, wenn sie gleich nicht diese Aufschrift führten, waren nichts anders? Aber, warum mußten sie vereinigt werden?

Es

Es war einmal zur Gewohnheit geworden, Verse zu schreiben, aber zu überlegen, ob das, was man schreiben wollte, ein zum Gedichte schickliches Subject sey, war nichts weniger als gewöhnlich: wie selten dachte man daran, seinen lateinischen Versen, den der Dichtkunst würdigen Ton, die Lebhaftigkeit zu geben? und wenn man es thun wollte; wie schickt sich die affectirte poetische Erhabenheit zu einem gemeinen Subject? Unter des Sabinus (Melanchthons Schwiegersohns) Elegien ist diejenige, in welcher er den Einzug des Kaisers in Augspurg erzählt, sehr wenig anders, als ein gereimtes Zeitungsblatt, der, von dem speierischen Gespenste nicht zu gedenken. Sollte man sich überhaupt nicht ein wenig fürchten, sich von dem Character der lateinischen Poesie zu verirren, wenn man Gegenstände wählet, die von der alten Dichter ihren zu sehr verschieden sind? nämlich, wenn man in lateinischer Sprache dichten will?

Lateinische Nachahmungen lateinischer Dichter, würden sich wohl von ihren Mustern gar zu weit entfernen, wenn sie die alte Allegorie aus der Fabel ganz verläugneten; aber es giebt eine Einschränkung dieses Gebrauchs, eine mit Beurtheilung zu treffende Wahl der poetischen Gedanken, die hieraus genommen werden; und welches das meiste ist, man unterscheide die lebhaften und schönen Allegorien, welche Erfindungen des dichterischen Genies sind, von dem gemeinen Sprachgebrauche des Alterthums, welche ihren einigen Grund, in den überlieferten Fabeln und dem Aberglauben hatten. Jene würde ein

 wahr-

wahrhaftes Dichtergenie gefunden, aufgenommen und erweitert haben, anstatt daß unsre lateinischen Dichter sich an diesen Sprachgebrauch des Aberglaubens, der der Denkungsart unsrer Zeiten so fremde ist, daß er den Leser nichts darunter denken läßt, sklavisch hielten, ihre Gedichte widersinnisch entstellten, und hitzige Eiferer wider ihre Muse empörten.

Diese Fehler in der Nachahmung der alten Dichter, erinnern uns an die entgegengesetzten Verdienste eines feurigen Genies, welches zur Aufnahme unsrer heutigen schönen Künste, durch Einsichten und Kritik in der Kunst des Alterthums vieles beyzutragen im Stande ist. Der Herr geh. Rath Kloß ist als griechischer und lateinischer Philologe bekannt; er hat sich auch seit 1759 als lateinischer Dichter gezeigt. Gegenwärtige Sammlung ist eine Auswahl aus dreyen vorhergegangenen Ausgaben: die Gedichte, welche der geh. Rath schon vorhin ausgegeben hat, hat er selbst ausgebessert. Ob der Verfasser Genie und Talente eines Dichters, und zum lesen und Nachahmen der alten Dichter, Kritik besitzt, davon müssen sich unsre Leser aus diesen Gedichten selbst, aus den epistolis homericis, und nicht weniger aus seinen übrigen philologischen Arbeiten überzeugen können. Den Charakter dieser seiner Gedichte, nämlich, daß sie Nachahmungen der Kunst des Alterthums seyn sollen, hat der Verfasser durch die nachgestochenen Antiquen angegeben, die er statt Vignetten zu dieser Ausgabe hat abdrucken lassen: Auf dem Titelblatte steht der Kopf des Horaz, nach einer Münze aus dem

Cabinette der Königinn Christina; und vor den dreyen Abtheilungen der Gedichte stehen, ein Kopf des Anakreon aus dem florentinischen Museo, ein Apollo eben daher, und ein Satyr aus Montfaucons Alterthümern.

Die Gedichte selbst sind unter drey Tittel geordnet: Carmina, Syluae und Sermones. Die ersten bestehen aus neun und zwanzig Oden, deren Werth wir nach ihrer Aehnlichkeit mit wahrhaften Antiquen schätzen. Eigentlich sind es horazische Oden, aber auch den Ton und den Ausdruck Anakreons, Tyrtäus, Callimachus, Catulls und andrer lyrischen Dichter, hat ihr glücklicher Nachahmer sich zu eigen gemacht, und dies mit der Behutsamkeit und Beurtheilung, ohne welche neue lateinische Poesie uns wenig intereßiren würde.

Es ist schon genug gesagt, nach welchen Aussichten und Grundsätzen wir diese Gedichte schätzen; itzt müssen unsre Leser selbst einige Proben von ihnen sehen.

Aus der zweyten Ode ad Quinctum Icilium, welche schon vor der Ausgabe des Tyrtäus steht, ist hier gleich eine Probe, wie es dem Dichter in dem Ausdrucke kriegerischer Empfindungen, und der Hitze des Treffens gelungen ist:

Cum per trementes par supero Ioui
Vrbesque terrasque et gelidas metu
Gentes tonans, Friderice, cuncta
Fulmine concuteres potente;

Inuictus unus forte ruentibus
Pectus Gradiui fluctibus offerens
Iris et Europae, instar unus
Innumerabilium cohortum.

Und hernach an den Icilius.

Nec praeterirem quae bene gesseris
Cum te trisulci fulminis impetu
Circumtonantes per cateruas
Abriperet memoranda virtus.

Sed sanguinem, sed strata cadauera
Vocesque vultusque et gladios ducum
Et puluerem expallens (er redet von seiner scheuen Muse) in antris
Aut gelido in nemorum recessu

Blandos amores concinit: u. s. w.

Wir wollen aus XXII. De se ipso einige Stellen hiermit vergleichen. Der Dichter entsagt den sanften Musen des Pindus, weil ihn gewaltsamere Triebe erhitzen:

Non irrigatam sanguine patriam
Non ora fletu squalida ciuium
Non longius moestae querelas
Saxoniae tolerare possum.

Et me ferocem castra sequi iuuat
Fortesque turmas. Ibimus ibimus
Et plurimo mox illinenda
Sanguine corripiamus arma.

Nil sol peremto pro patria viro
Totum per orbem pulchrius adspicit,
Nil est magis fronti decorum
Vulnere pro patria recepto.

Laetus

Laetus per ignes, laetus ahenea
Per machinarum murmura, per globos,
Per fulminatrices cateruas
Ense ruam calido cruore.

Das Unglück des verwüsteten Deutschlandes ist der Gegenstand von noch etlichen Oden. Besonders wird die Erfindung in IX. De bello a. 1758. wo der in ferner Nachkommenschaft künftige Landmann beschrieben wird, gefallen, wie er unversehens mit seiner Hacke die Waffen und Gebeine seiner Vorfahren, auf einem ehemaligen Schlachtfelde, hervorzieht, darüber erschrickt, und die Wuth des Krieges verwünscht:

—— —— Trementi
Ore color, manibusque dura
Rastra excident. O! ferrea quam fuit
Aetas auorum! (filiolis suis
Vernisque dicet conuocatis)
Pectora quam furiosa patrum! u. s. w.

Noch eine Probe von dieser Art:

XIV. Querela Germaniae, ist eine so lebhafte und rührende Allegorie, daß wir uns getrauen, sie, auch ganz unlateinischen Lesern übersetzt vorzulegen, ohne daß sie ihre Stärke und Schönheit verliert. Eine gewisse Probe, daß diese lateinische Poesie unsers Dichters, wahre und ganz eigentliche Poesie ist:

„Ich sah Germanien, glaubt glaubt es mir! an den Gestaden der Elbe sitzen, und mit überschwemmtem Gesichte, über das schröckliche Verderben (unsers) Vaterlandes trauren.

Ihre bleichen Wangen färben itzt nicht die gewohnten Freuden, und keine Kränze decken ihr von Trauerasche schwarzes Haupt; um Hals und Schultern fliegt (das zerstreuete) Haar.

O Elbe! so klagt sie; die du vor kurzem blühende Wiesen mit deinen hellen Wassern tränktest; itzt, von vielem Blute scheußlich gefärbt, aufgedämmt von Leibern der Ermordeten, wälzest du Ströme von Leichen durch wütende Flammen, durch eingeäscherte Städte, durch Aecker, die verwaist über ihre Arbeiter trauren, durch Felder, die ganz mit Mord bedeckt sind, dahin.

Vidi sedentem credite credite
Ripas ad Albis nuper, et humido
Germaniam vultu nefandum
Exitium patriae *) dolere.

Non sueta pingunt gaudia pallidas
Genas, nec atrum serta tegunt caput
Tristi fauilla: perque collum
Perque humeros volitant capilli.

Qui nuper vndis prata virentia
Puris rigabas, sanguine plurimo
Nunc decolor, nunc intumescens
Corporibus, queritur, peremtis,

Saeuos per ignes et cinerem urbium
Agros colonis per viduos suis
Per rura late caede sparsa
Funereas agis Albis undas:

Höre

*) Zerstört nicht dieß patriae (für suum) die Allegorie? Was ist Germaniens Vaterland? Nicht einmal die angenommene Ellipsis (nostrae) die der Latinität sehr gemäß ist, scheint die Richtigkeit der allegorischen Vorstellung wieder herzustellen.

Höre meine Klagen und meine Seufzer; fleuß stärker durch meine Thränen vermehrt, welche die Wildheit meiner Söhne, und die harten Herzen und die Raserey der Könige mir auspressen.

O! schon vier Jahre hat euch der Himmel wider meine Eingeweide so grausam wüten, und euch unter einander selbst vertilgen gesehen, und über eure Schande erröthen müssen.

Von welchem Hügel scheinen nicht die gebleichten Haufen Gebeine dem Auge entgegen; welches Feld ist von Leichen rein; welche Gegend erschallet nicht von bittern Klagen, und traurigem Winseln?

Wo ist mein unerschöpflicher Reichthum, wo sind meine ehemaligen Kräfte hingeflohen? Von dem allen, allen, was die ganze Welt über mir erstaunen machte, was ist vor dem Laster meiner Kinder verschont geblieben?

Audi querelas et gemitus meos
Et cresce fletu, barbaries mihi
Quem filiorum et dura corda
Excutiunt feritasque regum.

Heu! jam per annos quatuor impie
Vos saeuientes in mea viscera
Vosque atterentes vidit ipsos
Erubuitque pudore coelum.

Quis non aceruis albicat ossium
Collis? quod aruum funeribus caret?
Quae non amaro terra planctu
Tristibus et resonat querelis?

Immensa rerum copia quo fugit
Priscaeque vires? illius illius
Quam totus admiratus orbis,
Quid residet vitio meorum?

Nach fremden Kriegsheeren (die Nachkommen werden diese traurige Begebenheit Unwahrheit heißen) nach fremden Kriegsheeren, o Schande! rufet ihr zum Morde meiner Kinder, zu meiner völligen Verstörung!

O! steckt ein, steckt ein, ihr Gewaltigen! die blitzenden Schwerdter; reichet einander eure entwaffneten Hände zur Freundschaft. Bringt den Frieden wieder, der mehr als hundert Triumphe gilt.

Darüber streitet ihr Könige, wer den Staaten zum Heile die besten Gesetze geben, und die aus unsern Gränzen verbannte Gerechtigkeit und Treue zuerst zurückrufen kann.„

Externa (factum flebile postera
Aetas negabit) proh pudor! agmina
Externa, caedes in meorum
Vltimum et excidium vocatis?

O fulminantes condite condite
Enses, amicas iungite dexteras
Centumque maiorem triumphis
Reddite magnanimi quietem.

Certate reges, quis melioribus
Componat orbem legibus, et prior
Quis exulem nostris ab oris
Iustitiam reuocet fidemque.

XXIV. De proelio Kunnerdorfiensi, eoque exstincto Kleistio milite forti, poëta dulci. **Der Ton, der im Anfange angegeben wird, erhält sich in der fortgehenden Beschreibung des Treffens:**

Quo me per cineres, perque acies ducum
Per saeuos gladios, flammiferos globos
Quo Bellona furens, per profugos equos
Et stragis cumulos rapis?

\- - - - - - - - -

\- - - - - - -

— iam

— — — iam lituos, tubas
Clamoresque feros audio: fulminat
Iam late gladius: sanguineque irrubet
Et tellus sanie fluit.

Insistens laceris corporibus furor
Voluit sanguineum flammea lumina
Per campum, gemitus gaudet, et audiens
Singultus morientium.

Vielleicht könnte der Dichter die Person und den Fall seines Helden zu wenig sinnlich und ausführlich zu zeigen scheinen:

Quae victrix gladius fulgura proiicit!
Quaeque e luminibus flamma micat viri!
Hoc si Mars populos suscitat aeneus
Igne ardent oculi Dei.

Ecce illum propero subsequitur pede
Miles, nil metuens agmina proruit,
Et deuota neci pectora fulminis
Offert et gladii minis.

Iamque — o Phoebe tuum seu clypeo tege
Seu tu sulphureis nubibus eripe —
Pectus conspicio saucium, et improbo
Ire e vulnere sanguinem.

Allein, man erkenne in diesen schnellen und halben Zügen, eben den wahren Charakter der Beschreibungen der Ode. Beyspiele des Alterthums sind hievon bekannt genug; es ist nichts Fremdes.

XXIII. Ad Martem. Man muß sich zur Behauptung des Wahrscheinlichen in dieser Ode, und zur Rechtfertigung der Härte und Nachläßigkeit der

Ausdrücke, einen Krieger nach dem Geiste des Tyrtäus vorstellen, dessen wilde Wuth und erhitzten Troß, der Dichter hat reden lassen wollen. Man vergleiche das, was unser Verfasser in der Zugabe zu seinem Tyrtäus, von dem Charakter der alten Kriegslieder, zerstreut gesagt hat:

Hanc Mauors animam, bellipotens Deus
Armorumque parens, hanc animam tibi
Deuoui sitiens sanguinem et inclytum
Nomen — — — —,
— — — — — — —

welche Vergleichung?

Ceu fortis sonipes ad lituos fremit
Nescit stare loco, collaque iactitans
Mordet fraena ferox: sic mea pectora
Accendit litui voxque tubae aerea
Armorum et strepitus quem procul audio
O suauis sonitus grata tonitrua!
Iam miscere manum, iam videor mihi
Immixtus gladiis agmina rumpere
Dextra: — , — — — —

Außer den Gedichten in dieser Art des Traurigen und Schrecklichen, enthält die erste Abtheilung der Oden, eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, in der unser Dichter die horazische Muse nachahmt. Scherz, Wein und Liebe, und nicht weniger die philosophisch-poetischen Maximen und Grundsätze des horazischen Zeitalters, sind die Gegenstände, mit denen die neue lateinische Muse sich beschäfftiget. Auch die horazische Freundschaft, Lebensart und Laune,

nimmt

nimmt der Nachahmer desselben an, und versetzt sich, und die, an welche er schreibt, in dieselbe.

XV. Ad Hesperum. Eine catullische Erfindung, und eben die Leichtfertigkeit. Der Hesperus soll die verstohlene Liebe des Dichters nicht ausspähen und verrathen:

Te qui nequitias furtaque mollia
Et rapta e labiis oscula flammeis
Attente specularis
Blanda et murmura virginum

— — — — — —

Vt suspensa metu sponsa et amabilem
Formosis oculis lacrymulam exprimens
Iam tradenda marito
Nunquam te rutilasse vult.

(Nam demens metuit dulcia proelia
Exoptatque simul blandaque vulnera
Ah! inuita tremescit
Formidans sua gaudia.)

Sic ne me Glycerae mellea basia
Figentem, et Glyceram mellea basia
Figentem mihi, matri
Morosae timeo indices.

At limen quoties illius obsidet
Inuisus Bauius, tum precor, Hespere,
Tunc flamma rutilanti
Vincas omnia sidera.

In XVIII. Ad Schillingium kündigt der Dichter seine spielende und verliebte Muse an; und erhebt

erhebt sich über die finstre Epopee des Homers, mit angenehmen Muthwillen:

Nunquam venustae viderat igneas
Malas puellae collaque lactea
Nigrosque crines, tectus altis
Lumina Maeonides tenebris u. s. w.

VI. Vindemia. Dithyrambus Der Herr Verfasser hat vielleicht dem, was Quintilian von dem Rythmus sagt: „Nec ullam habent in contextu varietatem: sed qua coeperunt sublatione ad depositionem usque decurrunt;„ durch die Einförmigkeit seines Sylbenmaaßes folgen wollen, und darum seine Dithyrambe aus lauter Trochäen zusammengesetzt, deren Zahl in allen Versen gleich, bloß im letzten verdoppelt ist, und mit einem halben Fuße die Strophe schließt:

Quis per aura perque montes
Perque saxa perque sylvas
Clamor editur sonorus?
Decipitne forte dulcis
Forte ludit error aures?
An choros ego frementes atque plausus audio?

Der Dichter sieht hierauf das ganze Gefolge des Bacchus und Silenus, und ruft zur Feyer, zum Scherz, zum Trunk und Küssen, Mädchen und Brüder herbey. Hierauf folgt das Lob des Bacchus, dem der Dichter sich zum Eigenthume weiht:

Fructibus tuis carenti
Nulla dulcis est puella
Nulla suavis est voluptas,

Nullus

Nullus dies est serenus,
Nullus est iocus iocosus.
Tu dies, iocos, puellas, cuncta reddis aurea.

Floridam tibi iuuentam
Consecro, u. s. w.

Wenn gleich die horazischen Oden den Ton und die Sprache der bacchischen Begeisterung dem Dichter angeben konnten; so ist doch dieß Gedicht für die Aufschrift vielleicht zu neu. Es ist schon in der Bibliothek erinnert worden, daß die Dithyramben, wenn wir eine sehen sollten, eine gar zu alte und ungestalte Antique seyn würde, als daß sie sich jetzt zur gänzlichen Nachahmung schicken könnte. Ist ihre Benennung doch schon zu Aeschylus und Aristophanes Zeiten, zum Sprichwort, und Spotte gebraucht worden.

Einen noch größern Beyfall verdient, nach unserm Geschmacke, das Gedicht XXIX. Ad Sodales. Die Freunde des Dichters sollen mit ihm zu Felde ziehen!

Totus concutitur turbine bellico
Orbis; nos etiam feruidus incitat
In pugnas animus, nec patitur sequi
Ignaua otia languidos.

— — — — —

Pingamus foueas, moenia et aggeres
Pingamusque mero tristia proelia.
Jam fossas video sanguine turgidas
Et spumantia flumina.

Genug;

Genug; unsere Leser werden vielleicht diese Ode selbst aufsuchen. Sie mögen es mit sich ausmachen, ob ihnen die Kriegscharte auf dem Trinktische des Herrn W. oder das schalkhaft vertraute Gespräch der horazischen Trinkbrüder (Od. I. 27.) besser gefällt.

Von den Oden, deren Subjekte von der horazischen Philosophie hergenommen sind, wollen wir einige anzeigen.

V. Ad rosam. Die blühende Rose welkt bald, und stirbt, also unser Leben: daher die Folgerung

— — — — — —

Quid? si iam properans mors nimis imminet,
Et circumuolat atris
Pennis forte meum caput?

Cur demens animo gaudia differam
Jucundosque dies? quemque diem puto
Diluxisse supremum
Non fidens ego crastino.

XIX. Ad Schillingium. Die stoische Tugend, die gegen Reichthum und Ehre unempfindlich ist.

Parca nascenti dedit affluentes
Non opes fortuna mihi, nec aurum,
Non dedit claros titulos auorum aut
Praedia magna
Candidum pectus mihi forte, fatis
Nescium flecti rigidis, et audax
Et minas terrae et maris, insciumque
Spernere vulgus.

Der

Der Weise sieht Eitelkeit und Schande in dem Glanze der Ehre und des Reichthums:

> Cur ego gemmas, radians et aurum
> Veſtis adorem?
> O prius pauper peream nec ulli
> Notus, immerſus tenebris! Honores
> Quos mihi vulgus tribuat videntur
> Dedecus ingens.

Gegen alle Schicksale, Oerter, und selbst gegen die Jahre seines Lebens ist er gleichgültig:

> Me Deus quemcunque velit videre
> Angulum mundi, fugiam hinc libenter.
> Seu dedit plures mihi, ſiue paucos
> Praebeat annos.

Das Herz seines Freundes allein ist es, das er bis über das Grab hinaus besitzen will. —

XX. Ad eundem. Veros honores, verum animi decus
Laudesque anhelans non dubias, tuo
Accenſus exemplo, caducas
Rideo opes hominum metusque.

Dieß ist der Inhalt, nehmlich die Standhaftigkeit des Stoikers

— — — —

> Cui pectus adverſus dolores
> Alta tegit triplici aere virtus.

und der Muth desselben wider das Schicksal, wider alles Irdische, selbst wider seinen eigenen Körper,

per, weil sich sein Geist zur Unsterblichkeit empor schwingt:

Humana fortis subiiciam mihi
Magnoque spernam pectore: lumina
Non torua fortunae timebo:
Me timeat fugiatque Diua.

Quid deprimamus particulam aetheris?
Non igneam vim figere humi pudet?
Coelique cognati moremur
Nos humili releuare terra?

Seruile tandem deiiciens iugum
Inuisa frangens hic animus diu
Et claustra rumpens, liber alta
Aethereis petet astra pennis.

Terrae relinquens exuuias putres
Et mortis expers per liquidum aera
Lateque per nubes volabit
Sydereae nouus hospes orae.

Hinc laetus olim praecipites poli
Cernet ruinas, sydera pallida
Et pallidum solem videbit
Hinc gemitum morientis orbis.

Aeuique singultum audiet ultimum
Solus superstes viuet et integer
Non igne nec ferro nec annis
Non animus periturus aeuo.

Horaz selbst hat seinen Weisen nirgends so stark und trotzig reden lassen. Die Beschreibung des Unterganges der Welt, hat unser Dichter auch durch Bilder, die ihm eine erhabenere Poesie, als eine

eine horazische, geliehen hat, sehr verschönert. Wir haben überhaupt es den Lesern selbst überlassen wollen, die Bilder und Allegorien zu bemerken, die hin und wieder, aus vielerley alten (auch neuern) Dichtern, gewählt, und geschickt angebracht sind.

Wir haben die Gedichte dieser ersten Abtheilung für horazische Nachahmungen angenommen; aber einen eignen Schlag scheint das Gedicht III. Ad Germaniam, zu haben; man müßte es denn für eine entfernte Nachahmung von Horazens Carm. III. 6. oder 24. ansehen. Der Dichter geht etwas unbarmherzig mit unserm Zeitalter um, dem er die rauhe Lebensart und wilde Einfalt der Cherusker unter ihrem Herrmann vorwirft.

Die zweyte Abtheilung Syluae. Diese vermischten Gedichte sind der freyen Muse des Hrn. Kl. mehr eigen als die Carmina. Es sind ihrer eilfe.

V. Deploratur euersio Dresdae. Eine rührende Elegie. Nach dem Erstaunen über dem entstellten Ansehen, der vorhin so prächtigen Stadt, kömmt der Dichter auf die Ruinen der Kirchen und Häuser:

> Nunc heu disiectas moles, auulsaque saxa
> Strataque nunc video culmina tristis humo,
> Praecipiti casu posuisti in puluere celsam
> Frontem, cui, turris, de cruce nomen erat.
> Templa iacent, turres aedesque iacent, et eunti
> Vix mihi permittit tanta ruina viam.
> Tunc (iterum madidis oculis et pectore moesto
> Quaero) tu Dresda es? tu domus illa deum?
> Sic est — — — —

Den Schluß macht eine poetische Weissagung, von Wiederherstellung, durch Augusts Zurückkunft

Numineque Augusti reuocato in culmina prisca
Gaudium eris patriae Saxoniaeque decus.

In IV. Cum e Saxonia auctor discederet redet der Dichter die zärtliche Sprache des Abschiedes an sein geliebtes Vaterland.

VII. Cum multa carmina et complures satyras in ignem coniiceret. Die muntre Laune in dem ganzen Stücke, und die muthige Zufriedenheit des Dichters über sich selbst, wird vielleicht den Lesern gefallen. Der Schluß —

Quid mea dextra tremis blandum tandem exue patrem
Aude agedum, Klotzi, saeuus et esse ferox —
Actum est — iam chartas crudelis corripit ignis,
Vertit et in cinerem (nec gemo) scripta mea.
Plaudite! rem magnam perfeci. plaudite et altum
Pectus et inuictum tollite ad astra poli.
Credite tradiderit qui flammis lumine toruo
Et rigido versus corde poeta suos,
Maior Alexandro, qui totum vicerat orbem
Quique Phrygum exitium, maior Achille fuit.

VIII. Sibi multos malos libros legendi necessitatem impositam fuisse ist voll gerechtem Eifer wider die schlechten Schriftsteller unserer Zeit.

Den poetischen Tod unseres Dichters, und seine erhabenen Aussichten jenseit der Sterblichkeit (IX. Sibi mortem propinquam vaticinatur) werden seine Leser wohl lieber unter die Nachah-

mun-

mungen der philosophischen Poesie des Horaz, neben der angezeigten XX. Ode, als in dieser Abtheilung unter eigentlichen Gelegenheitsgedichten, versetzt wünschen.

Die letzte Abtheilung (Sermones) enthält drey Satiren. Den Anfang macht eine Berathschlagung mit dem Varus (nach dem Horaz Sermon. II. 1.) in der der Dichter die Gegenstände seiner Satire bekannt macht.

> Ne Satyram scribas, inquis? cur, optime Vare,
> Non ego constringam stultos animosque feroces?
> Et faltum studeam compescere? reddere verae
> Doctrinae decus ereptum? ridere stuporem
> Per fora regnantem, per templaque, perque cathedras?
> Non tituli et generis fucum, ascitosque colores
> Queis ventosa suas tegit ignorantia sordes
> Tollere, et audaces sciolorum ostendere nisus?

Wir finden diese Satiren weniger in dem Horazischen Geschmacke als die Oden. Aber wie viel heißt es auch Horazens Satire nachahmen? — so viel als ein Pope seyn. — Die spitzige Kürze der Gedanken, der Reichthum an Moralen, an feinen Maximen, an Vergleichungen, an Beyspielen aus der Geschichte, Begebenheiten, reifen Erfahrungen, die unerwarteten kurzen und schnellen Ausfälle — gewiß dieß und noch viel mehreres macht eine neue Horazische Satire zur allerschwerersten Art der Gedichte. (*) Doch vielleicht ist es unser

H 2 Fehler,

(*) In der Nachahmung der lyrischen Muse des Horaz können doch die nächsten Jahrhunderte etliche (zwar

Fehler, daß wir Vergleichungen anstellen wollen, wo der Herr V. keine Nachahmung zur Absicht gehabt, und seiner eignen Laune mehr gefolgt ist. Vermuthlich hat er nur in diesen wenigen Stücken einige Proben seiner bisherigen Versuche in dieser Gattung der Dichtkunst zeigen wollen: und als solche werden sie auch bey ihren Lesern ihren Werth behaupten. Der Ton ist lebhaft, oft hitzig, und dem angenommenen Charakter vollkommen angemessen. Z. B. aus der ersten

> Vae! iecur efferuens commota bile tumescit,
> Phoebus et iratus quae porrigit arma capesso.
> Persequere hunc virgis, et caede, Camoena! flagello,
> Sit licet armatus plebis regumque fauore,
> Qui nugas hominum studio defendit auili.

Folgende Anspielungen haben das Lächerliche der Satire: Es ist die Rede von aufgeblasenen und unwissenden Sprachgelehrten und lateinischen Dichtern.

> Albius ignorans numeros linguamque latinam
> Atque pedum leges ignorans carmina pangit —

— —

(zwar sehr wenige) lateinische Dichter aufweisen, die noch viel Lob verdienen. Matthias Casimir. Sarbieu (im Anfange des 17. Jahrh.) hat sich mit seinen vier Büchern Lyricorum bey den berühmtesten Kunstrichtern den Namen des zweyten Horaz erworben. Seine Oden können auch mit Herrn Kl. (siehe dessen Vindiciae Horatii) verglichen werden, wenn gleich ihre gezwungene und mühsame Kunst zuweilen ihrem übrigen Verdienste, nachtheilig ist.

— — — — — —

Quid tum? non mifero crines barbamque (*) recidam,
Non colaphum (**) infligam: fed quis ridere vetabit?

Zum Schluß dieser ersten Satire lacht der Dichter auch über sich selbst:

„At leges ipfi nimium tibi fcribis acerbas
Carmina componis mala, visque poeta videri"
Quid faciam? illeui chartae femel ifta, poetae,
Noris nos, quae fcripta aegre delere folemus.

Die zwote Satire spottet über das Unvernünftige, in dem Urtheile der Mäcenaten, nach dem Aeußerlichen und den Anzuge ihrer gelehrten Clienten. Der Candidat wird französisch von Fuß bis aufs Haupt gepußt, macht seine Aufwartung nach französischem Ceremoniel, wird bewundert, und macht sein Glück. Der Aufzug ist theatermäßig, und die Erzählung ziemlich lustig.

In der dritten beklagt sich der Dichter, daß sein guter Wille Lobgedichte statt Satiren zu schreiben gehindert werde, weil der eigensinnige Vers, durch die Lobsprüche und Ehrennamen verdorben werde; da er hingegen zum Tadeln stets biegsam sey. Er führt, so wie in der ersten, Beyspiele und

 Namen

(*) Timotheus, ein aus seinem Vaterlande nach Italien entwichener griechischer Gelehrter (im Anfange des 15 Jahrh) verlohr in einer Wette mit Franciscus Philelphus über der Quantität einer Sylbe, seinen Bart.

(**) Dem Poeten Chörilus, soll Alexander d. G. seine guten Verse mit Goldstücken, und seinen schlechtern mit Maulschellen bezahlt haben.

Namen an, die unsere Leser hier nicht wiederholt erwarten werden. Die Welt fragt immer nach dem Berufe eines Satirenschreibers, und

> Si mala condiderit in quem quis carmina, ius est
> Judiciumque. Esto si quis mala: sed bona si quis u.s.w.

VII.

Hermin und Gunilde, eine Geschichte aus den Ritterzeiten, die sich zwischen Adelepsen und Ußlar am Schäferberge zugetragen, nebst einem Vorberichte über die Ritterzeiten und einer Allegorie. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. 1766.

Die Zeiten der Ritter haben den Spaniern und besonders den Italiänern reichen Stoff zu Gedichten gegeben. Bey den letztern haben sie die romanische Epopee hervorgebracht, eine Gattung von Gedichten, die vielleicht die Aufmerksamkeit mancher Leser mehr unterhält, als die gewöhnliche Epopee. Wie fleißig wird nicht der Roland des Ariost von seinen Landesleuten gelesen? Die Engländer haben den Spencer. Die Franzosen das Mädchen von Orleans, welches in der wahren Manier des Ariost geschrieben ist, und dem Genie des Verfassers eben so viele Ehre, macht als es seinem moralischen Charakter nachtheilig ist. In Deutschland hat es noch keiner gewagt diese Bahn zu betreten, als etwa der Verfasser eines gewissen Gedichtes, Selinde betitelt, das ihm aber verunglückt ist.

Die

Die Geschichte Hermin und Gunildens hat aber einen bessern Dichter gefunden, und könnte allemal eine schöne Episode in einem romanischen Heldengedichte abgeben. Der Verfasser hat sie in dem Tone der Romanze erzählt; aber es ist ein höherer Ton, als der, in welchem unsere beyden bekannten Romanzendichter gesungen haben, und nichts komisches darinne.

Der Innhalt des Gedichts ist folgender. Hermin ein zärtlicher Jüngling sieht Guniiden eine Schöne, von der der Dichter eine sehr reizende Beschreibung macht: er liebt sie, und entdeckt ihr seine Zärtlichkeit. Sie hört ihn gern,

wenn er von Liebe spricht;

allein sie überwindet sich selbst. Er soll erst den Besitz ihres Herzens verdienen.

Sie spricht mit stolzem Muthe:
Ein Held nur ist mir schön,
Den Sieg und Ruhm erkämpft mit Blute,
Weit über dich erhöhn.

Kein Junker soll mich je erlangen,
Deß Muth nur Hasen fängt,
Kein Jüngling, dem auf zarten Wangen
Zweydeutige Wolle hängt.

Drum zieh in Kampf zum Morgenlande,
Um Zion zu befreyn.
Dort lernest du im Ritterstande,
Erst meiner würdig seyn.

Wird Panzer, Creuz und Ruhm dich zieren,
Dann, zärtlicher Hermin,
Dann kannst du Gegenliebe spüren.
Und damit floh sie ihn.

Hermin bleibt fühllos bey diesen Worten stehn. Endlich kömmt er wieder zu sich selbst. Beschließt sich der Gesellschaft der Menschen zu entziehn, und wählt sich einen finstern Wald, nicht fern von dem Schlosse Gunildens zu seinem künftigen Aufenthalte, wo er sein Leben in Klagen verseufzet: Einst wirft er sich an einem Eichenbaume nieder, und schläft ein: Hier hört er im Traume eine Stimme, welche ihn ermuntert, sich nicht der Verzweiflung zu übergeben.

Verzweiflung ist das Looß der Thoren,
Da jedem Rosen blühn,
Du bist zu Freud und Glück gebohren,
Ermuntre dich, Hermin!

Auf diese Ermunterung beschließt er noch einmal einen Versuch auf Gunildens Herz zu wagen. Er kleidet sich als Schäfer.

Nun hatt' er Stab und Flöte,
Sang, wie ein Täuber girrt,
Schwärmt um ihr Schloß, wie ein Planete
Um seine Sonne irrt.

Nicht lang' umsonst — denn welch Entzücken!
O welch ein Hofnungsstral!
Er hat das Glück sie zu erblicken,
Am Bach, im Buchenthal!

Er wirft sich der Schönen zu Füssen, fleht sie, sich nicht von ihm zu entfernen, und erbiethet sich, dem schwersten Abendtheuer zu trotzen, wenn sie ihm nur nahe ist.

Laß mich vor deinen Augen siegen,
Dann ist kein Sieg mir schwer, —

Denn

Dann such ich nur in Schlacht und Kriegen,
Und Tode, Ruhm und Ehr.

Wenn einstens Zwerg und Ries' und Drachen,
Und Zaubrer um dich seyn,
Und dich zu deiner Qual bewachen,
Dann will ich dich befreyn.

Wenn Frevler dir zum Hohne sprechen,
So bist du mein Panier,
So will ich Speer und Lanze brechen,
In Schlachten und Thurnier.

Da soll mein Schwerdt gleich Donnerkeilen,
Den Helm bis auf den Zopf,
Ja Ritter von einander theilen,
Bis auf den Sattelknopf.

Um seine Liebe auf die Probe zu stellen, befiehlt sie ihm einen Stein einen Berg hinanzutragen. Dieser Stein ist bezaubert. Niemand kann ihn bewegen, der nicht fromm, keusch und treu ist.

Ein Kläusner hat es zwar gewaget;
Doch da ward offenbar,
Daß er wie Ritter hier verzaget,
Ein bloßer Heuchler war.

Hermin gehorcht ihr voll Freude. Er beweget den Stein, er nimmt ihn auf den Rücken, und keicht den Berg hinan. Diese Stelle ist ungemein reizend: Gunilde sieht entzückt den Muth ihres Liebhabers, doch — ach er stürzt,

und ihn begräbt der Stein.

Was gleicht Gunildens Entsetzen? Die Schwermuth ergreift sie, und sie beschließt, ihr übriges Le-

den einer heiligen Einsamkeit zu widmen. Sie läßt

Im dicken Hayn ein Bethhaus bauen,
Im Buchenthal, am Bach.
Ja, darf man dem Gerichte trauen,
So schwärmt im bloßen Schein
Des Nachts im fürchterlichen Grauen,
Ihr Geist nach um den Stein.
Und seufzet itzt noch um Herminen,
Beym Bremkerthurm im Wald,
In nun verödeten Ruinen
Der Eulen Aufenthalt.
Da macht die Furcht dem Wandrer Flügel.
So grausam nicht zu seyn,
Ihr Schönen sey euch dieß ein Spiegel.
O! seht nur oft hinein.

Ein sehr schöner Schluß, der der ganzen Ausführung nichts nachgiebt! So deutlich inzwischen die Moral in die Augen fällt, so hat doch der Verfasser für gut befunden, seinem Gedichte eine Allegorie anzuhängen, worinn er auf eine sehr muntere Art zeiget, daß Hermin der Stolz, und Gunilde die Mode vorstelle. Vielleicht ist diese ganze Allegorie eine Parodie auf diejenige, welche Tasso seinem Heldengedicht beygefüget hat. In dem Vorberichte rühmt der Verfasser mit großem Rechte die Vortheile der alten Ritterzeiten,

„In denen Wahrheit Treu und reine Li.be galten,"
und wo die Einbildungskraft so vielen Stoff für den Witz findet. Dieser Vorbericht enthält sehr viele schöne Anmerkungen in einem sehr lebhaften Styl.

Der

Der Verfasser zeiget beym Schluß derselben eine Quelle an, wo man sich mehrere Nachricht über diese Materie erholen kann. Diese sind die Letters on Chivalry and Romance, die wir zu ihrer Zeit angezeiget haben, und von denen wir gelegentlich in unserer Bibliothek eine Uebersetzung einzurücken gedenken. Diese Romanze gründet sich auf eine am Sollinger Walde, und in der Gegend von Adelepsen und Ußlar bekannte Tradition, daß es im Thal bey dem Bremkerthurm gewaltig spucke, und daß sich vor vielen Jahren ein Schäfer vermessen habe, aus eben diesem Thale einen großen Felsen auf den zunächstgelegenen Schäferberg hinauf zu tragen; welches er zwar gethan, ehe er aber die Höhe völlig erreicht habe, sey er gestürzt, und so unter den Felsen begraben worden. Wie schön hat der Dichter sich diese Tradition zu Nutze gemacht, und mit wie viel Naivetät ausgeführt! Das einzige hätten wir vielleicht gewünscht, daß der Traum seines Helden einen größern Einfluß auf das Ganze hätte, und so eingerichtet wäre, wie man die Träume in den Tragödien brauchet: aber vielleicht hat dieser Kunstgriff dem Verfasser zu abgenützt geschienen. Der Sänger Hermins wird gewiß der Welt ein Vergnügen machen, wenn er ihr künftig noch mehr solcher Lieder singet.

VIII.

VIII.

Reliquien. Zweyte Auflage. Frankfurth am Mayn, bey Joh. Christ. Gebhard. 1766. (S. 406.)

Wir mögen diese Reliquien entweder als Ueberbleibsel ganzer schäzbaren Stücke, oder als einen Ueberschuß und ersparten Gewinn eines mit Weisheit wuchernden Mannes ansehen, so sind es allezeit angenehme Geschenke für das Publikum. Der Torso, oder ein sonst verstümmeltes Stück aus den griechischen Kunstschulen, ist mehr werth, als hundert ausgearbeitete Werke der Kunst kraftloser neuerer Bildhauer; so wie auch ein Gedanke, der das Gepräge eines originalen Genies trägt, dem innern Gehalte nach oft schwerer als ganze Ballen voll leeren Geschwäzes. Solche Gedanken sind, nach dem Ausdrucke des Verfassers, oft Erzstufen, aus denen sich langer Drath ziehen läßt; das andere kann man mit Sand oder Schutt vergleichen, der höchstens zum Ausfüllen taugt. Wenn man den Herrn und Diener, oder die Beherzigungen gelesen, so wird man nicht nach dem Verfasser fragen, und wenn man diesen kennt, so weiß man schon im Voraus, daß man nicht selten neue und glänzende Gedanken, nicht gemeine Einsichten in den Händeln der Welt, eine feine Kenntniß des menschlichen Herzens, einen patriotischen Eifer für das Beste des Vaterlands und der Menschen, einen gerechten Unwillen gegen das Laster, eine edle und

faſt furchtbare Dreuſtigkeit, die Wahrheit zu ſagen, und einen körnichten Ausdruck erwarten darf; und wenn diese Reliquien mehr Wunder, als alle Gebeine der Heiligen thäten, ſo würden wir uns nicht wundern. Die wunderthätige Kraft von dieſen, ſagt der Herr V. in der Vorrede, haftet bey dem, ſo daran glaubet; wir wünſchten, daß viele an dieſe glauben möchten, und wir würden eine gute Wirkung erwarten; nur Schade, daß das erſtere ſo wenig zu hoffen iſt.

Der Innhalt des Buchs iſt dem Titel angemeſſen. Der Herr V. ſchränket ſich nicht auf gewiſſe Materien ein: Der Aberglaube, Belohnungen, der Betrüger, Bücherpolicey, der Chriſt, der chriſtliche Staatsmann, Diener Treue, Ehrgeiz, der ehrliche Mann, der Enthuſiasmus, die Freyſtaaten, die Gedult, der Geiſt des Jahrhunderts, Geiſt einer Nation, von Geſchäften, Glück der Großen, von der göttlichen Regierung, große Handlungen, der große Mann, Fragmente von dem Berufe großer Männer, Herren Dank, Herren Dienſte, Herren Gnade, der Hof, die Jagd, der Krieg, Landſtände, Liebe der Unterthanen, Lob, Ruhm, der Menſch, die Menſchenliebe eines irreligiöſen Cammeraliſten, Miniſter und Räthe, charakteriſtiſche Züge eines chriſtlichen Miniſters, von den Moden in der Politik, moraliſcher Fall, nachgebohrne Herren, Narren, obrigkeitlicher Stand, Paradetugenden der großen Welt, Patriotismus, Philoſophen, der Prediger, Rang, Regenten, Regierung, Reiſen, Religion, Verbindung der

Religion

Religion mit dem Staate, Religionsspötter, schöner Geist, der Schriftsteller, Schulden, von Segen und Fluch über ein Haus und Land, Sittenlehre, Toleranz, der Tyrann, das Vaterland, Verdienste, Vermögen, Verstand und Witz, Voltaire, Vorsätze und Projekte, Hoffnungen und Wünsche, göttliche Vorsehung, Vorurtheile, Ungerechtigkeiten, der ungläubige Fürst, Wahrheit — Dieß ist das weitläuftige Verzeichniß, der darinnen enthaltenden Materien, wo sich der Verfasser über die eine mehr oder weniger ausbreitet: seine Sätze sind eben so wenig in einer Ordnung vorgetragen; er wirft seine Gedanken hin, und es geht ihm, wie einem, der allerhand Sorten Geldes aus dem Schubsack zieht, goldne, silberne, mit Kupfer versetzte, und auch wohl ganze kupferne: Wenn uns dieser Mann, wie er sie aus der Tasche zieht, damit ein Geschenk machet, so hat man immer große Ursache ihm dafür zu danken, die Wahl steht alsdenn bey uns, was wir davon behalten, oder wegwerfen wollen. Wir wollen ohne Umschweife reden: unter vortrefflichen Gedanken, unter Gedanken, die, wenn sie auch nicht neu sind, doch durch den Vortrag neu scheinen, welsen und guten Vorschlägen, artigen Anekdoten, wohlangewandten Erfahrungen, findet sich auch viel mittelmäßiges, ungeprüftes, ungewisses, wiederhohltes, zweydeutiges, auch wohl unverständliches.

Zur Probe seines Vortrags wollen wir einige Gedanken auszeichnen:

„Wahre

„Wahre Treue und Leichtsinn sind nie beysammen, ächte Treue und Eigensinn sehr oft. Alles Eisen läßt sich schmelzen, aber nicht alles zu Stahl machen. Die Gränze, wo Treue und Eigensinn an einander stoßen, läßt sich nur bey jedem einzelnen Falle richtig bestimmen.

Jede Nation hat ihre große Triebfeder. In Deutschland ists Gehorsam, in England Freyheit, in Holland die Handlung, in Frankreich die Ehre des Königs, in Dännemark die Liebe der Unterthanen, in Schweden Patriotismus versetzt mit Cabalen, in Pohlen Freyheit der Stimme, in der Schweiz Liebe zur Ruhe, in Rußland Furcht und Zwang. Es gehören große Hauptveränderungen dazu; um die ganze Richtung der Denkungsart anders zu stimmen.

Wie ehrwürdig ist ein großer Mann im Unglück! Er gleicht der prächtigen Bildsäule, die in eine gangbare Straße eingestürzt ist: man nimmt einen Umweg um sie herum, um sie auch nach ihrem Fall nicht zu beschädigen.

Das Daseyn eines großen Geistes wird nur von Kennern erkannt. Ein englischer Matrose trug den berühmten Diamant, Pitt, lange bey sich, und schlug Feuer dran, bis er in die Hand des Mannes kam, der beym ersten Blick in dem Kiesel den Edelstein erkannte.

Ein jedes Genie kann dem Römer nachsagen: Gebt mir so viel Gebiet, als meine Kühhaut bedecken kann.

Die Liebe der Fürsten ist so heiß, daß sie die, welche sich ihr zu sehr nähern, leicht zu Asche verbrennt.

Die Wahrheit darf nicht ohne Gewand erscheinen: sie läßt sichs auch gefallen: nur ohne Schloß vor dem Munde und ohne Brille auf der Nase.

Die Einfalt, diese Gutheit des Herzens, da man eine rechtmäßig geglaubte Handlung begeht, ohne ihre Folgen zu überdenken, ist der stärkste Grund der Bevölkerung. Wenn alle Leute mit Ueberlegung heyrathen sollten, halb Europa würde aussterben.

Der verstorbene Fürst von Oettingen, ein treflicher Regent, nahm keinem seiner Räthe einen Eid ab, er gienge mit ihnen ans Fenster, erinnerte sie an ihre Pflichten, versicherte sie seiner Liebe, Dankbarkeit, Vertrauens und Vorsorge; und wiese ihnen denn aus dem Schlosse den sichtbaren Galgen. Kein Herr wurde treuer und redlicher bedient, als er. Eine solche Verpflichtung

tung auf den Galgen sollte bey vielen mehr wirken als der Eid aufs Evangelium.

Wem seine Ruhe lieb ist, der suche doch nie, der Vertraute von Fürsten zu werden. Es ist ein großes Kapital, sich ohne Verantwortung schlafen zu legen."

Doch wir wollen es lieber unsern Lesern überlassen, die treflichen Gedanken selbst einzuerndten; wir führen auch diese nicht eben als die allervorzüglichsten an: ein jeder kann darinnen einen eigenthümlichen Geschmack haben. Will man gute Vorschläge lesen, z. E. wie fleißige und treue Bediente in einem Lande am besten zu belohnen wären, so schlage man die 14 S. nach: auf der 23. findet man Gedanken über eine wohl einzurichtende Bücherpolizey; auf der 243. wie man nachgebohrne Herren auf eine gute Art versorgen könne. Kurz, überall zeigt sich ein Verfasser, der Genie, Erfahrung, und die besten Absichten hat. Ob er sich allezeit gleich bleibt, das ist eine andere Frage. Wir haben schon das Gleichniß von der Münze gegeben: wenn man z. E. liest: „es giebt gebohrne „ehrliche Leute, und gebohrne Spitzbuben. Cartouche war ein niederträchtiger Betrüger, es giebt „auch dergleichen Ministers. — Man muß sich „nie reuen lassen, auch heimlichen Feinden wohlzu„thun, zuletzt überwindet man doch. — Die faul„sten, schlechtesten und untüchtigsten Diener, sind „gemeiniglich auch die undankbarsten. — Vieles „kann man mit dem Laufe der Welt entschuldigen, „das vor dem Richterstuhle Gottes und des Ge„wissens unrecht ist. — Es giebt Diener eines „Herrn, die so treu sind, wie ein Hund; sie bellen

„und

„und beissen alles, was sich ihm nähert, es mag „Freund oder Feind von ihm seyn. — Man muß „sich nie selbst wegwerfen. — Die Diener großer „Herren könnten Gleichnißweise wohl so eingetheilt „werden: menschliche Esel, Maulthiere zum tra„gen mit schönen Decken, Karrenpferde u. s. w." — „Eine einzige Handlung ist zuweilen fähig, seinen „Ruhm zu begründen. —„ Dergleichen Sprüche, deren es noch sehr viele giebt, sind weder neu, noch vorzüglich schön gesagt, noch Körner, die man, nach dem Ausdrucke des Verfassers, mit Freuden erndten mag.

Von einer großen Menge kann man auch sagen, daß sie viel zu unbestimmt sind. Sie scheinen von keinen weitern Nutzen zu seyn, als daß sie eine Lücke ausfüllen. Wenn man man liest: „Das „Glück mancher Geschäfte hängt lediglich von der „Langsamkeit ihrer Behandlung ab: das Glück „mancher andern von der äußersten Geschwindig„keit:" so weiß dieß wohl ein jedes; aber Geschäfte von dieser Eigenschaft anzugeben, war eher der Untersuchung werth. — „Wie glücklich ist ein „Unwissender, beynahe durch alle Stände des Le„bens" ein Satz, der auf diese Art der Moral, der Politik, und der Wissenschaft wohl nicht vortheilhaft seyn kann, und für die Faulen die liebste Sittenlehre seyn möchte. Was sagt der Herr V. unter dem Titel: Schöner Geist? wo wir die wichtigsten Anmerkungen erwarteten. „Viele, „ich will nicht sagen, die meisten unsrer schönen Gei„ster kommen mir vor, wie die französische und

„sächsische Modefarben, sie fallen überaus lieblich „ins Auge, sie schießen aber desto geschwinder ab, „und dann seynd sie ungleich häßlicher, als die ge„meinste Farben. Sie seynd nichts weniger als „auf die Dauer, Regen und Sonnenschein schaden „ihnen fast in gleicher maaße.“ Wenn die schönen Geister wirklich schöne Geister sind, so müssen sie Farbe halten, sonst sind sie es nicht: ist aber die Farbe falsch, so werden sich die Kenner nicht irre machen lassen, und sie für schön halten: hätte der Herr B. gewisse Modeschriftsteller angegeben, und die Farbe angezeigt, so würde man sehen, in wie ferne die Vergleichung statt fände. Die folgende Stelle, die gewiß härter klingt, als sie der edelgesinnte Herr B. gemeynt hat, hätten wir gern überschlagen mögen, weil sie unserm Herzen weh gethan: „Die Großen, sagt der Herr B. betrü„gen sich untereinander, ihre Ministers, Lieb„linge und Unterthanen: u. s. w. Die dem Hrn. Professor Gellert darinnen schuld gegebene Eitelkeit, widerleget zwar sein allgemein bekannter moralischer Charakter, der selbst seinem wohlverdienten Ruhme, den er nicht erst durch solche kleine Erzählungen zu erkaufen brauchet, bey jeder Gelegenheit auszuweichen suchet, und vielleicht könnten wir ihn, nach dem was uns von den Hauptumständen dieser kleinen Geschichte bekannt ist, gegen den Vorwurf, daß in diesem Briefe auch ein bischen gelogen war, gar rechtfertigen. Allein, da wir zuversichtlich wissen, wie viel Unruhe und Bekümmerniß die unbillige Bekanntmachung die-

ses

ses vorerwähnten Briefes ihm gekostet, wie viel Sorge ihm der Gedanke gemachet, daß der rechtschaffene Lieutenant, der zum Innhalte dieses Briefs Gelegenheit gegeben, dadurch könnte beleidiget worden seyn: so fürchten wir, daß eine solche Vertheidigung ihm unangenehmer, als diese Stelle selbst, und der darinnen befindliche Vorwurf seyn möchte. Uns dünkt, daß ein vertrauter, scherzhafter Brief an eine Privatperson, der für sie allein und sonst für niemand in der Welt, und auch an jene nur zur Unterhaltung und Ermunterung in ihrer Krankheit geschrieben war, nicht mit den Augen müsse gelesen werden, als man ihn zu lesen berechtiget wäre, wenn ihn der Prof. entweder mit seiner Einwilligung, oder unter seinem Nahmen der Welt im Druck vorgelegt hätte. Doch wir haben keinen Auftrag zur Vertheidigung, nur können wir es nicht gleichgültig ertragen, wenn wahre schöne Geister, die dem Witze durch ihr Herz Ehre machen, auch nur zufälliger Weise verdächtig gemacht werden.

Was der Herr V. mit einer heroischen Freymüthigkeit von vielen Großen der Welt, von den Höfen und ihren Dienern sagt, und welches den größten Theil des Buchs ausmachet, wagen wir nicht zu beurtheilen, da die Politik unser Feld nicht ist: so viel aber können wir wohl behaupten, daß wir hin und wieder Feuerfunken wahrnehmen, die manchen ins Herz brennen möchten, wenn sie sich ihm zu nahe wagen sollten.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Dreßden. Das vortreffliche Altarblatt, die Himmelfahrt Christi vorstellend, von dem großen Mengs, ist endlich daselbst aus Spanien angekommen. Es macht die Bewunderung aller Kenner, ja wir möchten sagen, aller Menschen aus: denn auch der Unwissende kann es ohne Begeisterung und Entzücken nicht ansehen, und es ist gewiß, daß es auch bey der Nachwelt eine Ehre unsers itzigen Jahrhunderts und unsrer Nation seyn wird. Eben demjenigen Beförderer der Künste, welcher das Studium nach diesem herrlichen Gemälde, wenigstens in Nachzeichnung der Köpfe, dermalen, da es auf der Gallerie am bequemsten zu beobachten ist, den besten akademischen Lehrlingen durch ihre vorgesetzten Lehrer empfehlen und aufgeben lassen, haben wir die Veranlassung folgender Beschreibung zu danken. Wir theilen sie unsern Lesern mit. Sie ist aus der Feder des Hrn. Prof. Casanova geflossen. Als ein würdiger Schüler des Mengs, und der zu derjenigen Zeit in Rom gewesen, als derselbe an diesem Gemälde gearbeitet, und als ein Zeuge der weisesten Abweichung von dem ersten Entwurfe und ihrer Ursachen, würde er hier der beste Ausleger der erhabenen Gedanken des großen Künstlers seyn können, wenn solche bey fühlenden Kennern eine Auslegung bedürften. Aber für Abwesende, welche der Ver-

gleichung mit dem Urbilde entbehren müssen, wird diese Beschreibung eine der angenehmsten Schilderungen auch noch alsdenn seyn, wenn das Gemälde, wie wir wünschen, durch eine desselben würdige Meisterhand wird in Kupfer gestochen worden seyn. Das Gemälde ist 33 Fuß hoch und 16 Fuß breit.

Wenn ein Gemälde, nicht etwa durch eine gewisse Magie oder durch die Wirkung eines einzelnen Theiles, sondern durch den Zusammenfluß aller derjenigen Theile, aus denen es besteht, in dem Zuschauer diejenigen Gemüthsbewegungen hervorbringet, die der Maler ausgedrückt, alsdenn hat derselbe Maler gewiß diejenige Stuffe der Vollkommenheit erreicht, zu der die Werke sterblicher Menschen gelangen können.

Viele haben Leidenschaften und Affecten auf der Leinewand ausdrücken wollen. Sie haben aber die Wahrheit dem Scheine aufgeopfert, und daher bloß einzelne Wirkungen hervorgebracht, welche ich, wenn ich mich des Wortes bedienen darf, Sophismen nenne. Diese Anmerkung war nothwendig, da ich das Genie und die Idee des Mengs in der Ausführung seines Gemäldes von der Himmelfahrt untersuchen will.

Erfin-

Ogni qualvolta che un Quadro arriva a condure lo Spettatore alla ſenſatione di quelli affetti che il Pittore in eſſo hà introdotti, non per via di una Magia o ſia effetto di una ſol parte, ma per la concorrenza di tutte quelle che coſtituiſcono la Pittura; allora il Pittore certamente è giunto a quella poſſibilità di perfezzione che è conceſſa all'Opere de mortali.

Molti han preteſo eſprimere ſulle tele Paſſioni et Affetti, ma ſacrificando il Vero all'apparenza non hàn prodotto che ſemplici effetti, li quali (ſiami lecito il termine) chiamo Sofiſmi. Queſta oſſervazione è neceſſaria volendo eſaminare lo Spirito e l'Idea di Mengs nell' eſecuzione del ſuo Quadro dell'Aſcenſione.

Erfindung und Idee.

Er hat ohnstreitig gewisse Schwierigkeiten überwinden müssen, welche seine Freyheit in der Erfindung einschränkten. Er sah sich gezwungen, auf einer Leinewand zu arbeiten, welche in Vergleichung mit ihrer Breite viel zu lang war. Er überstieg diese Hinderniß dadurch, daß er sein Gemälde in drey Gruppen theilte. Diese sind zwar unmittelbar eine über die andre gestellt, welches wider die bekannten Regeln der Vertheilung ist, indem man nicht Gewicht auf Gewicht setzen darf, sie haben aber dennoch eine solche Leichtigkeit, daß diese höchstschwere Ausführung die wahre Natur derer Figuren, aus denen sie besteht, völlig ausdrückt, und zeugen von der ganzen Stärke des Genies, welche Mengs besitzet, da er eine so feine Idee erfunden und ausgeführet hat, eine Idee, wie diejenige, die Natur der Elemente durch ihr Gewicht auszudrücken, indem man einem jeden den Platz einräumt, den die Leichtigkeit ihm einzunehmen erlaubt. Es ist nicht zu läugnen, daß er diese Idee glücklich ausgeführt habe, und

Invenzione ed Idea.

Certo si è ch' egli si vide astretto di superare diverse difficoltà che rendevano mal agevole la libertà dell' invenzione, essendo obligato di dover faticare sopra una tela svantagiosa per l'eccedente Lunghezza in proporzione della Larghezza; Vinse egli questa difficoltà con l'invenzione di dividere il suo Quadro in trè Gruppi, quali benchè sian posti immediatamente l'un sopra l'altro, che è cosa contraria alle conosciute regole della distribuzione, non dovendosi porre peso sopra peso; restano però così leggieri che appunto questa difficilissima esecuzione esprime la natura e proprietà delle figure che li compongono, e fanno spicare la forza dello Spirito di Mengs di concepire e di eseguire un' Idea tanto delicata quanto sarebbe quella di esprimere la natura degl' Elementi per via del loro peso, dando a ciascheduno il sito che la leggierezza permette loro d'occupare. Quest' Idea non si può negare che egli non l'abbia felicemente com-

und die Idee des Epikurus, welche Cicero mit Recht für unbegreiflich hält, diese hat Mengs, so sehr es möglich ist, sinnlich gemacht, indem er den ewigen Vater mit einem Leib umgiebt, welcher nur gleichsam körperlich ist, und den Zuschauer in Zweifel läßt, ob es ein Leib sey oder nicht. So scheinen auch die englischen Wesen, welche Gott den Vater umringen, stuffenweise mehr oder weniger Theil an der Gottheit zu haben, nach Beschaffenheit ihrer Würde oder Entfernung, in der sie mit ihr stehen.

Man sieht die Figur des Heilandes, welcher durch eigene Kraft emporsteiget, man sieht die Geschwindigkeit, mit der der Flug des Gewandes sich in den Lüften beweget, welches zur Erde niederfällt, woraus der Zuschauer erkennet, daß es schwerer sey, als der Leib des Erlösers.

Der unterste Theil des Gemäldes ist ganz auf der Erde. Man sieht die Betrübniß der vorgestellten Figuren, welche sie empfinden, daß sie vom Körper gezwungen werden, auf der Erde zu bleiben.

Zusam-

compita, e l'Idea di Epicuro, che giustamente Cicerone trova incomprensibile, qui Mengs la rende per quanto si può sensibile, circoscrivendo la Divinità del Padre Eterno *d'un Corpo ch' è quasi Corpo* lasciando lo Spettatore in dubbio se sia o nò. Così gradatamente le Essenze Angeliche che lo circondano sembrano partecipare più o meno della Divinità, secondo la loro dignità o distanza da essa.

Si vede la Figura del Salvatore che per propria virtù ascende, e si osserva la rapidità del moto dallo Svolazzamento del Panno il quale tendendo al basso prova ancora il suo peso esser magiore di quello del Corpo del Cristo.

La Parte inferiore del Quadro è tutta terrena, il desiderio solo espresso nelle figure dipinge l'anima loro costretta dal Corpo a restar ancor sopra la terra.

 Com-

Zusammensetzung. Helldunkles, Wirkung.

Die Zusammensetzung dieses Sujets ist so wohl im Ganzen, als auch in ihren Theilen vollkommen. Der Horizontalpunkt ist niedrig angelegt, so, daß er der Figur auf dem ersten Grunde bis an die Brust reichen würde. Dieses ist mit großer Ueberlegung geschehen, indem Mengs erwogen hat, daß das Gemälde ohngefähr 20 Spannen von der Erde würde aufgehangen werden. Der niedrige Punkt macht die Zusammensetzung sehr schwer, und wird selten recht getroffen. Nur die großen Meister in der Kunst bieten den Schwierigkeiten Trotz und überwinden sie. Der niedrige Punkt verstattet wenig Raum zur Tiefe, hauptsächlich in einem Gemälde, in welchem die zwey oder drey ersten Figuren den ganzen Horizont einnehmen und bedecken. Daher denn der Maler in Ermangelung der Gründe sich der ganzen Stärke der Luftperspectiv, der Tinten und der Farben bedienen muß, um den Gruppen die gehörige Ründung zu geben, und Lichter und Schlagschatten zu finden, um sie von einander zu unterscheiden, und ihre Entfernung merklich zu machen. Diese Stücke sind im gegen-

Composizione, chiaròscuro, ed effetto.

La saggia composizione di questo Soggetto è compita nel totale e nel particolare. Il Punto Orizontale è preso basso che verrebbe al Petto della figura del primo Piano, il che è fatto con molta ragione riflettendo Mengs che il sito del Quadro verrebbe incirca elevato venti Palmi da terra. Il Punto basso rende la Composizione difficile, e raro si vede eseguito, li soli Maestri dell' Arte talvolta affrontano le difficoltà e si rendono superiori. Il Punto basso dà pocco spazio di profondità e principalmente in un Quadro stretto nel quale le due o trè prime Figure occupano e coprono tutto l'Orizonte, onde il Pittore in mancanza de Piani deve far valere la forza della Prospettiva Aerea, delle tinte, e dei colori per tondeggiar li Gruppi, e trovar accidenti di lumi, e sbattimenti per staccarli e dinotar le distanze. Eccellentemente queste cose sono osservate in

gegenwärtigen Gemälde vortrefflich beobachtet. Man sieht den Jacob und den andern Apostel von dem Körper des Heilandes beschattet. Diese Erfindung hat eine erstaunliche Wirkung, jedes an gehöriger Stelle hervortreten oder weichen zu lassen. Auf der andern Seite machen die beyden Marien, welche stehen, eine Abwechselung in der Zusammensetzung, und verbinden dieselbe mit dem Christus, welcher in der Mitte des Gemäldes in senkrechter Linie über die untersten Figuren des letzten Grundes hervorragt, zwischen zween Engeln, die mit dem Christus eine Gruppe von drey abgesonderten Figuren ausmachen. Eine Sache, die höchst schwer auszuführen ist, wenn man nicht in eine kalte Symmetrie oder in eine gezwungene Abwechselung verfallen will, und die Wahrheit zu sagen, so hat kein Maler diese Idee so glücklich ausgeführt, als Mengs. In Rafaels Gemälde, von der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, sind die beyden Figuren des Elias und Mosis sehr schön, aber eine jede für sich, und ob sie gleich mit sehr zarten Farben gemalt sind, und der Christus in einem weissen Kleide auf einem Felde von Licht stehet,

in questo Quadro, ove si vede il S. Giacomo e l'altro Apostolo sbattimentati dal Corpo del Cristo: La qual ritrovata fà un effetto meraviglioso per l'avanti indietro. Dalla parte opposta le due Marie in piedi variano la composizione e la legano col Cristo il quale dritto in mezzo del Quadro perpendicolarmente sopra le più basse figure dell'ultimo Piano sale trà due Angeli che assieme col Cristo formano un Gruppo di trè Figure staccate, cosa difficilissima ad eseguirsi per non cadere o nella freda Simetria, o nella troppo forzata varietà, ed a dire il vero nessun Pittore hà eseguito quest'idea cosi perfettamente come Mengs, e nella Trasfigurazione di Raffaele le due figure di Elia e Mosè sono bellissime ma ogn' una per sè, e benchè siano di colori tenerissimi, ed il Cristo vestito di

 bianco

stehet, so ist dennoch die Symmetrie zu merklich, und sie machen kein Ganzes aus.

Gott der Vater, der von drey Engeln getragen wird, hinter welchem eine Glorie in einem Nebel von Lichte zu sehen ist, nebst vielen Köpfen von Cherubim, die in einem Kreiße über Gott dem Vater stehen, welcher Kreiß vom heiligen Geist erhellt wird, dieser ist nach den Ideen des Rafaels, Corregio, Caracci und Domenichino verfertiget, welche alle in dieser Vorstellung der Gottheit vom Mengs verbunden sind. Wer dieses Werk sieht, wird diese Wahrheit gestehen müssen.

Wahl, Charakter u. Ausdruck.

Wir haben dieses Gemälde nunmehr im Ganzen betrachtet. Wir wollen itzt zu einer besondern Untersuchung der Figuren schreiten. Obgleich ein jeder weiß, daß derjenige, der eine Armee commandiren kann, weit leichter ein Regiment zu commandiren im Stande ist, so kann eine wohlcomponirte Figur dennoch fehlerhaft in Ansehung

bianco sopra un campo di Luce, con tutto ciò la simetria è troppo sensibile e non formano un'assieme.

Il Padre Eterno portato da trè Angeli dietro a cui si scopre una Gloria che si distingue in una nebbia di Luce, con molte teste di Cherubini che formano come un cerchio sopra di lui, il quale illuminato dallo Spirito Santo produce un soavissimo chiaroscuro bastevole per decidere il Gruppo, che è composto seconde le Idee che ne hanno avuto Raffaele, Correggio, Caracci e Domenichino, le quali si trovano riunite da Mengs in questa rippresentatione della Divinità, e chiunque vedrà quest' Opera converrà di questa verità.

Scielta, Carattere, ed espressione.

Dalla considerazione di questa composizione generale veniamo all' esame particolare ciò è delle Figure, benchè ogn' uno sappi che chi sà commandare un' Armata molto più facilmente regola un Regimento, con tutto ciò benchè una figura sij ben composta può essere diffettosa in quanto alla scielta, la

hung der Wahl seyn, da diese Wahl nicht von den Regeln, sondern von der Beurtheilungskraft, von dem feinen und guten Geschmacke des Malers abhänget. In diesem Gemälde ist eine jede Figur so zusammengesetzt, daß die Wahl und die Handlung mit dem Charakter derselben übereinstimmen, und eine jede drückt dadurch desto stärker die Leidenschaften aus, die ihrem Geschlechte und ihrem Alter eigen sind.

Im heil. Petrus erblickt man die Liebe, den brennenden Eifer, welcher diesen vornehmsten unter den Aposteln beseelte. Seine lebhafte Handlung, sein glühendes Gesicht, die Ausspannung der Muskeln an den Händen, zeigen von der Stärke seines Affekts, so groß dieser in seinem Alter seyn kann.

Johannes liegt auf einem Knie. Er ist ganz außer sich, es scheint, als ob er aus dem Gewichte kommen werde, und daß ihn die Aufmerksamkeit, mit der er nach seinem geliebten Lehrer blickt, allein im Gewichte erhalte.

Die

la quale per esser buona non dipende dalle regole ma dal buon Giudizio, dal Gusto e dalla Delicatezza del Pittore; in questo Quadro ogni figura è composta di modo che la scielta e l'Azione corrispondono al Carattere loro, e con ciò esprime magiormente l'affetto e la Passione che deve esser propria ad ogn'una secondo la differenza del Sesso e dell'età.

Nel San Pietro si vede il fervore, e quell'amore e zelo che doveva animare questo Prencipe degl'Apostoli. L'azzione animata ed il vilo infiamato, la tenzione degl' estensori nelle mani dimostrano la violenza della sua passione per quanto la sua età glielo può permettere.

Il San Giovanni caduto sopra un ginocchio pare che scordando se stesso perdi il proprio equilibrio, che la fissazione sola nel suo caro Maestro lo sostenghi.

La

Die Mutter des Heilandes zeigt in ihrem Gesichte die Betrübniß, daß sie noch unter den Sterblichen bleiben muß, und das Vergnügen über die Herrlichkeit ihres Sohnes. Ihre reine Liebe, ihre vom Staube beynahe losgewundene Seele, erheben sich über die Menschheit. Sie steht gerade, ihre Hände sind auf der Brust kreuzweise über einander geschlagen. Sie scheint von eben der Kraft hingerissen zu seyn, welche ihr den Sohn entreißt. Sie ist im Begriff, ihm zu folgen. Majestät und Sanftmuth sind hier die Gränzen des Ausdrucks und der Handlung, welche derjenigen ähnlich ist, die Rafael in einem Gemälde angebracht hat, welches sich auf der Churfürstl. Bildergallerie zu Dresden befindet, und in welchem die Grazie und die Würde auf das vollkommenste ausgedrückt sind, wo endlich die Handlung und die unbestimmte Bewegung den Zuschauer nicht errathen lassen, ob die Wolken die Marie tragen, oder ob sie auf denselben einhergeht. Diese Figur ist eine von den sublimsten, die Rafael gemacht hat, und die Figur des Mengs verdient allein, jener an die Seite gesetzt zu werden.

In

La Vergine Madre esprime nel volto l'afflizzione di dover ancor restar trà mortali, e la compiacenza e godimento della gloria del Figlio, l'affetto puro e l'anima quasi staccata dalla materia sembra innalzarla, dritta in piedi le mani incrociate al petto pare rapita dalla stessa virtù che gli rapisce il Figlio, è vicina a seguirlo, la Maestà, la dolcezza servon di limiti all'espressione ed all'azzione; simile a quella dipinta da Raffaele esistente nella R. Elettoral Galeria di Dresda, in cui la Grazia e la dignità sono espresse al sommo, e dove l'atto ed il moto non deciso lascia a pensare se le nuvole la portino o se lei sopra loro camini, essendo al certo questa Figura una della sublimi di Raffaele e quella di Mengs sola degna di starle a canto.

Nella

In der schönen Figur der Magdalena hat Mengs die ganze Grazie des Corregio angebracht, aber der Charakter ist edler, und die Zeichnung reiner.

Die übrigen Apostel machen durch eine vollkommene Abwechselung und Ausdruck des Charakters in den Köpfen, in welchen die Caracci und Lanfranchi nachgeahmt sind, die schönsten Gruppen, die man sich wünschen kann.

Der Christus ist eine von den schwersten Figuren, so wohl was den Charakter, als was die Handlung betrifft. Mengs hat in dieser die äußerste Vortrefflichkeit der Zeichnung, und den schönsten Geschmack in der Feinheit des Colorits gezeiget. In dem Gesichte ist das Erhabene der Seele mit der Sanftmuth ganz deutlich verbunden. Man sieht eine Vermischung von Ruhe und Traurigkeit nicht des Körpers, sondern der Seele, gleichsam, als ob er sich betrübte, daß er so viele Personen verlassen muß, die ihm werth sind. Die Handlung drückt eine gewisse Mattigkeit aus, welche noch im Körper,

Nella bella Figura della Madalena Mengs a pensato a tutta la Grazia del Correggio ma il Carattere, è più nobile ed il disegno più puro.

Li altri Apostoli con una perfetta varietà, e carattere di teste mirabili nelle quali si vedono imitati li Caracci, e li Lanfranchi, formano li più bei Gruppi che si possa desiderare.

Il Cristo, una delle più difficili Figure tanto per il carattere che per l'azzione, Mengs in questa hà fatto vedere l'eccellenza del dissegno e con un gusto squisito la delicatezza del colorito: nell'idea della faccia apparisce evidentemente unita alla nobiltà la dolcezza dell' anima, l'espressione hà un misto di tranquillità e di affizzione, non corporale ma di spirito quasi che avesse dolore di lasciar tante persone a lui care. L'Azzione alquanto abbandonato ad un moto naturale esprime una tal qual stan-

Körper, ob er gleich schon verklärt ist, von dem kurz-vorher ausgestandenen Martern nachgeblieben ist.

Die beyden Engel an seinen Seiten, haben die Ruhe im Gesicht, welche der wahre Ausdruck der Schönheit ist. Der große Guido hat keine erhabenere Idee davon gehabt.

Der höchste Grad der Majestät, und alles, was uns die Phantasey darbeut, uns ein Bild vom Großen zu machen, alles das findet sich in der Figur Gottes des Vaters. Die Engel, die ihn tragen, sind von den Händen der Grazien gebildet, und geben einen deutlichen Begriff von denen, welche allein verdienen, die Schemel der Gottheit zu seyn.

Gewänder. Alle Figuren dieses Gemäldes sind auf das vortrefflichste gekleidet. Die Verschiedenheit der Gewänder, der Wurf der Falten, die Massen, die schönen Ausfindungen, die Großheit im Ganzen, alles dieses läßt das Nackte ohne Affektation sehen. Es ist nichts Zweydeutiges oder Gezwungenes darinn, und jedes

stanchezza ancora impressa nel Corpo (benchè glorificato) dalli strazzi sofferti nella Passione.

Li due Angeli a lui da canto possedono quella tranquillità ch' è propria espressione della bellezza, il gran Guido non ne hà avuto idea superiore.

Il Centro della Maestà, e tutto ciò che l'ideale ci somministra per formare un concetto del grande si trova nella Figura del Padre Eterno. Gl' Angeli che lo portano sono formati dalla mano delle Grazie, e dano un idea di quelli che soli son degni di essere lo Scabello della Divinità.

Panneggiamenti. Tutte le Figure di questo Quadro sono panneggiate nel più eccellente gusto, la varietà dei vestimenti, il getto delle pieghe, le masse, i bei partiti, il tutto grandioso, facendo veder il nudo senza affettazione, nulla di meschino o forzato, ed ogni

jedes ist mit einer bewunderswürdigen Leichtigkeit, Einsicht und meisterhaften Kunst, die in Erstaunen setzt, ausgeführt.

Zeichnung. Von der Zeichnung brauche ich nicht zu reden. Mengs ist schon von seinen ersten Jahren an, als ein Meister hierinn berühmt gewesen, aber in diesem Gemälde hat er seine ganze Stärke gezeiget. Das Alterthum, die Natur und Rafael, sind die Blumen dieser Biene gewesen. Jede Figur ist dem Styl und dem Charakter nach verschieden, das Aeußerste ist mit dem Ersten in der genauesten Verhältniß. Die tiefe Kenntniß und der reine Geschmack, verlassen ihn bey keinem Striche.

Farbengebung. Die Farbengebung stimmt vollkommen mit der Vortrefflichkeit der andern Theile überein. Sie ist durchsichtig, aber voller Stärke, hell, aber allezeit warm, das Fleischige und das Runde herrschet durch und durch, ohne dem Drucke und dem fetten Auftrage der Farbe die Kraft zu benehmen. Die Farben sind mit so vieler Einsicht vertheilet,

ogni cosa eseguita con facilità, intelligenza, e Maestria sorprendente.

Disegno. Del Disegno non occorre parlarne, gia da suoi primi Anni Mengs è stato conosciuto ottimo in questa parte, ma in questo Quadro dà a conoscere la franchezza con la quale lo possiede; l'Antico, la Natura, e Raffaele sono stati li fiori di quest' Ape. Ogni figura di Stile e carattere diverso, le estremità corrispondenti alle teste, la profonda intelligenza ed il gusto scielto non l'abbandonano in nessuna linea.

Colorito. Il Colorito corrisponde appieno all' eccellenza delle altre parti, trasparente e pieno di forza, vago ma sempre caldo, la morbidezza ed il tondeggio regnano per tutto senza togliere al tocco ed all' impasto

theilet, daß sie in dem vollkommensten Gleichgewicht und Uebereinstimmung immer gegen einander abstechen, und zum Erstaunen die Massen des Helldunkeln befördern helfen.

Vielleicht glauben viele, daß ich in der Beschreibung dieses Gemäldes parteyisch bin. Allein, dieses Werk, die Ehre der Malerey, welches sich gegenwärtig auf der Churfürstl. Gallerie in Dresden ausgestellt befindet, steht dort den größten Meisterstücken der Kunst zur Seite, und hält die Vergleichung mit ihnen aus. Es ist also nicht Partheylichkeit, sondern eine Wahrheit, die aufrichtige Seelen redend machet, und den Neid zu schweigen nöthiget.

impasto il loro valore, hà saggiamente distribuito li colori che forman trà loro un bilancio ed armonia perfetta, ed ajutano a meraviglia alle masse del Chiaroscuro.

La descrizzione che fò di questo Quadro potrebbe parere a molti dettata della partialità, quest' Opera, onor della Pittura, posta nella R. Elettoral Galeria di Dresda non ha timore di stare a canto alli primi Luminari dell' Arte, e sostiene con tutti il paragone ed il confronto, questa non è passione, ma una verità che fà parlar gl' animi sinceri e lega la lingua all' invidia.

Der Geist der ächten griechischen Litteratur und Kritik, äußert sich in der Ausgabe einer Rede des Isocrates: Isocratis Panegyricus recensuit et animadversionibus illustravit Sam. Frid. Nath. Morus. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1766. 8. 12 Bogen. Der Text ist aus den ersten Wolfischen Ausgaben, die correcter als die folgenden sind, abgedruckt, doch mit einigen Verbesserungen, aus Vergleichung andrer Ausgaben, deren abweichende Lesarten mit sehr nüchternen Beurtheilungen

lungen und bescheidnen Muthmaßungen unter dem Text gesetzt, und mit andern Anmerkungen begleitet sind, welche zur Erklärung und Erläuterung dienen. Diese sind zahlreicher, als man sie in einem Schriftsteller, wie Isocrates ist, erwarten sollte; allein, Herr M. Morus begnügt sich nicht nur, hier und da irgend ein und das andre Wort oder Redensart zu erläutern, sondern dringt tiefer in den Sinn, den Plan und die Absicht des Redners ein. Er braucht besonders die Geschichte auf sehr vortheilhafte Art, welches um desto rühmlicher ist, da diese Art der Erläuterung alter Schriftsteller gemeiniglich zu sehr vernachläßigt wird, vielleicht weil sie mehr Schwierigkeit hat. Auch ein feinerer attischer, oder dem Isocrates eigner Sprachgebrauch wird allezeit sorgfältig und mit vielem Geschmack bemerkt und erläutert. Um überhaupt des Herrn M. M. Arbeit kenntlich zu machen, so wollen wir blos erwähnen, daß seine Manier, mit seinem Schriftsteller umzugehen, viel Aehnliches mit der Wesselingischen hat, welche weder durch eine stets trockne, obgleich scharfsinnige und gelehrte, Kritik ermüdet, noch unter einer gehäuften und an fremden Ort angebrachten Gelehrsamkeit erstickt; sondern die mit einer gewissen Anmuth vergesellschafftet ist, welche aus einer genauen Bekanntschaft mit der abgehandelten Sache selbst, besonders aus Belesenheit in der Geschichte, aus der Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, aus einer geschmackvollen Entwicklung derselben in einem jeden lateinischen Ausdrucke nothwendig entstehen muß.

Leipzig. Der Vorzug, den dieser Ort, seit dem die dramatische Dichtkunst ihr Haupt in Deutschland erhoben, durch eine sehr gute Schauspieler-Truppe gehabt, und in der noch letzt blühenden Kochischen Gesellschaft besitzet, ist seit kurzem nicht wenig durch ein schönes neuerbautes Theater verherrlichet worden. Von der Eröffnung desselbigen geben einige Blätter Nachricht, die nebst einem Prolog, der den Herrn Prof. Clodius zum Verf. hat, und dem Herrmann des seel. Hrn. Pr. Schlegels, bey dem Buchhändler Crusius gedruckt zu haben sind. Diese Nachricht ist mit ein paar schönen Vignetten des Herrn Oesers gezieret.

Wenn in dem Vorberichte von diesem Theater gesagt wird: „Regelmäßigkeit, Ordnung, perspectivische Richtigkeit, Pracht ohne Kosten der Einfalt, Wahl und Neuheit in der Decoration, Geist und Erfindung in dem Entwurf, und Stärke in der Ausführung allegorischer Gemählde, hat sich hier vereiniget, ein Monument des deutschen Geschmacks aufzurichten:" so wird man diesem Lobspruche desto eher Glauben beymessen, so bald man weiß, daß der durch die Kriegskunst und Civilarchitektur berühmte Herr Ingenieurobriste Fesch den Plan des Gebäudes entworfen, und bey der Ausführung desselbigen stets zugegen gewesen; daß der Herr Prof. Oeser das Deckenstück und den Vorhang, nach Originalerfindungen gemahlt, und Herr Koch, dessen uneigennütziger und lobenswürdiger Eifer für das Theater in Leipzig, schon seit langen Jahren, die Achtung von Deutschland verdienet,

dienet, die nach optischen Regeln entworfenen Verwandlungen der Aufsicht des verdienten churfürstlichen Maschinenmeisters Herrn Reuß aufgetragen hat. Als eine kleine Probe, wie viel die Künste zur Verherrlichung dieses Comödienhauses beygetragen, wollen wir die Nachricht von dem Vorhange des Herrn Oesers hersetzen: wir glauben beynahe mit Gewißheit behaupten zu können, daß, sowohl in Absicht auf die große Zusammensetzung, als alle übrige Theile der Mahlerey, diesem nicht leicht ein Vorhang eines Theaters in Deutschland den Preis streitig machen wird. Er enthält eine **allegorische Vorstellung der Geschichte der dramatischen Dichtkunst.**

Zween Säulengänge, nach dorischer Ordnung, umstellen den runden Vorhof des Tempels der Wahrheit, welchen man in der Mitte in einiger Entfernung sieht. Er ist von allen Seiten offen, und läßt, die von aller Bedeckung entblößte Bildsäule der gefälligen Göttinn sehen, die den Herzutretenden die offenen Arme bietet. Beym Eingange des Vorhofs, mitten auf dem Gemählde, stehen auf den beyden Seiten die in Metal gegossenen Bildsäulen des Sophokles und Aristophanes, der größten dramatischen Dichter des Alterthums. Die tragische Muse weihet dem erstern, welcher zur Linken steht, einen Lorbeerkranz, den sie ihm zu Füssen auf das Piedestall niederlegt. Hinter ihr steht Sokrates, von seinem Freunde Euripides begleitet, dessen Schauspiele er allen andern vorzog; er läßt hier den Beyfall des Weisen, und die Vereinigung

der Philosophie mit der tragischen Dichtkunst errathen. Mitten unter den griechischen Dichtern, bey welchen man den Seneca, den einzigen lateinischen Dichter, von dem tragische Werke ganz übrig geblieben sind, auch einige ihrer französischen und deutschen Nachfolger sieht, sitzt die Geschichte mit aufgeschlagenem Buche. Aeschylus bückt sich zu ihr nieder, zeigt ihr die Maske und den Cothurn, den er ihren Wahrheiten leihen will.

Neben ihm lehnen Theaterflügel, an welchem ein Knabe mahlt; eine Zierde, womit er die Bühne zugleich bereicherte. Auf der andern Seite, umwindet die komische Muse die Bildsäule des Aristophanes mit einem Blumengehänge; die Tanzkunst und ein kleiner scherzender Liebesgott sind ihr dabey behülflich. Darneben lehnt sich Plautus auf seinen Stab, und blickt aufmercksam in die umherliegenden Schriften, seiner Vorgänger. Bey ihm steht der zärtliche Terenz, welcher den Amor mit sich bringt, und ihm die Fackel sanft aus der Hand nimmt. Vor ihnen sitzt Menander an der Bildsäule des Aristophanes, welcher die ältern Werke von der persönlichen Satyre reiniget, und dem Lustspiele eine neue Gestalt giebt. Er schreibt, und ein Genius schiebt die persönlich charakterisirte Maske von dem vor ihm aufgeschlagenen Buche. Hinter den alten Dichtern, welche der Satyr begleitet, die satyrischen Spiele der Griechen, die aus einem Contraste des Tragischen und Komischen entstanden sind, errathen zu lassen, stehen einige ihrer deutschen und französischen Nachahmer. Im

Vorhofe

Vorhofe sieht man den unnachahmenden Shakespear, welcher die alten Originale vorbeygegangen ist, gerade dem Tempel der Wahrheit zueilen. Auf dem Vorgrunde sitzen die Mahlerey und Musik mit ihren Genien. Die lächelnde Geberde des Aristophanes zeiget, daß er über die tragischen Dichter spotte. Sophokles scheint ihm zu antworten, indem er mit der einem Hand auf die Wahrheit, und mit der andern auf die Grazien zeigt, die mit in einander geschlungenen Armen, über dem Tempel auf den Wolken schweben, von denen eine Menge Genien herabstürzen, welche Lorbeerkränze für die neuen Dichter bringen, womit die alten bereits geschmückt sind. Noch müssen wir anmerken, daß die Gesichter alle nach der Natur und dem Leben gemahlt sind, indem der Künstler bey den Alten die Monumente, die wir von Bildsäulen, und geschnittnen Steinen haben, zu Hülfe genommen, bey den neuern aber sich der besten Kupferstiche von ihnen bedienet hat, so daß man nur ein wenig in der schönen Litteratur erfahren zu seyn braucht, um die Personen sogleich zu kennen und von einander zu unterscheiden.

In der Decke über dem Churfürstl. Wappen, welches das Prosenium schmücket, schwingt sich der Ruhm; dem Apollo und Minerva von ihrem umstrahlten Wolkenthrone, durch einen Wink gebietet, den glorreichen Schutz der Fürsten unsers Vaterlands gegen die Künste zu verbreiten.

Der bey Einweihung dieses Theaters gehaltne Prolog machet seinem Verfasser Ehre: Da bey

dieser Gelegenheit der Herrmann des seel. Schlegel aufgeführet worden, so hat Herr Pr. Clodius, der seine müßigen Augenblicke den deutschen Musen mit so viel Glücke widmet, Anlaß genommen, nach dem Eingange, in dem Prolog den Charakter der alten Deutschen auf folgende würdige Art zu schildern:

Du aber hör von ihm, dem Barden, deinem Sohn,
Wie groß dein Ahnherr war, glorreiche Nation! —
Der Römer, dem nicht Meer, nicht Alpen widerstrebten,
Vor dem Iberien und Pyrenäen bebten,
Der Crassus Adler stolz zurück vom Euphrat trug,
Und Parther ohne Schwerdt, durch seinen Nahmen schlug;
Der Ueberwinder Roms, der Gallier und Britten,
Vergaß zum erstenmal des Siegs in deutschen Hütten.
Was ihn kein Euphrat lehrt, lehrt ihn der freye Rhein,
Eroberer der Welt, nur Deutschlands nicht, zu seyn.
Erkenn aus diesem Zug Cherusker und Catten,
Und lies die Majestät des Volks in seinem Schatten —
Ein himmelblaues Aug flog durstig nach dem Sieg;
Ein Körper, stark, genährt, und streitbar in dem Krieg,
Verkündigte dem Feind den Muth zu großen Thaten,
Und ließ, auf offner Stirn, das sichre Herz errathen;
Unregelmäßig groß, rauh, wie sein Vaterland,
Wild, ohne Barbarey, und witzig, mit Verstand,
So gieng dieß Volk die Bahn der Unschuld seiner Väter.
Ein Weichling war der Schritt zum Römer und Verräther.
Kein jugendlicher Hang und kein aufwallend Blut,
Stahl Schönen ihren Reiz, und Jünglingen den Muth;

Was

Was Roms Gesetz nicht kann, vermögen deutsche Sitten,
Sein hoher Adel war die Unschuld reiner Hütten;
Kein schmeichlerischer Zug, und kein gebrochner Schwur,
Entheiligte das Herz und trotzte der Natur.
Der Deutsche, deß umsonst weltweise Römer lachten,
War Philosoph genug, der Reichthum zu verachten,
Und grub noch nicht, gereizt durch einen leeren Schall,
Gebürge tief hinab, nach glänzendem Metall;
Er überließ den Muth, ein elend Gold zu plündern,
Den Helden Latiens, den Feigen, und den Kindern.
Ein Thier, auf kühner Jagd erlegt mit eigner Hand,
Gab Helden ihren Helm, und Kriegern ihr Gewand.
Ein Fels, vor dessen Blick die fremden Römer zittern,
Schützt einen deutschen Sohn vor Sturm und Ungewittern.
Noch kannte dieses Volk kunstvolle Waffen nicht,
Ein wankend Eisen gab der deutschen Faust Gewicht;
Er überließ die Kunst, methodisch zu verwüsten,
Dem Phalanx Griechenlands und römischen Balisten,
Und stand vor seinem Feind in rauher Majestät,
Fast, wie ein steiler Fels in Donnerwettern steht.
War einst sein Heldenarm der blut'gen Arbeit müde,
So weckte seinen Muth ein warnender Druide,
Sang ein tyrtäisch Lied von Pflicht und Vaterland,
Und gab den breiten Schild ihm wieder in die Hand.
Ein heldenmüthig Heer ehrwürdiger Matronen,
Flog ihm ins Schlachtfeld nach, mit Muth von Amazonen.
Des Deutschen Schimpf war Flucht, des Deutschen Nahrung, Brod,
Des Deutschen Ruhm, sein Fürst, Sieg, Freyheit, oder Tod.

Hamburg. Im Verlage Mich. Christ. Bocks erscheinet eine Monatschrift unter dem Titel Unterhaltungen, wovon bereits der erste Band, oder sechs Stücke, und dreye vom folgenden gedruckt sind: jedes enthält sechs Bogen. Wir kennen im Deutschen von dieser Art kein Journal, das die Aufschrift mehr verdienet, und die Freunde des Witzes und der schönen Wissenschaften auf eine angenehmere Art zu unterhalten fähig wäre. Allem Ansehen nach haben die Herren Verf. den so beliebten Mercure de France zum Muster genommen. Es finden sich darinnen, wie in jenem, poetische und witzige Aufsätze, Abhandlungen aus verschiedenen Theilen der Wissenschaften, Uebersetzungen, kurze Nachrichten von neuen Büchern, und Kunstwerken, kleine musikalische Aufsätze von sehr guten Tonkünstlern, und man muß den Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die Wahl größtentheils ihrem Geschmacke Ehre macht, und sie zur Fortsetzung ihres Unternehmens alle mögliche Aufmunterung verdienen.

Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai ist seit einiger Zeit eine Quartalschrift: Allgemeine Bibliothek der Deutschen erschienen. Man führet sehr oft die Klage über die allzugroße Menge der Journale, und in der That ist sie nicht ungegründet, so bald sie den mehresten gleichen, das ist; wenn sie seichte, schwankende, oder partheyische Urtheile enthalten, die den Leser über die Wahl der Bücher ungewiß machen, oder auf falsche Urtheile führen: hätten sie aber alle den Werth, den diese Bibliothek

Bibliothek hat, so würden ihrer nicht genug seyn können. Durchgängig findet man die bündigsten und vollständigsten Kritiken aus allen Theilen der Wissenschaften, welche Verfasser verrathen, die mit dem ganzen Umfange derselbigen bekannt, von einer geprüften Einsicht, und von Wahrheitsliebe durchdrungen sind. Es gilt ihnen gleich, ob ein Schriftsteller ein Probst, oder ein kleiner Dorfpfarr ist. Philosophie, Geschichte, Theologie, Jurisprudenz, Arzneykunst, Witz, alles findet darinnen seine Stelle, und der Vortheil ist für viele Leser desto größer, indem sie verschiedne andere Schriften von dieser Art entbehren können.

Nachrichten aus Engelland.

London. Durch ein königliches Patent, das wir vor uns haben, ist die Künstlerakademie zu Beförderung der Mahlerey- Bildhauer- und Baukunst zu einem politischen Körper erwachsen. Sie erhalten dadurch vorzügliche Privilegien und Freyheiten. Es besteht derselbige aus vier und zwanzig Personen, von denen der Präsident, Vicepräsident, Schatzmeister und Sekretair, und die übrigen zwanzig Direktoren sind: sie können Mahler, Bildhauer, Architekten oder Kupferstecher seyn. Sie haben die Erlaubniß, in London und zehen englische Meilen außer London, wenn und wo sie wollen, ihre Versammlungen zur Verbesserung und Aufnahme der Mahlerey- Bildhauer- Bau- und Zeichnungskunst, und der dahin einschlagenden Künste zu halten, und haben ihr eignes Siegel.

Indessen beruhet sie auf einer freywilligen Unterzeichnung, da nehmlich diejenigen, so nach den zweymal in der Woche aufgestellten lebendigen Modellen arbeiten wollen, jährlich 2. Guineen beytragen. Das königliche Patent ist auf 14. Seiten gr. 8. unter dem Titel gedruckt: The Royal Charter incorporating the Society of Artists of Great Britain. Vielleicht haben wir in der Folge mehr Gelegenheit, etwas von ihrem Fortgange zu sagen.

London. Die Sammlung von Kupferstichen nach den vornehmsten Gemählden dieses Königreiches, welche Johann Boydel, durch verschiedene der berühmtesten hiesigen Kupferstecher veranstalten, und auf Subscription an das Licht treten lässet, ist bereits im 10. 11. und 12ten Bande der Bibliothek, sowohl nach ihrem gänzem Plane angezeiget, als von den herausgekommenen ersten beyden Heften daselbst besondere Nachricht gegeben worden. In einem Reiche, wo sich die Künste einer so besondern Unterstützung versichert finden, konnte es auch diesem Werke daran nicht fehlen, und es ist solches seitdem mit vier neuen Heften fortgesetzet, welche die Anzahl der Stücke bis auf 28. gebracht haben. Nicht nur die Wichtigkeit der Sammlung an sich, sondern auch die Stelle, welche sie in der Geschichte der Kunst für England behauptet, verdienet, daß wir eine fernere umständliche Nachricht davon mittheilen.

Obgleich

Obgleich es diesem Reiche bisher nicht gänzlich an guten Kupferstechern ermangelt, wie aus dem, von Horace Walpole, im Jahr 1763. herausgegebenen Catologue of Engravers zu ersehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß selbiges, die schwarze Kunst ausgenommen, darinnen noch immer hinter den Franzosen und Niederländern zurücke geblieben. Wir können aber anieẞo mit Wahrheit versichern, daß auch in diesem Stücke die Nation sich der Vollkommenheit zu nähern beginne, und vielleicht der große Styl dieser Kunst, welcher, bey ietztgedachten ihren Nachbaren, durch eine übertriebene Artigkeit und steife Manier, sich fast verdrungen sieht, allhier sich wieder finden lassen und setzen werde. Des mehrmalen gerühmten Strange und verschiedener in London aufgenommenen Fremden nicht zu gedenken, so kann man einen Woollet, Chambars, Elliott, Miller, Canot und die beyden Walker, (Anton und Wilhelm) gewiß für Meister rechnen, und sie den Franzosen wenigstens zur Seite stellen. Es sind aber die neuen Stücke dieser Sammlung folgende:

Nr. 11. Eine Landschaft und Gesicht bey Tivoli, nach Rosa di Tivoli von Elliott, sehr schön mit Hirten und Vieh gefüllet.

- 12. Ein Gesicht von der Maas bey Mastricht nach Adrian Kuyp von Elliott, wie das vorhergehende.

- 13. Ein Niederländisches Gastmal nach van Harp, durch Wilhelm Walker, eines

der

der fürtrefflichsten Stücke dieser Art, so auf das vollkommenste und angenehmste ausgearbeitet.

Nr. 14. Desgleichen ein Nebenstück dazu, nach demselben von Isaac Taylor, weniger angenehm und härter, aber doch von gutem Ausdrucke.

- 15. Eine heilige Familie nach Bartholomeo Murillo von Chambars, stark, wie überhaupt dieses Meisters Stiche.

- 16. Die Anbetung der Hirten, nach Annibal Caracci von Aliamet, wohl gestochen.

- 17. Nero, welcher die Asche des Britannicus beysetzet, nach Le Sueur von Miller, frey und stark.

- 18. Die Aussetzung des jungen Cyrus nach Benedetto Castiglione von Boydel, ein Stück, das dem Herausgeber dieser Sammlung doppelt Ehre machet, in einer edeln Manier, und wo das Helldunkle insonderheit kräftig angebracht ist.

- 19. Die Beschneidung Christi, nach Guido Reni von Aliamet, sehr schön, voller Grazie, insonderheit in den Köpfen.

- 20. Der Abschied des Engels vom Tobias und seiner Familie, nach Rembrant von Anton Walker. Eines der kapitalesten Stücke

Stücke dieses Meisters, darinnen der grössesste Affekt in vier Figuren auf ganz verschiedene Weise ausgedrucket ist. Das Helldunkle zeiget die stärkeste Wirkung, welche der Griffel mit einem ausnehmenden Fleisse dargestellet. Nur dürfte die Platte wohl nicht lange dauren, und in den letztern Abdrücken sich ein merklicher Unterschied zeigen, wie denn auch einige schon schmutzig sind.

Nr. 21. 22. Zwey Seestücke, nach Wilhelm van der Velde, und Ludolph Backhuisen, beyde von Canot, mit seiner bekannten Stärke in dieser Art.

- 23. Raphaels Maitresse, nach Raphael, von Chambars, kräftig im Ausdrucke, wiewohl etwas zu männlich und in einem ernsten Blicke.

- 24. Jason, wie er dem Drachen den Schlaftrank eingießet, nach Salvator Rosa von Boydel.

- 25. Maria und das schlafende Kind Jesus, nach Guido Reni von Ravenet. Lebensgröße, in dem schönsten Ausdrucke und einer Ründung des Fleisches, die nicht weicher seyn kann.

- 26. St. Martin, wie er seinen Mantel unter die Armen vertheilet, nach Rubens, von Chambars, eines der besten neuern Stücken

Stücken nach diesem Meister, darinne seine Manier sehr wohl ausgedrücket ist.

Nr. 27. Der Ritter Balthasar Gerbier mit seiner Familie, nach van Dyck von Wilhelm Walker, eines der schönsten historischen Portraitgemählde, das van Dyck verfertiget, und welches mit ausnehmender Wahrheit und Sauberkeit gestochen ist. Vater und Mutter nebst neun Kindern haben in ihren Gesichtern den Stempel der Aehnlichkeit, und seine frische Carnationen sind insonderheit bey letztern meisterlich ausgedrücket.

- 28. Die Enthaltsamkeit des Scipio nach van Dyck von Miller, eine herrliche Zusammensetzung, die von dem Kupferstecher mit gleicher Stärke und Zierlichkeit dargestellet ist.

Gleichwie übrigens diese Sammlung auf 50 Stücke bestimmet ist, welche schon wirklich in der Arbeit, auch von dem Herausgeber nahmhaft gemachet sind, und wozu demnächst eine Beschreibung der Gemählde und Lebensumstände der Meister kommen wird; so ist zugleich von eben diesem Boydel der Anfang eines zweyten Theiles geliefert, der in lauter Etzungen nach ebenmäßigen großen Gemählden bestehen, und von verschiedenen jungen Mahlern ausgearbeitet werden soll. Wir haben davon die erste Ausgabe in 14 Stücken erhalten, welche zwar dem Auge nicht, wie bey jenen Kupferstichen, das

Vergnü-

Vergnügen der Vollendung und der ganzen Kraft des Helldunkeln gewähren, aber doch in ihrer Art allerdings Stärke haben, und nicht allein den Umriß in größester Richtigkeit darlegen, sondern auch mehr, wie sonst gewöhnlich, schraffiret sind, mithin dem Kenner zum Nachdenken und Bewundern, Gelegenheit geben. Die Stücke sind folgende:

Nr. 1. 2. Frühling und Sommer, nach Philipp Lauri von G. Vitalba.

- 3. 4. Jacobs Kampf mit dem Engel. David und Goliath, nach Salvator Rosa von R. Earlom.

- 5. Jacob verscharret Labans Götzen, nach Seb. Bourdon von Earlom.

- 6. Venus und Adonis, nach Poußin von Earlom.

- 7. 8. Ein Stück mit Soldaten, und ein anders mit Reisenden, nach Salvator Rosa von Earlom.

- 9. Maria mit dem schlafenden Jesuskinde und Johannes, den sie unterrichtet, nach Guercino von J. Mortimer.

- 10. Der Tod Abels, nach Andreas Sacchi von Earlom.

- 11. Cupido von zwey Satiren erhaschet, nach August. Caracci von Vitalba.

Nr. 12.

Nr. 12. Christus wie er der Maria im Garten erscheinet, nach Peter da Cortona von Wilhelm Walker.

- 13. Der Tod des Heil. Josephs, nach Velasco von Alexander Bannerman.

- 14. Ein Kopf des verlohrnen Sohnes, nach Salvator Rosa von Earlom.

Von einzelnen Stücken verdienet auch noch einer besondern Anzeige: das Urtheil Christi über die im Ehebruch Begriffene, welches Bartolozzi, nach dem vortrefflichen Gemählde des Augustin Caracci, so zu Bologna im Pallast Zampieri befindlich ist, gestochen, und worinnen derselbe, obwohl er nur die, in der Königlichen Sammlung davon vorhandene Abzeichnung des Hussey vor Augen gehabt zu haben scheinet, doch allen Ausdruck und Grazie des Originales glücklich angebracht hat.

Wir wollen diesen noch einige andere beyfügen, die ebenfalls in Boydels Verlag gestochen worden, und einzeln verkauft werden: in schwarzer Kunst:

Mr. Foote, der Comödiant, als Sturgeon in dem Lustspiele the Mayor of the Garet, nach Zaffanii im vorigen Jahre von Haid gestochen.

Mr. Garrick in der Comödie the Farmer's Return; das Gegenbild von dem vorhergehenden, von und nach eben demselbigen Meister.

Mr.

Mr. Garrick und Miß Bellamy in der Rolle des Romeo and Juliet, nach Wilson von Ravenet.

Der Knabe und die Tauben, (The Boy and the Pidgeons, von Philipps nach F. Mola.

Der Herr des Weingarten, der seine Arbeiter bezahlet.

Ein Rabbi (A Jew Rabbi)

Ein Krieger (A Warriour) diese drey sind von Peter nach Rembrandt gestochen.

Der Musikus (The Musician) nach Amoroso.

Achilles, Rembrandts Mutter, und ein Bildniß, alle drey nach Rembrandt von Haid.

Die jungen Musikanten (The young Musicians) nach Scalcken von Haid.

Historische Kupferstiche.

The Cottagers, von Woollet nach Dusart.

The Triumph of Britannia, nach einem Gemählde, das in Vauxhall von Hayman steht, von Ravenet gestochen.

Jupiter und Antiope nach Cazali von Chambars.

Orlando wie er die Olympia in der Insel Ebuda befreyet, von Bartolozzi nach A. Caracci.

Die Geburth der Heil. Jungfrau, und The Shepherd's Offering, beyde nach P. d. Cortona.

Der Heil. Andreas, wie er gekreutziget wird, nach Carlo. Dolci, von dem vorhergehenden.

Belisarius nach Van Dyke von G. Scotin: von diesem hat man schon eine Kopie gemacht, worinnen die Größe, Buchstaben und alles so nachgeahmt ist, daß sich die Käufer wohl vorzusehen haben.

The Installment of Earl of Westmoreland, von und nach Worlidge.

M. T. Cicero, nach einer antiken Statue von weissem Marmor, die die Gräfin von Pomfret der Universität Oxford geschenket, von Worlidge.

Landschaften.

From a Picture in the *Altieri Palace* at Rome, von Woollet nach Cl. Loraine.

Vier Landschaften von Byranne und Roberts nach R. Wilson.

Sechs Landschaften von Woollet und Elliott nach G. Smith und Brinkmann.

Eine Landschaft von Bartolozzi nach P. d. Cortona.

Zwey Landschaften mit Vieh nach Berchem von Boydel.

The

The Lake of Nemi or Speculum Dianae, von Wood nach Wilson.

The Gypsies, das Gegenbild des vorhergehenden von und nach Gainsborough.

Vier große Landschaften unter der Aufsicht des Mr. Goupy gestochen, 1) The Morning, nach Claude Loraine, wo er sich selbst vorstellet als ob er diese Aussicht eines alten Tempels an dem Ufer der Tyber, zwischen der Ponte Mola und Rom abzeichnet, von Viwares gestochen.

2) Follow me and I will make you Fishers of Men, nach P. d. Cortona, von Chatelain: das Gegenbild des vorhergehenden.

3) Castel Gandolfo, und ein Theil des daran stossenden Sees, mit einer Aussicht von der Campagna Romana, nach Fr. Bolognese, ebesfalls von Chatelain.

4) Ein Landsturm, worauf die Geschichte von Pyramus und Thysbe, nach der Beschreibung des Felibien im 2. B. S. 440. vorgestellet wird: nach Nic. Poussin; das Gegenbild des vorigen.

Letters written by the late *Jonathan Swift.* D. D. Dean of St. Patrick's Dublin, and several of his Friends. From the Year 1703 to 1704. Published from the Originals; with Notes explanatory and historical, by *John Hawkesworth*, L. L. D. in III. Vols, 8. *Davies.*

Diese gesammelten Briefe des berühmten Swift wer-
fen ein Licht auf den persönlichen Charakter desselbi-
gen, in dem er noch niemals erschienen ist, und zeigen
ihn von einer Seite, die ihn eben so empfehlungs-
würdig, in Ansehung seines Herzens und seiner Men-
schenliebe macht, als es sein Witz und seine Laune ist.
Die Bizarrerien, die man in seinem Charakter, haupt-
sächlich, wenn man ihn als einen Geistlichen betrachtet,
zu entdecken geglaubt, schreiben sich mehr von der Er-
zählung anderer her, als es aus diesen Briefen scheinen
sollte, wo man stets einen Mann findet, der seinen
Grundsätzen gemäß und ohne Abweichung handelt.
An der Richtigkeit derselben darf man um so viel
weniger zweifeln, da der Sammler angezeiget hat,
aus was für Händen er sie bekommen hat.

The Authors, a Poem. By D. *Hayes*, Esq. 4.
Griffin. Es gehört viel Verwegenheit dazu, eine
so strenge und bittere Satyre wider lebende Schrift-
steller, wie diese ist, unter seinem Namen der Welt
vorzulegen. Sie ist voller Witz und Feuer, ob man
gleich wünschen können, daß der Verf. einen neuern
Plan zum Grunde gelegt: denn die Erfindung, daß
Apollo dem besten Dichter einen Lorbeerkranz aus-
theilet, ist so abgenutzt, daß es nicht Wunder wäre,
wenn er keinen mehr übrig hätte.

Travels trough France and Italy. Con-
taining Obfervations on Characters, Cuftoms,
Religion, Government, Police, Commerce,
Arts, and Antiquities. With a particular De-
fcription of Town, Territory and Climate of
Nice:

Nice: To which is added, a Regifter of the Weather, kept during a Refidence of eighteen Months in that City. By T. *Smollet*, M. D. in II. Vols. 8. *Baldwin*. Das gegenwärtige Werk enthält eine sehr angenehme Reisegeschichte, in Briefen abgefaßt. Der Titel zeiget zur Genüge an, was man darinnen zu suchen hat, und in Ansehung der guten Nachrichten, die es hin und wieder von den Künsten und Alterthümern enthält, verdient es hier allerdings einer Anzeige. Wir wollen zur Probe seines Vortrags hersetzen, was er in der Erzählung, die er von den Seltenheiten der großherzoglichen Gallerie in Florenz macht, von der mediceischen Venus sagt. „Was die berühmte Venus Pontia betrifft, die gemeiniglich die mediceische genannt, und in einem besondern Zimmer, Tribuna genannt, aufbehalten wird, sollte ich, wie ich glaube, ganz stille seyn, oder wenigstens meine wahren Gedanken verheelen, die manchen vielleicht abgeschmackt und eigensinnig scheinen werden. Es muß bey mir ein Mangel des Geschmacks seyn, der mein Gefühl vor jener enthusiastischen Verwunderung verschlossen, mit welcher andre beym Anblicke dieser Statue begeistert worden: einer Statue, die am Ruhme dem Cupido des Praxiteles beykömmt, die in der kleinen Stadt Thespiä vor Zeiten einen so großen Zulauf von Fremden verursachet. Ich kann mir den Gedanken nicht verwehren, daß ich in den Zügen der Venus gar keine Schönheit finde, und daß die Stellung gezwungen und außer dem Charakter der Venus ist. Man darf mir nicht darwider einwenden, daß die

Alten und wir verschiedene Begriffe von der Schönheit haben. Wir wissen aus ihren Münzen, Büsten und Geschichtschreibern das Gegentheil. Die Gliedmaßen und Verhältnisse dieser Statue sind allerdings sehr zierlich gebildet, und haben nach den feinsten Regeln der Symmetrie und der Proportion eine genaue Zeichnung: und die Hintertheile sind vorzüglich so glücklich gearbeitet, daß sie auch den gleichgültigsten Zuschauer in Verwunderung setzen, und jedem muß dabey selbst die gnidische Venus vom Praxiteles einfallen, die Lucian beschreibt: Hercle quanta dorsi concinnitas! ut exuberantes lumbi amplexantes manus implent! quam scite circumducta clunium pulpae in se rotundantur, neque tenues nimis ipsis ossibus adstrictae, neque in immensam effusae pinguedinem! Daß die Statue, die so beschrieben wird, nicht die mediceische Venus sey, würde vielleicht mancher aus der griechischen Innschrift am Fußgestelle schließen: ΚΛΕΟΜΕΝΗΣ ΑΠΟΛΛΟΔΟΡΟΥ ΑΘΗΝΑΙΟΣ ΕΠΩΕΣΕΝ, Cleomenes filius Apollodori fecit: wüßten wir nicht, daß diese Innschrift für falsch gehalten wird, und daß anstatt ΕΠΩΕΣΕΝ, es ΕΠΟΙΗΣΕ heissen sollte. Allein, auch dies wär ein elender Einwurf, da wir sehr viele Aufschriften gesehen haben, die ungezweifelt ächt sind, in denen die Rechtschreibung entweder aus Unwissenheit oder Uebereilung des Künstlers falsch ist. Andre muthmaßen nicht ohne Grund, daß diese Statue eine Vorstellung der Phryne, der berühmten Buhlerinn von Athen sey, die am Feste der eleusinischen Spiele

nackend

nackend aus dem Bade kam, und sich so den Augen des ganzen atheniensischen Volks darstellte.„ Wenn man übrigens in diesem Buche eine übertriebene Verachtung gegen alles, was Französisch ist, antrifft, so muß man sich erinnern, daß der Verf. ein Engländer ist, der eine gute Dosis Nationalstolz besitzt.

Solitude: Or the Elysium of the Poets, a Vision: to which is subjoined an Elegy, 4. Burnet. Die Absicht des Dichters (Ogilvie) ist, die berühmtesten englischen Poeten zu charakterisiren. Zu diesem Ende hat er ein poetisches Elysium erdichtet, wo er den Chaucer, Spenser, Milton, Shakspeare, Ossian, Pope, Thomson, Dryden, Cowley, Denham, u. s. w. einführet. Man giebt dem Herrn Ogilvie mit Recht Schuld, daß die allzureiche Einbildungskraft mit seinem Verstande davon läuft: daher kommen seine überhäuften und weitläuftigen Beschreibungen, und sein zu überladener Zierrath, der endlich zum Ekel wird, und den Körper durch das Gewand gänzlich versteckt.

The New *Bath* Guide: or, Memoirs of the B-r-d Family. In a Series of Poetical Letters, 4. Dodsley. Diese poetischen Briefe enthalten eine Erzählung von den Gewohnheiten, Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen in Bath voller Laune. Nichts kann lustiger, als die Beschreibung eines Frühstücks, und nichts drollichter, als die Erzählung der Miß B-r-ds an die Lady Betty seyn, wie sie zur Methodistin eingeweiht wird: Schade! daß die Bescheidenheit bisweilen dabey leidet.

Beauty, a Poetical Essay. In Three Parts, 4. Becket. Im ersten Theile dieses poetischen Versuchs, der so wohl in der Anlage als der Ausführung die größten Lobsprüche verdienet, beschreibt der Dichter, die Schönheiten der Natur, die ländliche Aussicht, die chrystallene Quelle, und die blumenreichen Wiesen: in der zweyten die Gewalt der weiblichen Schönheit, in der dritten sucht er die moralischen Schönheiten der Seele auf. Zu einer Probe kann folgender guter Rath, den er dem schönen Geschlechte giebt, dienen: „Laßt Galliens von der Sonne verbrannte Mägdchen ihre Wangen mit dem falschen Firniß eines carmoisinenen Staubs überziehen; oder künstliche Locken sich, ungeheuer aufgethürmt, auf ihren Häuptern erheben, und den Wolken zu drohen scheinen: Laßt sie, mit einem verkehrten Geschmack, durch verstreuten Puder, den Schmuck eines bejahrten Hauptes nachahmen; so erscheinen Caledoniens Tannen gekrönt, wenn das rauhe Jahr schwanger vom Schnee herabsteiget: Laßt sie jedes zärtliche Gefühl bey Seite legen, und mit offner Unverschämtheit die Herzen bekriegen. Ihr seyd gebildet, jede Schönheit zu zeigen, und des Malers Farben und des Dichters Gesänge zu beschämen: O laßt euch diesen bescheidnen Schmuck niemals rauben, eure erste Vollkommenheit und euren höchsten Ruhm, welcher eure Augen mit einer unwiderstehlichen Gewalt bewaffnen, jeden Blick schärfen und jede Reizung verdoppeln kann. Niemals möge euer Witz solche fremde Künste gebrauchen, diese Leidenschaft zu erwecken, die sie vielmehr zerstören. Laßt stets eure Haut in

ihrem

ihrem natürlichen Glanze die weisse Rose mit ihrem erröthenden Feinde vermischt zeigen; immer möge euer Haar mit einer ungezwungenen Grazie in dunkeln Locken euer Gesicht schmücken: mit mächtigen Reizen, wie diese sind, streitet Pracht und Glanz umsonst; der glänzende Diamant, oder die tyrische Farbe: Wenn Jugend und Schönheit das blühende Mägdchen decken, so erkranket der Purpur, und die Diamante schmachten hinweg. In Reizungen geschmückt, die jede Kunst verachtet, frolockt die siegreiche Liebe und triumphiret in ihren Augen.„

Characters. an Epistle. Inscribed to the Earl of Carlisle. By *Francis Gentleman*, 4. Becket. Dies poetische Sendschreiben enthält eine Reihe von Charakteren, die wohl gezeichnet sind: Der lüderliche Mann, der Gütige, der Geizige, drr Wollüstling, der ehrgeizige Hofmann, der Stoiker, der Metaphysiker, der Sceptiker, der Enthusiast, der Pedant machen die Gruppe von Figuren aus, die hier erscheint.

Harlequin: Or, a Defence of grotesque Comic Performances. By Mr. *Justus Moeser*, Counseller of the High Court of Justice at Osnabruck, etc. Translated from the German by *Joach. Andr. Fr. Warnecke*, LL. C. 8. Nicoll. Die Engländer zweifeln immer, ob auch die Deutschen Laune haben können, und wir haben, bey Gelegenheit des übersetzten Herrmann, in einer englischen Monatsschrift gelesen, daß die Verfasser ihnen dieses Talent ganz abgesprochen haben.

Wenn doch diese Herren dies goldene Büchlein vornähmen, und sich alsdenn wieder auf die Entscheidung der Frage einließen?

The English Connoisseur: containing an Account of whatever is curious in Painting, Sculptures etc. in the Palaces and Seats of the Nobilty and principal Gentry of England, both in Town and Country, II. Vols, 8. Davies. Man hat in der That längst ein Buch gewünscht, worinnen man, wie etwan in der Voyage pittoresque de Paris, eine Nachricht von alle demjenigen, was ein Fremder Merkwürdiges in der Mahlerey, Bildhauer- und übrigen Künsten dieser Art in England zu suchen hat, angezeigt fände. Ob nun wohl das gegenwärtige Buch noch ein ziemlich trockenes Verzeichniß enthält, und hin und wieder Verbesserungen annehmen könnte, so ist es doch das Beste in seiner Art, und für die Kenner und Freunde der Künste interessant genug, um eine Fortsetzung zu wünschen. Hier ist eine Beschreibung daraus von von dem Banquethause zu Whitehall. „Dies ist „ein Theil des prächtigen Plans zu einem königli- „chen Pallaste von dem berühmten Inigo Jones. „Dies ehrwürdige Gebäude hat drey Stock; das „unterste hat eine starke Mauer mit kleinen vier- „eckichten Fenstern, und dienet, seiner Festigkeit we- „gen, den verschiedenen Ordnungen zum Grundge- „stelle. Auf diesem erhebt sich die Jonische, mit „Säulen und Pilastern, zwischen welchen wohlpro- „portionirte Fenster mit gebogenen und zugespitzten

„Festons

„Festons erscheinen. Ueber diesen ist das dieser „Ordnung eigne Gesimse; und auf diesem erhebt sich „eine zweyte Reihe Säulen und Pilaster von Co„rinthischer Ordnung, gleich der andern. Von den „Kapitälern sind Blumenkränze herabgeführt, di„in der Mitte eine Maske und andre Zierrathen ha„ben. Diese Reihe ist ebenfalls mit ihrem Ge„simse gekrönt, auf welchem ein Balüstrade mit at„tischen Fußgestellen dazwischen stehet, welche das „Werk krönen. Alles hat in dem Gebäude ein fei„nes Verhältniß und ist wohl ausgeführet. Die „Vorstehung der Säulen von der Mauer, thun auf „das Gesimse, das im gleichen Verhältnisse vorsteht, „eine gute Wirkung, und machen jene glückliche Ver„schiedenheit der Schatten und Lichter, die einer fei„nen Architektur so wesentlich ist. Das Deckenstück „darinnen ist von Rubens sehr schön gemalt, und „wird für eines seiner vorzüglichsten Arbeiten gehal„ten: es stellt die Apotheose König Jakob des Ersten „vor, und ist von Kent ausgebessert worden.„

Poems on ſeveral Subjects. By *James Beatie*, A. M. 8. 2d Ed. Johnſton. Wir haben bereits bey der ersten Erscheinung dieser Gedichte, sie unsern Lesern angepriesen. Die gegenwärtige Ausgabe ist durch das Urtheil des Paris und verschiedene andre kleine Stücke vermehret, unter denen sich vorzüglich eine sehr scharfe Satyre wider den verstorbenen Churchill ausnimmt. Folgende poetische Zeilen, womit ein Sendschreiben an den Hrn. Thomas Blacklock, einen Geistlichen, beschlossen wird, und auch

auch noch nicht gedruckt gewesen, haben ein großes Verdienst. „Süßer Friede des Herzens, von fal-„scher Begierde gereiniget, der du einen elysischen „Sonnenschein auf die Seele ergießest, o komme, „gebiete jedem aufrührischem Wunsche, zu schwei-„gen, und beuge jeden übereilten Willen in das „Joch des natürlichen Gesetzes. Laß der Hoffnung „wilde Schwingen, sich nie in die Sphäre des Glücks „wagen: denn hier sind Schrecken, Angst und Un-„zufriedenheit: sondern hebe dich mit einem starken „und kühnen Fluge empor, dahin, wo eine betrogene „Hoffnung nie aufzuklettern sich gewagt. O komme, „heiter und freudig, und bringe den beseelenden „Hauch von des Himmels ewigem Frühlinge mit dir: „den angenehmen Traum, von einer tadellosen Ein-„bildungskraft gebohren, die süße vergessende Nacht, „und den glänzenden Morgen! Bringe die Gelas-„senheit mit, die sich von keiner Furcht niederschla-„gen läßt; eine ernsthafte aber keine finstere Me-„lancholie; und eine Tapferkeit, die kein Wechsel, „keine Zeit unterdrücken kann, sanft mit dem Demü-„thigen, mit dem Hochmüthigen kühn; die Andacht, „gekleidet in das Lächeln einer kindlichen Liebe, und „den Gedanken, der in jenen Welten wandelt. So „sollen meine Tage nicht eitel noch freudenlos dahin-„rollen, noch mit Schrecken dem sich nähernden Ziele „entgegen sehen: nur allzu glücklich, wenn ich diesen „edelsten Preiß, die wohlverdiente Gunst des Guten „und Weisen erhalte.„

Royal Fables, by *Fr. Gentleman*, 8. Becket. Diese Fabeln sind nach dem Urtheile englischer Kunstrichter die einzigen, die des Gays seinen an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Neue französische Bücher.

Ein Werk, welches den Titel führet: Nécrologue des hommes celebres, muß den Freunden der Künste und des Geschmacks sehr interessant seyn: es soll die Lebensbeschreibungen der Herren Roi, le Clerc, Slods, Balechou, Carl Vanlos, Deshayes, Graf von Caylus u. s. w. nebst einer Anzeige der wichtigsten Künstler und ihrer unterscheidenden Charaktere, enthalten: Auf jede werden 3 Liv. subscribiret.

Dictionaire d'Anecdotes, de traits singuliers et caractéristiques, historiettes, bons mots, naïvetés, saillies, reparties ingénieuses etc. Vol. in 8. de plus de 700 pag. divisé en 2 parties. à Paris, chez la Combe, Libraire, quai de Conti, 1766. Gegenwärtiges Lexicon von Anekdoten enthält verschiedne interessante Dinge, die unter gewisse Artikel gebracht sind, welche wieder besondre Artikel ausmachen. Der Verf. zieht oft nützliche Folgerungen daraus, oft überläßt er auch dieses den Lesern. Da die Hauptabsicht dieser Sammlung auf Dinge geht, die zu gewöhnlichen Unterhaltungen in Gesellschaften Anlaß geben können, so hat er den moralischen Artikeln andere beygefügt, die das Spiel, die Schauspiele, die Moden

und Kleidungen betreffen: er giebt auch Beyspiele glücklicher Anwendungen von bekannten Stellen aus Dichtern und andern Schriftstellern, Geschichten, Fabeln, Erzählungen, witzigen, naifen und sinnreichen Einfällen, Apophtegmen, Sentenzen, Sprüchwörtern, Wortspielen, Zweydeutigkeiten u. s. w. und wo seine Anführungen einiger Bestätigung bedürfen, so führt er seine Gewährleistungen an.

Poetique de M. de Voltaire, ou Observations recueillies de ses ouvrages, concernant la versification Françoise, les differens genres de Poësie et de style poetique &c. Vol. in 8. de près de 600 pages en 2 Parties, à Paris, 1766. chez la Combe. Man wird sich schon leicht aus dem Titel vorstellen können, daß eine Poetik, die man aus des Voltaire Schriften gesammelt, weniger in Regeln und einem didaktischen Unterrichte bestehen müsse, als vielmehr aus Beobachtungen, die der Geschmack an die Hand gegeben, und aus Beyspielen, die das Genie erzeuget.

Eloge de Mgr. le Dauphin, par M. *Thomas*. Man findet in dieser Lobschrift eben die Kraft des Styls und der Gedanken, die man schon an dem Mr. Thomas gewohnt ist.

Dictionaire Lyrique portatif, ou Choix des plus jolies Ariettes de tous les genres, disposées pour la voix et pour les instrumens: le tout recueilli et mis en Ordre par M. *Dupreuil*, Maître de Clavecin, 2 Vols, in 8. Diese Sammlung, in der man alle italiänische und französische

sische kleine Arien findet, die auf den pariser Comödientheatern Beyfall erhalten haben, kann den Freunden lustiger Gesänge nicht unangenehm seyn.

Nachricht von neuen Kupferstichen.

April. Nach Schenau erscheint ein neuer Kupferstich von Hr. Gaillard, unter dem Titel: la Meditation. Der Innhalt ist ein Greis, der über eine fromme Lectüre nachdenket.

Lattre' verkauft das Bildniß des Galiläus, welches von eben der Größe des Cartesius und des Montesquieu ist, die so wohl, als das neuangezeigte, vom Hrn. Benoit sehr sauber gestochen sind.

May. Vom Hrn. de Marcenay Deghui ist ein vortreffliches Bildniß, der Graf Moritz, Marschall von Sachsen, nach Liotard erschienen, welches in dessen Sammlung das 27ste Blatt ist, mit folgenden Versen:

Tu voulus qu'aux Champs de la gloire
Ce fier *Saxon* vengeat tes droits,
France, il fut digne de ton choix,
Son Bras te soûmit la Victoire
Et son Coeur a cheri tes Loix.

Junius. Herr von Loutherburg, agreirter Mahler der königl. Akademie der Mahlerey, hat eine Suite Soldaten, eine Suite Bauern und eine dritte von Landschaften in Kupfer geäzt.

Bey Lattre' wird ein sauberes Bildniß des grossen Neuton, nach Kneller, von Chaucher gestochen verkauft: es ist eben die Größe der Bildnisse des Montesquieu und Descartes, die sich bey eben diesem Künstler befinden, und wir kurz vorher angezeiget.

Julius.

Julius. Beym Hrn. Wille ist ein sehr schönes Bildniß unsers Dieterichs, nach dieses großen Künstlers eignem Gemählde von sich, durch Schmuzern gestochen, zu haben. Dieser ist ein würdiger Schüler unsers Wille, und er verräth in der Kunst seinen Lehrmeister: gegenwärtig befindet er sich wieder in Wien.

Paris. Journal de Rome, ou Collection des Anciens Monumens qui existent dans cette Capitale et dans les autres parties de l' Italie, répresentés et gravés en Taille-Douce, et expliqués suivant les observations faites sur les lieux par des Professeurs et des Amateurs de la belle antiquité, actuellement à Rome. dédié à MM. Robert et Jacques Adam, Architectes Ecossois. Proposé par Souscription. Chez Nyon, Libraire (12 Pag.) Die Unternehmung eine Sammlung von den Alterthümern Italiens zu liefern, ist zu wichtig, als daß wir unsern Lesern nicht den Prospectus davon vorlegen sollten, ob er gleich noch nicht genug sagt, um von der Ausführung urtheilen zu können, und wir schon Proben haben, die uns ein wenig gegen die Versprechungen der Herrn Franzosen mißtrauisch machen.

Timeo — et dona ferentes.

Hier ist der völlige Entwurf:

„Das Journal, heißt es, das wir der gelehrten Welt, den Lehrern und Freunden der Alterthümer mittheilen, ist ein Werk, welches das erleuchtete Publikum seit langer Zeit begehret.

Es

Es ist etwas seltnes, viel einsichtsvolle und arbeitsame Personen vereint zu finden, die aus bloßer Begierde für das allgemeine Beste, großmüthig genug sind, sich von aller Partheylichkeit loszureissen; aber diese Gemüthsverfassung schien uns unausbleiblich nöthig, wenn wir uns eines so weitläuftigen und mühsamen Unternehmens, als eine Sammlung der Denkmäler des schönen Alterthums ist, unterziehen wollten: dieser kostbaren Denkmäler, die ungeachtet der Unwissenheit so vieler Jahrhunderte, ungeachtet des Fanatismus des Aberglaubens und der langen Zeit sich in Rom, Italien und an andern Orten erhalten haben.

Mit jedem Schritte zeigen sich auf einem so wenig gebahnten Wege Schwürigkeiten, die auch die unerschrockensten furchtsam machen, und die standhaftesten abschrecken können. Inzwischen wollen wir, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, diese unterrichtende Ruinen wieder aufzurichten, und diese kostbaren Trümmern wieder herzustellen suchen.

Nachdem wir in Rom und an den Oertern, die wir beschreiben sollen, die neuern Schriftsteller, die dieses interessante Subjekt behandelt, gelesen haben, so müssen wir gestehen, daß alle diese Schriftsteller nur darum geschrieben zu haben scheinen, damit sie sich die Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft täuschen ließen. Sie haben nicht gemerkt, daß sie viel fabelhaftes angenommen, welches die alte Geschichte verstellet, und durch sie auf die Nachkommenschaft fortgeflanzet wird.

Ohne daß wir der Hochachtung vergessen, die wir ihren guten Absichten schuldig sind, werden wir solche Irrthümer angreifen, und mit allen Kräften die Unordnungen zu verbessern suchen, die sie angerichtet haben.

Um dieses zu bewerkstelligen, wollen wir zur Quelle der Sachen gehen, und die ersten Begriffe vornehmen: das ist, wir wollen uns das Ansehn der alten Schriftsteller leiten lassen, die Augenzeugen gewesen, oder wenigstens zu gleicher Zeit gelebt haben: mithin werden wir die Meynungen der neuern Schriftsteller blos in so fern annehmen, als wir sie nach der genausten Berichtigung mit so ehrwürdigen Zeugnissen gleichförmig finden.

Die zerstreuten Ueberbleibsel alter Denkmäler, die noch in Rom oder Italien vorhanden sind, erwecken in uns das Verlangen, den Ort wo diese großen Gebäude gestanden, aufs genauste zu wissen. Jedermann wünscht die Fragmente davon zu kennen, und durch unwiderlegliche Proben den wahren Gebrauch ihrer Bestimmung zu wissen.

Ihre Hoheit und ihr Reichthum erwecken die Idee von der römischen Größe, und stimmen vollkommen mit dem weiten Umfange eines so mächtigen Reichs überein, das ein muthiges und siegreiches Volk selbst mehr durch seine Tugenden, als durch seine Waffen gebildet hatte.

In der That setzet uns noch weniger die erstaunende Größe dieser Gebäude nebst ihrer Dauerhaftigkeit, als ihre Majestät in Verwunderung. Alle Verhältnisse, die ganze Symmetrie, die die Natur

und

und nicht der Eigensinn der Menschen fest gesetzt, machen diese schöne Harmonie aus, die allein gefällt, und gefallen soll. Der richtigste, sowohl als der feinste Geschmack herrschet in alle denen Zierrathen, die noch heut zu Tage die Ruinen, die wir sehen, schmücken, so daß sie uns selbst noch in ihrem gegenwärtigen Zustande, so beweinenswürdig er auch ist, das vollkommenste Muster der Nachahmung vorstellen. Wir sind inzwischen weit von dem lächerlichen Unsinne gewisser Antiquarien entfernt, die alles ohne Unterschied und Wahl, was nur der Meisel der Alten vorgebracht, billigen, und allen Werken ihrer Hände die übertriebensten Lobsprüche beymessen. Die Alten waren Menschen, wie wir, und ihre Werke waren mithin nicht gleich schön. Wir haben so gar durch eine lange Erfahrung den Vortheil verschiedner Kenntnisse, die ihnen fehlten, über sie erlangt. Wie viel haben wir aber auf einer andern Seiten von denen verlohren, die sie hatten? Man könnte also mit einander aufheben. Was würden sie z. E. von unsern eigentlichen Gebäuden sagen, und was würden sie für ein Urtheil darüber fällen, wenn sie dieselben sehen sollten?

Wenn wir verschiedne Fehler einräumen, in die die Alten gefallen sind, so wollen wir ebenfalls die unsrigen eingestehen, die um so viel weniger Verzeihung verdienen, ie mehr wir darein aus Eigensinn, oder aus einer willkührlichen Vergessenheit der wahren Grundsätze und Regeln verfallen sind.

Wir müssen auch zugeben, daß die Alten uns an Genie überlegen waren, indem sie uns die Lauf-

bahne bezeichnet haben, die wir gehen müssen, wie wir bald zeigen werden. Endlich müssen wir sagen, daß die Alten, was die Architektur betrifft, unsre Gesetzgeber und Meister sind. Es ist nur eine Wahrheit: glücklich, wer sie findet, noch glücklicher, wer sich darnach richtet und sie niemals verläßt. Diese einzige Wahrheit aber ist unser Endzweck bey diesem Werke, in dem wir die Architektur der Alten als ein vollkommnes Muster anpreisen. Nicht der Haufen Steine ists, der unsre Aufmerksamkeit beschäftigen soll: sondern der Geist der bey der Erbauung dieser herrlichen Gebäude präsidirte: diese Hoheit, diese Majestät, dieser Geschmack, diese Schönheiten, die uns bey der Betrachtung hinreissen.

Sind aber zerstreute und verstümmelte Trümmern, abgerißne Ruinen vermögend, unsere Bewunderung zu reitzen, was müßten nicht eben diese Gebäude in uns für eine Wirkung hervorgebracht haben, als sie noch mit aller ihrer Würde und Pracht bekleidet waren? Warum flößen uns so viele Gebäude, die aus den mittlern Zeiten aus der Barbarey der Gothen übrig sind, nichts als Verachtung und Unwillen ein? Blos darum, weil sie uns nicht diese einzige Wahrheit zeigen, die wir mit so viel Eifer suchen, und allezeit ergreifen, wo wir sie nur finden. Das Wahre machet sich allezeit früh oder später Licht, und siegt, trotz unserer selbst, trotz unserer Vorurtheile und Schwachheiten allezeit über das Falsche.

Ver-

Verschiedne Personen haben bereits einige leichte Beschreibungen von Monumenten, von denen auch wir reden wollen, herausgegeben, sie haben sie selbst gezeichnet und stechen lassen: aber ihre Arbeit scheint uns nicht genugthuend zu seyn, wir mögen sie in Absicht auf ihre genaue Lage, auf das was wirklich von ihnen noch übrig ist, oder auf den Gebrauch, zu den sie bestimmt waren, betrachten. Diese vermeinten Mahler oder Kupferstecher der alten Architektur, haben dem Publico Vorstellungen gegeben, woran ihre eigensinnige und leichte Einbildungskraft mehr Antheil hat, als die Gegenstände selbst, die vorgestellet werden sollen. Es ist wahr, daß einige durch das Spiel der Schatten und die besondere Wirkung, die die Künstler so oft täuschen, verführet haben: aber sie haben sich von der Wahrheit so sehr entfernet, daß die Reisenden, die Rom und seine Alterthümer besehen, und sich blos durch die Kupferstiche leiten lassen, oft wieder zurück gekommen, ohne daß sie diese Denkmäler, die sie daselst zu sehen glaubten, finden können. Der Betrug dieser Kupferstiche verführet auch alle diejenigen in Irrthum, die die Reise nach Rom vielleicht nicht thun können, um sich von der Wahrheit der Dinge durch sich selbst zu überzeugen: er läßt also ganz Europa in Ungewißheit über die wirkliche Existenz dieser kostbaren Monumente, und diese strafbare Verfälschung stellt den Augen junger Leute bloße Fehler zur Nachahmung dar, denen sie sich um so viel leichter überlassen, ie öfter ihre Lehrmeister derselben eifrigste Vertheidiger sind.

Unter den Architekten ist Herr Desgodets der einzige, der das Projekt ausgeführt, der Welt richtige Entwürfe dieser kostbaren Gebäude vorzulegen, und sie mit ihren Ausmessungen und Verhältnissen bekannt zu machen: aber wir werden in der Folge unsers Werks zeigen, wie sehr sich dieser geschickte Mann hintergehen lassen, indem er sich zu sehr auf anderer ihre Zeugnisse verlassen, anstatt, daß er sich selbst die Mühe nehmen sollen, wenigstens jeden wesentlichen Umstand auszumessen, und seine Beobachtung an den Oertern selbst anzustellen.

Das Publikum kann sich auf die Wahrheit desjenigen verlassen, was wir seinen Augen vorlegen werden, da wir nicht fürchten, daß man nach unserer genommenen Vorsicht, uns mit Recht die allermindeste Verfälschung Schuld geben können.

1) Werden wir die Lage der vornehmsten Alterthümer, ihr wirkliches Daseyn, ihr allgemeines Maas und ihre Verhältnisse angeben, unsere Gedanken darüber sagen, und ihre Schönheiten zu entwickeln suchen.

2) Zu jedem Journale werden wir verschiedene große Vorstellungen von Aussichten, von den Händen der größten Meister gestochen, hinzufügen. Diese Aussichten sollen von der äußersten Richtigkeit seyn, so daß sie die Reisenden führen können.

3) Werden wir von der Bestimmung dieser alten Gebäude reden: welches eine gewisse Gelehrsamkeit über unser Werk verbreiten muß, die zum Verständnisse dieser Alterthümer nothwendig ist.

4) Werden wir aus der Geschichte alles anführen, was wir in Ansehung dieser Monumente aufgezeichnet finden.

5) Ist

5) Ist es ein sehr merkwürdiges Denkmal, so werden wir die Vorstellung davon geben: sind nur Ruinen davon übrig, so werden wir sie insbesondere stechen lassen, und in verschiedenen Platten durch das Journal vertheilen.

6) Wir werden nicht allein anführen, was die alten Schriftsteller über jedes Monument aufgezeichnet haben, sondern auch die Aufschriften und Münzen, als die unwidersprechlichsten Proben ihrer Aussage beybringen.

7) Dem ersten Journale, das eine sehr nöthige Einleitung enthalten wird, werden wir eine topographische Charte von dem alten Rom vorsetzen. Diese soll alle übrige, die man bisher davon gegeben, an Genauigkeit übertreffen. Vermittelst dieser wird der Leser gleich den Ort, wo das Monument steht, dessen Beschreibung er liest, und von dem er die Aussicht vor sich hat, finden können. Da diese Charte nicht bey allen Journalen folgen, und die Gegenstände nur in kleinen vorstellen kann: so wird sie in so viel Parthien zerschnitten werden, als wir Bände zu machen gedenken: daß man also an der Spitze jedes Bandes eine Charte haben wird, die blos die Oerter und Denkmähler vorstellet, deren in diesem Bande Erwähnung geschieht.

8) Werden wir alle antike Gegenstände, sie mögen den Götterdienst, oder weltliche Dinge betreffen, Schritt vor Schritt behandeln, so wie wir sie, indem wir vom Kapitol ausgehen, und die ganze allgemeine Charte durchlaufen, vor uns finden.

In der Klasse der gottesdienstlichen Alterthümer, werden wir von Tempeln, Kapellen, Altären, ingleichen

chen von den Gottheiten, denen sie gewidmet waren, reden: wir werden die Mausoleen, Gräber, Urnen, u. s. w. beyfügen. Um aber die Platten nicht ohne Noth zu vermehren, werden wir blos die Altäre und Kapellen, die nicht verunstaltet gewesen, oder solches erst geworden sind, stechen lassen. Eben dieß sagen wir auch von Mausoleen, Aschentöpfen, Opferwerkzeuge, priesterlichen Kleidungen u. s. w.

In der Klasse der profanen Alterthümer, werden wir die Curien, Basiliken, Porticus, Amphitheater, Circus, Triumphbogen, große Plätze, Märkte, Thore und Mauern der Stadt, Wasserleitungen, Bäder, Privathäuser, u. s. w. anführen.

9) Wenn wir Rom durchlaufen haben, so werden wir auch von den übrigen in Italien noch vorhandenen Alterthümern reden. Wir werden auch nicht die Schönheiten übergehen, die wir hin und wieder an einigen neuen Gebäuden bemerken, wo die Architekten den Alten gefolget sind.

Da endlich eine große Anzahl dieser Alterthümer an vielen Orten Roms zerstreut sind, so werden wir die Zeit anzeigen, wenn man diese Fragmente gefunden hat, und wo sie gegenwärtig aufbehalten werden. Dieß wird uns auf die verschiedene Veränderung Roms, und die Nachforschungen, die dießfalls angestellet worden, führen. Damit wir aber nicht von unserm vornehmsten Zwecke abweichen, so werden wir hauptsächlich bey den Fragmenten stehen bleiben, die einige Beziehung auf die alte Baukunst haben, als Säulen, Kapitäler, Hauptgesimse, Friesen, Karniesen, Fußgestelle, Basreliefs, u. s. w. Da dieses

Werk

Werk aus Text und Noten bestehen wird, so werden wir sie allezeit unter den Seiten beybringen, um nicht den Faden unserer Abhandlungen zu zerreissen.

Dieses Journal wird also eine ziemlich weitläuftige Gelehrsamkeit, neue Beobachtungen und wichtige Untersuchungen enthalten: und aus diesem Gesichtspunkte nehmen wir uns die Freyheit, es den Lehrern der Architektur, den Freunden der Alterthümer und alle denjenigen zu empfehlen, die genug Einsicht haben uns zu verstehen. Wir werden allezeit auf einem besondern Bogen am Ende jedes Journals eine Liste derjenigen Personen, die unterschreiben, doch mit ihrer Genehmhaltung, beyfügen. Jedes Jahr von der Bekanntmachung des ersten Bandes an gerechnet, wird man vier Journale von mehr oder weniger Umfange liefern, doch so, daß der Druck allezeit wenigstes 20 Bogen, die Platten ungerechnet, betragen. Wir werden so viel Geschmack und Zierrathen darinnen verbreiten, als uns möglich ist. Vor jedes Kapitel wird man alte Fragmente, und seltne und kostbare Ruinen setzen, die zu Vignetten dienen, und so wohl unterrichtend als angenehm sind.

So bald eine gewisse Anzahl Subscribenten beysammen ist, werden wir das erste Journal austheilen. Kein persönliches Interesse, sondern das allgemeine Beste ist dabey unsere Absicht. Das Publikum mag selbst nach der Güte des Pappiers, der Schönheit des Drucks, der großen Anzahl von Kupferstichen, der Genauigkeit und Richtigkeit der Zeichnung von dem Aufwande urtheilen, den wir mit Vergnügen machen werden, wenn wir nur dessen Beyfall erhalten.

In

In dieser Absicht bitten wir alle wahre Gelehrte, uns ihre Urtheile über dieses Werk mitzutheilen, die wir mit der größten Dankbarkeit aufnehmen werden. Wir werden nur allzuglücklich seyn, wenn wir durch unsere unermüdete Bemühungen die gelehrte Welt zum Nacheifer für eine Sache ermuntern, die bisher so sehr verabsäumet worden! Wir fürchten nicht, durch unsere Meinungen zu neuen Untersuchungen Anlaß zu geben, wenn die Wahrheit dabey gewinnen und über falsche Vorurtheile siegen sollte.

Der Geschmack, der iezt in Frankreich und vorzüglich in England in Ansehung der Alterthümer herrschet, scheint uns wenigstens bey diesen beyden Nationen in unsrer Unternehmung Glück zu versprechen. Man darf sich schmeicheln, daß die Morgenröthe der schönen Tage, dieser nur zu verabsäumten Kunst bald wieder erscheinen wird; dieser Tage, die wie ein Bliz vorbeygegangen, da sie in Europa blos unter der Regierung Augusts zu leuchten angefangen, und bald nach dem Trajan wieder verloschen sind.

Der jährliche Preis dieser vier Journale wird 48 Livres oder 2. neue Louisd'or seyn. Zwey Journale oder 24 Livres werden vorher bey der Subscription und die übrigen beym Empfang des folgenden bezahlt. Man kann bey den vornehmsten Buchhändlern in Europa unterschreiben; die Briefe werden frey gemacht, und die Subscribenten bezahlen die Fracht der Journale. In Paris wendet man sich an Nyon, Buchhändler, der allein die Subscription daselbst annimmt.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Dritten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1767.

Innhalt.

XI.

Innhalt.

L'Eu-

Innhalt.

I.

Abhandlung über dem Homer, in so fern er als ein tragischer Dichter zu betrachten ist, vom Hrn. Chabanon.

Homer ist der Fürst der Dichter und der Vater der Dichtkunst; das Alterthum hat es gesagt, und die folgenden Jahrhunderte haben diesen Lobspruch bestätiget. In der That scheinen seine Gedichte, die voller Schönheiten jeder Art sind, die verschiednen Gattungen der Poesie erzeugt zu haben, und man kann sie davon als Muster vorstellen. Alles was man seit ihm bewundert hat, war nichts, als er selbst, aufs neue wieder hervorgebracht: Poesie des Styls, der Gebrauch des Wunderbaren, glänzende Erdichtungen, Erfindungen von Charakteren, Wirkungen der Leidenschaften, alles hat er gekannt, alles hat er gebraucht: er ist zu gleicher Zeit epischer, dramatischer, elegischer, lyrischer Dichter gewesen; er hat geschaffen, man hat ihm nachgeahmt, bisweilen erweitert und entwickelt, und dieser Zuwachs hat denenjenigen den Titel Erfinder verschafft, die fast blos nur das Verdienst der Nachahmung hatten. So ist, sagt Aristoteles, aus

dem Margites die Comödie; aus der Ilias und Odyssee aber die Tragödie entstanden. Anfänglich war es die bloße Epopee in Handlung gebracht, und unsern Sinnen vermittelst spielender Personen dargestellt: diese Gattungen sind indessen von einander unterschieden worden; und bey dieser Absonderung ist das Reiß zu einem Stamme geworden und ausgeschlagen. Man hat die Geburt der Tragödie auf die Zeit des Aeschylus festgesetzt, der ihr eine neue Gestalt gegeben; aber ein scharfsichtiges Auge weis den Faden ihrer Erzeugung höher abzuleiten, und im Homer den verborgenen Grund zu finden. Um diese Wahrheit zu empfinden, darf man nicht blos die Tragödie, als ein Gedicht in fünf Akte abgetheilet, betrachten, wo das Gesetz der Einheiten wesentlich, und wo die Erzählung mit dem Gesange wechselsweise vermischt ist. Diese Gestalt über die man einig geworden, ist blos eine Zugabe, so wie der Vers eine bloße Zugabe der Poesie ist, von der die Seele in den Bildern, im Ausdrucke, in der Ründung und Harmonie besteht. Plato, der nur in Prosa geschrieben, ist Poet: eben so können wir den Homer einen tragischen Dichter nennen, ob er gleich nicht die strengen Gesetze beobachtet hat, die die Dichter in dieser Art sich selbst in der Folge auferlegt haben. Die Größe der Charaktere, die Gewalt der Leidenschaften, die Handlungen, die sie veranlassen, die Sprache, die ihnen eigenthümlich ist, das ist eigentlich das Wesentliche der Tragödie: dies herrschet in Homers Gedichten, und ist gleichsam der Boden eines fruchtbaren Saamen, der

nur,

nur, um belebet zu werden, ein Genie erwartet, das ihn erwärmt. Wenn die Tragödie ganz in Handlung besteht, wie man nicht zweifeln kann, so sind die Charaktere ein wesentlicher Theil davon: sind diese wenig bestimmt, so bringen sie nur schwache und schielende Handlungen hervor: fehlt es ihnen an Würde, so verläugnen sie die Größe, die man ihnen geben will. Kömmt es darauf an, die verschiednen Wirkungen von mehr oder weniger glücklich erfundenen Charakteren zu zeigen, so dürfen wir nur den Homer mit dem Virgil vergleichen. Der lateinische Dichter, der durch sein weniger feuriges, als vielmehr vorsichtiges und gemäßigtes Genie geleitet, und auch durch ein Subjekt bestimmt war, welches den August schmeicheln und die Römer interessiren sollte, nahm zu seinem Helden den Aeneas, dessen Weisheit und Frömmigkeit die Haupteigenschaften sind. Wir wollen diesem Charakter folgen, und sehen, was er für eine Wirkung auf das Ganze des Gedichts macht. Im ersten Buche sieht sich der Held, dem Zorne einer Gottheit ausgesetzt, sich durch sie bis aufs Meer verfolget, und hier von Sturm und Winden angegriffen: was thut er in diesem Augenblicke? Thränen fließen aus seinen Augen, er breitet seine Hände gen Himmel aus, den er um Hülfe anfleht. Diese Empfindungen sind ohne Zweifel lobenswürdig: aber in Absicht auf die poetische Wirkung sind sie mit dem Muthe des Helden in keine Vergleichung zu setzen, der sich über die Gefahren wegsetzet und sie verachtet. Es ist nicht Cäsar, der auf seinem Schiffe den Winden Trotz bietet, und seinem Glücke

vertraut: es ist nicht der Ajax des Homer, der mit Finsternissen umgeben, durch die ihn ein eifersüchtiger Gott bedecket hat, voll Ungeduld schreyet: Großer Gott! gieb uns den Tag und dann kämpfe wider uns: Dieser Zug ist allezeit für erhaben gehalten worden: die Thränen des Aeneas können diesen Lobspruch nicht erhalten. Mit einem Worte, wir wollen uns einen Helden auf der Bühne vom Schrecken bey einer instehenden Gefahr gerührt, vorstellen, und alsdenn über den Charakter des Aeneas entscheiden. Im vierten Buche liebt er die Dido, und wird wieder von ihr geliebt: ungeachtet der Ehrfurcht für den großen Namen des Virgil, müssen wir gestehen, daß diese Schwachheit in einem gerechten und frommen Helden eben so wenig interessant ist, als die Leidenschaft, die sie einflößt. Es giebt Seelen, deren glückliche und friedliebende Uebereinstimmung ein angenehmes Schauspiel machet: von dieser Art, damit ich mich nicht vom Homer entferne, ist die Freundschaft des Patroklus und Achilles: man fühlt, daß die süße und einschmeichelnde Tugend des Patroklus, die Seele des Helden einnehmen und sie mit Empfindungen erfüllen mußte, die ihr Uebermaaß zu Schwachheiten würde gemacht haben, wenn nicht das Verdienst desjenigen, der sie einflößte, sie zu Tugenden gemacht hätte: aber auch diese Vereinigung gefällt und fesselt, selbst wenn keine Begebenheit den Frieden desselbigen störet. Es verhält sich aber nicht so mit der Liebe der Dido: die Seele des Lesers ist nur alsdenn erst geneigt, sie zu theilen, wenn sich die Königinn verlassen sieht: aber

aber alsdenn ist sie unglücklich, und es bleibt nichts weiter als das allgemeine Privilegium des Unglücklichen, welches ihm Ansprüche auf ein verdientes Mitleid giebt. Die sechs letzten Bücher der Aeneis zeigen uns den Aeneas in seinen Kriegsbeschäfftigungen: man braucht wohl nicht erst zu sagen, daß sein Charakter keine sehr vorstechenden Züge dazu an die Hand giebt: verschiedne Kunstrichter haben so gar dem Virgil vorgeworfen, daß Turnus, der als ein feuriger, ungestümer, und den Helden des Homer sich nähernder Jüngling, den Leser zu seinem Vortheile einnimmt. Der Charakter des Aeneas ist endlich so beschaffen, daß er bey den verschiednen Vorfallenheiten des Gedichts nichts glänzendes hat: wir sagen mehr, ein Umstand blos hätte ihn vielleicht mit mehrerem Vortheile zeigen können, nämlich wenn er seinen Staaten eine gewisse Regierungsform, politische Gesetze und einen Gottesdienst gegeben hätte.

Wenn wir aber den Charakter des Achilles untersuchen, so finden wir darinnen einen weit ausgebreitetern Stof: er gehört zu den glücklichen Subjekten, wo alles paßt, in welchem Zustande und von welcher Seite man ihn ansieht, er ist allezeit eben derselbige und behält immer die Mine der Größe. Hat er den Vortheil des Chrises und des Heers zu verfechten, so thut er es mit der äußersten Kühnheit: er vertheidiget die gerechte Sache mit dem Enthusiasmus der Leidenschaft: Agamemnon verwirft seine Forderung: die abschlägliche Antwort bringt ihn auf: die Beleidigung, die sich damit vereiniget, reißt

ihn fort, schon kennt er sich nicht mehr, und in seiner Wuth ist er im Begriffe, im Angesichte der Altäre, den Heerführer, dem er einen gänzlichen Gehorsam versprochen, niederzustoßen. Hier mögen sich diejenigen Kunstrichter, die mehr Sittenlehrer als Dichter sind, nur wider die strafbare Vergehung des Homerischen Helden empören: sie wird niemals Tadler, als nur in Menschen finden, die keiner Empfindung fähig sind: die übrigen Leser, von eben dem Gefühle, wie der Held, durchdrungen, werden seine Vertheidiger und die geheimen Mitschuldigen seiner Rache werden. Dies sind die siegreichen Mittel, deren sich das Genie bedienet: es greift die Herzen an und unterwirft sie sich: und wenn der Kunstrichter seine Stimme darwider erhebt, so erstickt sie die weit mächtigere Stimme der Empfindungen und Leidenschaften, die in der Seele des Lesers aufgeweckt, laut wider sie schreyet. Wenn Homer aus seinem Helden keinen vollkommnen Menschen geschildert hat, so kömmt es blos daher, weil Homer das menschliche Herz kannte: er wußte, daß große Eigenschaften, mit Schwachheiten verbunden, das vorzügliche Recht es zu interessiren haben: die erhabne und vollkommne Tugend betäubt: wir bewundern sie einige Zeit, aber wir lieben nur diejenigen, die uns ähnlich sind, und diese haben Schwachheiten: das ist also der Zoll der Unvollkommenheiten, den große Männer der Menschlichkeit bezahlen, durch den wir uns ihnen nähern, und wir lieben sie, wenn ich so sagen darf, in ihren Fehlern. Daher kömmts, daß Aristoteles, dieser erleuchtete Philosoph, wenn er über die Werke

des

des Geschmacks und Genies nachgedacht, den dramatischen Dichtern das Gesetz vorschreibt: **Eure Helden müssen groß seyn, aber nicht ohne Fehler.** In diesem Ausspruche redte er nach dem Homer, und wenn man aufmerksam seyn will, so wird man finden, daß Achilles vielleicht die dramatischste Person ist, die man jemals erdacht hat. Wir wollen ihn in den verschiednen Auftritten betrachten, in die ihn Homer gestellt hat: er mag nun sich in sein Lager entfernt haben, oder Thränen des Schmerzens und der Wuth weinen, oder innerlich einen stummen und schweigenden Haß nähren, oder die Gesandten des Agamemnons mit Güte aufnehmen und ihnen die Briseis ausliefern, oder die Heerführer mit Würde aufnehmen, und sie mit Nachdruck abweisen, überall ist er groß, überall ist seine Stellung der Schaubühne vortheilhaft: aber Hektor siegt, die Griechen unterliegen, das ist der Augenblick, wo Achilles alle Süßigkeiten der Rache in vollem Maaße schmeckt: Patrokles erscheint und fleht für seine Mitbürger: im Augenblicke verschwindet jeder Gedanke der Rache; dieser schreckliche und wütende Haß, der durch die Zeit gewachsen war, und den nichts hatte erschüttern können, weichet den ersten Thränen, die ein Freund vergießt, und der Augenblick, in dem das vernichtete Griechenland den Zorn des Achilles befriedigen sollte, ist derjenige, wo es von der Gefahr zum Siege übergeht, und diesem Helden seine Erhaltung und seine Triumphe danket. Wir mögen nun die Herablassung des Achilles gegen seinen Freund Schwachheit oder Tugend nennen,

man muß allezeit zugeben, daß sie interessant ist, und nichts dramatischer seyn könnte, als die Veränderungen und Ueberraschung, die sie hervorbringt. Aber wir wollen durch unsre Anmerkungen nicht den reissenden Gang des Dichters aufhalten: schon steht sein Held auf dem Schlachtfelde, den Patroklus zu rächen: hier ist seine wahrhaftige Schaubühne, hier entwickeln sich seine erhabnen Eigenschaften, und die Trojaner vom Schrecken getroffen, weichen bey seinem Anblicke, und werfen einer den andern selbst über den Haufen, wie die Wellen des Meers. Achilles, der mitten unter ihnen seine Blitze wirft, (um mich des Homerischen Ausdrucks selbst zu bedienen,) gleicht einem verzehrenden Feuer, das im Getraide wütet, oder einen Wald verheert; die Gewalt des Windes vermehrt und verbreitet die Verwüstung, die halb verbrannten Zweige glänzen mit Geprassel und fallen zur Erde: so und noch weit schrecklicher sind die Wirkungen des Zorns des Achilles, auf die bestürzten, niedergeschlagenen und über den Haufen geworfenen Trojaner. . . Doch hier ist der Punkt, wo die strengen Verfechter der Sittenlehrer hauptsächlich Anlaß nehmen, den Homer anzugreifen: aber dieser Punkt ist für die dramatischen Dichter einer der kostbarsten: Hektor ist nicht mehr, Achilles, der ihn aufgeopfert, verfolgt ihn auch noch im Tode, er schleppt ihn im Blute, Koth und Staube daher, und als er wieder in sein Lager kömmt, verspricht er sich das grausame Vergnügen, ihn von Geyern fressen zu sehen. Im Augenblicke, da ihn der Gedanke erhitzt und entzückt, erscheint Priamus,

fällt

fällt zu seinen Füßen, und fleht um den Leichnam seines Sohns: der gerührte Held zerschmilzt in Thränen, hört ihn, nimmt ihn auf und tröstet ihn. Man kann es nicht genug wiederholen, nichts kann theatralischer seyn, als die ungeheuren Ungleichheiten: es sind dieses gleichsam eben so viel Knoten zu Entwicklungen, die einen Theil der tragischen Kunst ausmachen, und die glücklichsten Wirkungen hervorbringen. Wir wollen noch einige Worte über den Homer und Virgil hinzusetzen. Die Aeneis stellt nur eine dramatische Person auf, und dies ist die Dido: in der Iliade hingegen sind es alle: ich darf zum Beweise nur die Menge von Stücken anführen, wo Achilles, Ajax, Agamemnon, Ulysses mit Vortheile erscheinen, und wechselsweise eine wesentliche Rolle spielen, nachdem es der Innhalt erfodert. Endlich sind die Charaktere des Homer so bestimmt gezeichnet, und ich möchte sagen gestempelt, daß der Name seiner Helden das Synonim der Eigenschaften geworden, die er ihnen gegeben hat: die Namen des Achilles, Ulysses, Nestors, zeigen Hitze, List und Klugheit eben so an, als seit der Zeit des Moliere, die Namen des Harpagon, Tartüffe, Agnese, Geiz, scheinheiliger Betrug und Unschuld bedeuten.

Die Vergleichung des Homer mit dem Virgil, läßt uns in ihren Werken dasjenige, was zum Drama gehört, von dem was sich blos die Epopee zueignen kann, unterschieden. Es ist die Verschiedenheit der Rede zur Handlung, so wie es schon die Namen anzeigen: die reichen Gemälde von den größten Wirkungen der Natur, wie sie der Pinsel des Homer

uns geschildert hat, gehören in das Feld der Epopee: Virgil, der hierinnen sein Nachahmer und Nebenbuhler ist, hat nichts gethan, als sie in seiner Sprache wiederholet: aber in der Erfindung und Wahl der Charaktere, die so viel zur Handlung beytragen, hierinnen ist Homer, wie wir gesehen haben, vortrefflich, und hierinnen hat der lateinische Dichter gefehlet.

Es gehört ohne Zweifel viel darzu, glückliche Charaktere zu wählen, aber man muß sie außerdem auch zu nutzen wissen: in dem ordentlichen Laufe des Lebens zeigen sich meistentheils die Menschen unter einer Gestalt, die ihnen allgemein ist, und sie haben fast nur eine Art es zu seyn. Die Stille der Seele ist fast durchgängig eins, und die Menschen sind alsdenn nur merklich von einander unterschieden, wenn sie die Selbstliebe reizet, entgegen gesetzte Empfindungen aufwecken, oder die Leidenschaft hinreißt. Der Contrast der Charaktere ist die gemeinste Quelle dieser Bewegungen der Seele, und man hat ihn beym Theater zu einem Fundamentalgesetze gemacht.

Die Perspektiv der Scene leidet nichts als große Züge, die leicht zu fassen sind: jemehr die Charaktere, die man aufs Theater bringt, gegen einander abstechen, desto deutlicher fallen sie ins Auge. Ein Charakter in Ruhe, wie wir schon bemerket haben, saget also so viel als nichts: ein andrer, wenn er ihm nahe gebracht wird, spornt ihn auf, und zwingt ihn mit Gewalt, sich zu zeigen. Ovid, in einem seiner Gemälde, zeiget uns diese Wahrheit in einem sehr sinnlichen

lichen Bilde. Der Neid lieget in seiner innersten Höhle: da hier seine Laster nichts finden, das sie aufbringen könnte, so ruhen sie in einer tiefen Unthätigkeit. Minerva erscheint; und sogleich geräth der Neid in Unruhe und Bewegung, sein langsames und kaltes Gift wird in seinem Busen erwärmt, und fängt an zu gähren, und blasses und bläulichtes Feuer färbt seine Augen; so gar die Schlangen, von denen sein Haupt bedeckt ist, fahren zischend herab und suchen ihr Gift zu verbreiten. Der allegorische Sinn dieses Gemäldes ist eine Wahrheit, die sich aufs Theater anwenden läßt: braucht man wohl den Charakter des Neides erst zu entwickeln? man stelle neben ihm die Tugenden, die ihm in Wege stehen. Nach dieser Vereinigung der Personen, die gemacht sind, einander hervorstechend zu machen, liebt der Misantrop eine kleine Buhlerinn, hat der Ruhmrädige einen armen und bescheidnen Vater, machet die Rechtschaffenheit des Severus, in Polieukt, die mißtrauische Politik des Felix zu Schande. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aus den Werken für die Schaubühne, Beyspiele dieses Contrasts, der ihre Zierde ausmachet; anführen wollte; ich will also im Homer welche aufsuchen und zeigen, daß dieses ein Theil der dramatischen Kunst ist, die er gekannt und in Ausübung gebracht hat.

Achilles ist der Held der Iliade: wenn ihn Homer bloß als Sieger aufgestellet hätte, so hätte er blos von ihm einzelne Theile, Herzhaftigkeit, Stärke und Geschicklichkeit gezeiget, er hätte ihn blos leicht und als epischer Dichter gemalt: aber er geht wei-

ter, und als ein tiefforschender Herzenskündiger entwickelt er die Seele seines Helden bis auf die äusserste Falte: er zeiget darinnen so wohl den Geist der Independenz, als auch einen Ungestüm, der gerade mit der Stirne auf alle Gegenstände zuläuft, um sie übern Haufen zu werfen und sich Bahn zu machen: er läßt endlich darinnen eine beständige Fluth von Leidenschaften, von aufeinander folgenden Bewegungen der Zärtlichkeit und der Wuth, des Zorns und der Schwachheit sehen, lauter charakteristische Züge eines so zügellosen Menschen, als Achilles ist. Aber wir müssen auch sehen, welcher Kunst sich der Dichter bedient, um seinen Helden uns auf diese Art kenntbar zu machen. Agamemnon, der weniger jung und weniger hitzig, als der Held, aber eitel und stolz ist, suchet die höchste Gewalt, die ihm anvertrauet ist, und die damit verbundnen Rechte geltend zu machen: die unumschränkte Macht in seinen Händen macht zu den Eigenschaften des Achilles, der ihn ohne dies Erhaltungsmittel zermalmet hätte, das Gegengewicht aus. Was für ein Meisterzug liegt schon in der Entgegensetzung dieser beyden Männer, der eine mit dem Scepter belästiget, unter dem sich alles biegen soll, der andre mit dem Schwerdte bewaffnet, vor welchem alles zittert. Da sie in dieses richtige Gleichgewichte gestellet, keiner den andern aufreiben kann, so treffen ihre Charaktere stets mit Getöse auf einander. Achilles immer von einem gebietrischen Herrn beunruhiget, nähert sich stets der Wuth, und dies ist eins von den Gesichtern seines Charakters, das wir auf einmal entwickelt sehn: es

ist

ist aber noch ein andres zu beleuchten übrig, ich meyne jene äußerste Empfindlichkeit, der Antheil grosser Seelen, die über die andern durch ihre Eigenschaften erhaben, sich ihnen durch Empfindungen voller Sanftmuth nähert und an sie verbindet. Der Charakter des Patroklus dienet in dem Achilles diese kostbare Empfindlichkeit zu entwickeln: seine bescheidne Tugend glänzt von einem sanften und stillen Lichte, welches den Helden nicht verdunkeln kann: die Billigkeit des Patroklus hat ihn zum ersten Bewunderer der Eigenschaften des Achilles gemacht, die Freundschaft machet ihn zum eifrigsten Anhänger von dem Interesse seines Ruhms; er dienet der geliebten Leidenschaft seines Herzens, und beut ihm überdieß, um ihn zu verführen, den ganzen Reiz von Tugenden dar. Welche Rechte auf die empfindliche Seele dieses Helden! so sehr ihn Agamemnon beleidiget und erzürnet, so sehr gefällt und fesselt ihn Patroklus: Achilles liebt und haßt zu gleicher Zeit aufs äußerste, man sieht den ungestümen Menschen in seinen Extremen, der ganze Achilles steht da, jedem Auge sichtbar. Diese Personen sind nicht die einzigen in der Iliade, die auf einander treffen, alle sind darinnen mit Einsicht gestellet, um verschiedne Wirkungen hervorzubringen: würde aber unter so vielen Kriegern, die die Liebe des Ruhms erhitzt, sich die Weisheit jemals haben können hören lassen, wenn Homer nicht ihnen den Nestor als die Mittelsperson zugegeben? ihm verschafft die Erfahrung seiner hohen Jahre eine Ehrfurcht, welche die Weisheit, von diesem Vortheile entblößt, sehr oft nicht erhält.

Die

Die Umwege und politischen Irrgänge des Ulysses machen für den Charakter des Achilles einen neuen Gegensatz aus: der listige Mann möchte sich gern vermittelst seiner Anschläge und seines Raths den glücklichen Fortgang zueignen: der Held kennet blos den Weg der Waffen, wo er die höchsten Belohnungen der Ehre zu finden glaubt. Was sollen wir von der ganzen Menge Krieger sagen, die alle empfehlungswürdig, obgleich alle unter dem Achilles sind? er ragt über sie, wie ein Coloß empor, der sie drückt, und ihre Tapferkeit, voll Ungeduld, ihn über sich zu sehen, wirkt unaufhörlich gegen ihn zurück, und ihre ganze Bestrebung gehet dahin, ihm von dieser Höhe herabzustürzen. So haben alle Personen dieses Gedichts, eine auf die andre einen Einfluß, und geben einander gegenseitige Bewegung und Wärme. Was folget aber aus dieser weisen Verbindung, aus dieser bewundernswürdigen Anordnung? Alle Leidenschaften auf einmal, von denen die Iliade von einem Ende zum andern gleichsam die Laufbahn und der Kampfplatz ist: Hochmuth, Ehrgeiz, Rache, Neid, Wildheit, Zärtlichkeit, alles was das menschliche Herz nur von Neigungen hat, die es beherrschen, alles was es von Affekten fühlt, die es tyrannisiren, alle convulsivische Bewegungen der Seele, die sie quälen, zerrütten und zerreissen: und unter diesen gewaltigen Mitteln ist kein einziges, daß Homer verabsäumet, und der Erfolg, mit dem er sich dessen bedienet, gewinnet ihm vorzüglich den Titel eines dramatischen Dichters.

Da die Liebe wenig oder keinen Antheil an der Zusammensetzung der Iliade hat, so muß Homer wohl seine Ursachen gehabt haben, warum er sie ausgeschlossen: dieser Punkt verdient noch einige Anmerkungen. Die Alten haben schon lange nach dem Homer und selbst zu der Zeit, da der Luxus und die Künste ihre Sitten mußten erweicht haben, die Galanterie nicht gekannt, oder wenn sie sie auch kannten, sie keiner Schilderey gewürdiget; in ihren Werken wird die Liebe als eine Wuth vorgestellet, und diese despotische Empfindung legt in der Seele dessen, den sie beherrschet, allen übrigen Leidenschaften Schweigen auf, oder verbannet sie gänzlich daraus. Die Franzosen, die andre Begriffe davon haben, geben die Liebe den übrigen Leidenschaften zur Gesellschaft: es kömmt mir nicht zu, zu entscheiden, ob diese Vereinigung von der Natur verkannt wird, oder ob die Schriftsteller, die es gewägt, nicht vielmehr ihren eignen Geschmack, als Leidenschaften, geschildert haben; aber wenn man sie auch in gewissen Fällen zulassen kann, so giebt es doch gewiß auch andre, wo man sie verwerfen muß. So ist es gewiß unschicklich, wenn man in dem Augenblicke einer gefährlichen Unternehmung einen verliebten Helden aufstellen wollte: denn wer fühlet nicht, daß der weiche Eindruck der Liebe auf unsre Seelen die muthige Thätigkeit zerstöret, die so nöthig ist, wenn man sich zu großen Unternehmungen erheben will? für ein verliebtes Herz ist der Ruhm nichts mehr. Will man auch die Ehrbegierde des Helden siegen lassen, so findet seine Liebe bey mir weder Glauben noch

Mis-

Mitleid; behält die Liebe die Oberhand? so erniedriget sich der Held, es ist ein Antonius, der mit der Cleopatra entflieht, es sind die Krieger des Tasso, die haufenweise Armiden folgen: ich lache über ihre Kleinmüthigkeit, und diese verachte ich. Rinaldo interessiret mich blos, weil er von dem Lager Gottfrieds entfernt ist, und ich ihn in einer Insel sehe, wo alles die Zauberey der Liebe einflößt und ihre Schwäche rechtfertiget: aber nimmt Armidens Name, wenn er dieser Zauberey entrissen und dem Ruhme wieder gegeben ist, noch sein Herz ein? Nein, ihn rufet der Ruhm, er fliegt ihm zu, und behält von seinen vergangenen Verblendungen nur die Empfindung der Schaam und Reue. Dies aber zu ersetzen und seinem Gedichte nicht diesen interessanten Reiz zu rauben, der so sehr mit diesen Bedürfnissen der Seele, die die Menschen einander näher bringen, verbunden ist, so sucht er die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen: allein diese Empfindung wird in dem Herzen eines Achilles Leidenschaft, dies Herz ist der Scheiterhaufen, wo sich alles entzündet. Auf diese Art verbindet Homer die zärtlichsten Convenienzen mit dem lebhaftesten Interesse, und findet in seinen Charakteren zu dieser schweren Uebereinstimmung die nöthigen Hülfsmittel.

In den Betrachtungen, die ich bisher über die Iliade angestellet, habe ich zuerst die glückliche Wahl der Charaktere, und die nicht weniger glückliche Anordnung gezeiget, durch die sie sich unter einander selbst beseelen und Leidenschaften hervorbringen: aus diesen entstehen die Handlungen, und ohne mich dabey

länger

länger aufzuhalten, will ich nur bemerken, daß der erste Theil der Iliade blos den Zorn des Achilles mit seinen Wirkungen enthält: der zweyte ist ein bloßes Gemählde seiner Zärtlichkeit gegen den Patroklus, den er wider Willen in Streit gehen läßt, in der Folge bitterlich beweint, und endlich als ein Held an den Trojanern und dem Hektor selbst, den er ins Grab stürzet, zu rächen suchet. Hat aber Homer aus zwo so behandelten Leidenschaften, ein ganzes Heldengedicht zu ziehen gewußt, warum sollten eben diese Leidenschaften zur Entwickelung der verschiedenen Punkte der Iliade, nicht Anlaß zu eben so viel interessanten dramatischen Stücken geben? Was ist denn der Innhalt unserer schönsten Trauerspiele, wenn man die kleinen Umstände wegnimmt, die sie mehr ins Licht setzen, und die bloßen Entwürfe übrig läßt? Was ist der Innhalt von der Athalie, in dem Josephus und in den heiligen Büchern? Eine sehr gemeine Geschichte, die niemanden in Bewunderung setzet, noch interessiret: die Krönung eines Königs, der, durch den Tod des Usurpateurs, auf den Thron gesetzt wird, den ihm derselbe geraubt hatte: aber dieser Usurpateur ist eine große, rachsüchtige, gebieterische Frau; dieser König ist ein Kind, dessen Tugenden von den Schwachheiten seines Alters einen Glanz erhalten; derjenige, der ihn unterstützet, ist ein heiliger Priester, den der Eifer für seinen Gott entflammet und begeistert: das ist schon genug, dies Subjekt tragisch zu machen, und die bloße Entwickelung dieser Charaktere bringt unter der Feder des Racine ein Wun-

der der dramatischen Dichtkunst hervor. Wie viel giebt es, auf eben diese Art, in der Iliade nicht Subjekte zu Tragödien, die ganz kurz angegeben und nur obenhin angezeiget sind, weil die verschiedenen Theile davon noch auseinander, und in der ganzen Masse des Gedichts umher zerstreuet liegen. Die Epopee selbst ist eine Tragödie, eine große Handlung, die der Dichter zu ihrem Ende führet: er würde seinen Gang aufhalten, und sich von seinem Ziele entfernen, wenn er sich bey jeder zufälligen Begebenheit, die ihm auf seinem Wege aufstößt, aufhalten wollte: er berühret sie also nur mit leichter Hand: es ist der Paktolus, der, indem er seinen Lauf verfolget, an seinen Ufern unzählige Schätze zurück läßt: sie sind daselbst zerstreut: dem Beobachter kommt es zu, sie zu sammlen, und daraus eine kostbare Masse zu bilden.

Ehe ich durch Beyspiele beweise, daß die Gedichte des Homers Subjekte zu Trauerspielen enthalten, so will ich zuvor in denselbigen den Theil der Rede prüfen, und den Lobspruch rechtfertigen, den dieser Dichter erhalten, daß er in dieser Absicht, der dramatischste unter allen Poeten sey.

Pope hat es gesagt, und das Ansehen eines berühmten Mannes, der von der Iliade voll war, die er mit gutem Erfolge unter seinen Landsleuten übersetzt hat, scheint die Ueberzeugung mit sich zu führen: dem ungeachtet ist es auch angenehm und nützlich, das Urtheil großer Männer zu prüfen, und den Verstand, in dem sie diesen Ausspruch gethan haben,

zu

zu untersuchen. Montesquieu wirft dem Titus Livius vor, daß er die Reden, die er seinen Helden in den Mund leget, mit allzuviel Blumen ausgeschmücket habe. Homer, sagt er, läßt, weit geschickter, die seinigen nur handeln: er hätte noch hinzu setzen können: und wenn er sie reden läßt, so geschieht es allezeit mit einer gewissen Simplicität: in Wahrheit, ist diese Simplicität im Homer vorzüglich bemerkungswürdig, und ohne Zweifel einer von den Hauptcharakteren der dramatischen Rede.

In den Werken, wo sich der Dichter unversteckt zeiget, nimmt er blos von seinem Genie Gesetze an: der Augenblick der Begeisterung reißt ihn fort, und die Poesie, diese Sprache der Götter, die er redt, wird nach seinem Willen zärtlich oder leicht, ernsthaft oder erhaben. So hat die Epopee in den beyden Werken dieser Art, die aus der Feder des Homer geflossen, einen verschiedenen Ton angenommen: Die Ode, die vom Pindar einen Charakter der Gewalt und des Enthusiasmus erhalten, zeiget im Anakreon nichts als die naife und scherzhafte Grazie, und die Elegie endlich, die die Entzückungen des verliebten und heitern Ovid ausgedrückt, nahm bald darnach die Traurigkeit des aus seinem Vaterlande vertriebenen Ovid an. Im Trauerspiele ist der Dichter nichts, sein ganze Kunst besteht, sich darinnen zu verbergen, sich ganz in die Personen zu verwandeln, die er auf die Schaubühne stellet: sind diese von allen Sorgen frey, so brauchen sie ihre Ideen blos simpel vorzutragen: zeigen sie sich im Anfalle einer Leidenschaft, so muß sich

ihre Sprache mit mehr Beredtsamkeit erheben: zweey Gattungen der dramatischen Rede, die man im Homer studieren muß. Wir wollen hier seine beyden Gedichte durchlaufen, um darinnen durchgängig auf gleiche Weise die äußerste Simplicität zu zeigen, mit der seine Zwischenredner sich ausdrücken. Aus tausend Beyspielen brauchen wir nur eins zu wählen, welches sie sehr sinnlich machet: In derjenigen Stelle, wo die Heerführer aus dem Schlafe gewecket werden, im zehnten Buche der Iliade, drückt der Dialog die Verwunderung dieser Krieger, daß man sie mitten in der Nacht aus der Ruhe störet, auf das naisste aus. Im Vorübergehen müssen wir noch bemerken, daß Homer bis auf die Stellung schildert, in der die meisten von ihnen erwachen, und in diesem interessanten Augenblicke wird dieser Umstand schon für sich selbst interessant. In der griechischen Iphigenia, ist das Erwachen des Greißes, den Agamemnon aufrufet, eine Nachahmung von des Homers seinem, und man bemerket hierinnen eben dieselbe Simplicität: Der Alte scheint auf einen Augenblick mit dem Schlafe zu kämpfen; indem er auf die Bühne tritt, suchet er am Laufe der Gestirne zu sehen, ob es schon tief in die Nacht hinein ist: indessen, daß er mit diesen Gedanken beschäfftiget ist, schreibt Agamemnon, dieser unglückliche Vater voller nagenden Sorgen, die ihn dem Schlaf entrissen, beym Schimmer einer Lampe, an die Clytemnestra, daß sie die Iphigenia von Aulis entfernen solle: kaum hat diese Entschließung in seiner Seele Platz genom-

genommen, so erhebt die Erinnerung seiner Pflichten in ihm einen Kampf; er zerreißt seinen Brief, bald darauf schreibt er ihn von neuen, und zerreißt ihn auch wieder. Der Alte sieht ihn voll Verwunderung an und fragt ihn. Alter, sagt hierauf Agamemnon weinend zu ihm, wie glücklich bist du, und wie beneide ich dein Schicksal! Wenn diese kleinen Umstände keine Schönheit haben, so muß die Wahrheit auf dem Theater ohne allem Reiz seyn.

Die griechischen Tragödienschreiber, und vorzüglich Euripides, haben ihren Werken diese Simplicität zu geben gesucht, von denen Homer für sie das Muster war. Vielleicht wäre es wohl der Mühe werth, den Glanz, die Pracht und die Figuren, mit denen sich nur die Epopee schmückt, in unsern neuern Tragödienschreibern zu bemerken, indessen, daß der Vater der epischen Dichter, Homer, sich selbst seiner Zierrathen beraubt, sich auf den simpeln Ton des Drama in dem Augenblicke einschränkt, so bald er selbst nicht mehr redet. Auf dem französischen Theater sind öfters ganze dramatische Stücke, wenigstens allezeit die ersten Auftritte, die von dem Subjekte noch nicht genug Interesse und Wärme angenommen haben, mit allem Glanze des Stils, mit allen Reichthümern der Poesie ausgeschmückt. Ohne daß wir hier eine Gewohnheit bestreiten wollen, welche das Ansehn großer Dichter eingeführet hat, könnte man wohl, nach dem Beyspiele der Alten, einen weniger glänzenden und desto

wahrern Dialog versuchen: die Wirkung davon würde mit den tragischen Eindrücken, die folgen sollen, mehr ein Ganzes ausmachen, und anstatt, daß der Wohlklang des Verses blos das Ohr kützelt, und der Einbildungskraft schmeichelt, würde die Tragödie in einem wahren Dialog ihre großen Operationen anfangen: sie würde den Zuschauer aufs Theater stellen, ihn mit dem Subjekte vereinigen, und ihn nach und nach zu den schrecklichen Streichen seiner Kunst vorbereiten, die ihn endlich überwältigen sollen.

Wir dürfen im Homer die große Uebereinstimmung der Rede mit dem Alter, dem Charakter und den Talenten der handelnden Personen nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Abgeschickten von dem Heere sollen den Zorn des Achilles besiegen: Ulysses nimmt zuerst das Wort und redet als ein sehr feiner Mann, der die Schwäche seines Helden fühlet und ihn dabey anzugreifen weiß, er kennt seinen Stolz: „Agamemnon, sagt er zu ihm, hat dich be„leidiget; es dauert ihn, und zur Genugthuung „bietet er dir seine Reue, seine Schätze, mächtige „Städte seines Reichs und sein Bündniß an.„ Ulysses weiß, daß Achilles empfindlich ist: „Ach! „sagt er zu ihm, als dich Peleus nach diesem Ufer „reisen sah, und dich zum letzten male umarmte, „empfahl dich dieser weise Greiß, indem er dich den „Göttern empfahl, hauptsächlich dir selbst, daß du „deine Leidenschaften überwältigen und über deinen „Zorn triumphiren möchtest.„ Ulysses weiß, daß Achilles, hungrig nach Ruhm, durch eine Hand-

lung

lung muß gereizt werden, die ihm einen nicht gemeinen verspricht. „Keiner unter den Griechen, „sagt er zu ihm, ist im Stande den Hektor, von „Göttern begünstiget, zurückzutreiben: erscheine und „demüthige den Stolz dieses Trojaners.„

So ist im Homer die Rede des beredten Mannes; er bringt in das Innerste seines Herzens, und des großen Interesse gewiß, daß ihn beherrschet, setzet er diese mächtigen Triebfedern in Bewegung; er bringt alle die Leidenschaften wider diejenige in Aufruhr, die seinen Absichten im Wege steht, und in diesem aufrührischen Streite, da der Held durch seine eigene Macht geschlagen und innerlich gequält wird, danket er blos der äusersten Standhaftigkeit seiner Seele den Vortheil, der siegreichen Beredtsamkeit, die ihn verfolget, zu entgehen. Wir wollen einmal die Antwort des Achilles hören; es ist ein anderer Mensch, der redet, ein ganz verschiedner Ton. „Ulysses, du sollst meine wahren Empfin„dungen erfahren, denn ich hasse die niedrige Seele, „die sich verstellt, wie die Hölle: die Schätze des „Agamemnons sind mir nichts, ich bin König, mein „Reich ist mir genug, tausend andre, so wie er, „würden sich um die Wette beeifern, sich mit dem „Blute der Thetis zu verbinden; ich vereinige mich „nicht mit dem, was ich hasse; er hat mich beleidi„get, der Zorn lebt in meinem Herzen, Agame„mnon verdirbt, nichts hält mich hier weiter, ich reise „nach Thessalien.„ Achilles vereiniget mit diesen Zügen eine beissende Ironie, die seinem Stolze angemessen ist und seinem Zorne eine völlige Gnüge thut. Der

alte Phönix soll ihm auch, da an ihm die Reihe ist, zureden, er wendet die seinem Alter gemäßen Mittel an, er bittet, er fleht, er stellt dem Helden den Eifer die Sorgfalt vor Augen, mit dem er seine Kindheit auferzogen. Diese Erinnerungen der vergangnen Zeit haben auf eine zärtliche Seele eine große Gewalt. Euripides hat sich derselben in der Rede der Iphigenia an ihren Vater bedienet. „Ach, sagt sie zu „ihm, die Erstgebohrne aller deiner Kinder! als „du mich noch, voll von einer väterlichen Zärtlich„keit in deinen Armen hieltest, da versprachst du „mir, daß eines Tages eine glückliche Verbindung „mein Schicksal beseligen sollte; die Zeit dieser Ver„bindung ist da, und du führst mich zum Altare, „wo ich umkommen soll!„ Dieß ist die rührende Sprache der simpeln Natur: Homer hat sie in seiner Gewalt, die tragischen Griechen haben sie nachgeahmt und dieser Ton der Wahrheit ist für ihre Werke das Siegel der Unsterblichkeit; denn die Natur ist unveränderlich, und der Mensch, der zu eben diesen Empfindungen gebildet ist, wird auch zu allen Zeiten gleicher Vergnügungen fähig seyn.

Wir haben den gemäßigten und stillen Dialog betrachtet, so wie man sich dessen zur Exposition eines Subjekts bedienet, mittlerweile daß der Dichter insgeheim die Fäden der Intrigue bindet, und die großen Begebenheiten anleget, die die Leidenschaften in Aufruhr bringen sollen. Dieser Augenblick kömmt, der Auftritt ändert sich, die Trunkenheit folget darinne der Nüchternheit, und der Dialog, der nun die Sprache der Leidenschaften annimmt,

muß

muß an dieser Berauschung Theil haben, und sie in die Seele der Zuhörer übertragen. Horaz lehret in wenig Worten die Kunst, die lebhaften Rührungen der Seele auszudrücken, man soll sich nehmlich selbst erst davon durchdringen. Nichts spricht zum Herzen, als das Herz selbst: die in der Seele des Zuschauers eingeschläferten Leidenschaften, bleiben darinnen gegen den Schimmer des Witzes und der Einbildungskraft unempfindlich, sie erwarten das Geschrey der Leidenschaften, um aufgeweckt zu werden: gleich den Eumeniden des Aeschylus, die gegen die Verwünschungen der Pythia taub, nur dem Schatten der Clytemnestra antworten, welche aus dem Grabe steigt um sie zu rufen; aber bey diesen Tönen des Todes, die ihm bekannt sind, erwachet das Chor voller Empfindungen der Wuth, die ein mächtiges Organ ihm mitgetheilet hat.

Man kann sich nicht verbergen, daß in den neuern Werken, wo so viele Weisheit und Regelmäßigkeit herrschet, diese Eigenschaften sich nicht oft, auf Unkosten der Wärme finden sollten. Die Werke hingegen, die die entferntesten Zeiten hervorgebracht, wo das Genie einen viel freyern Schwung hatte, zeigen bisweilen mehr Fehler; aber auch weit mehr Enthusiasmus und Wärme. Die Wärme erhitzt hauptsächlich die Schriften des Homer, und ohne Zweifel dankt er sie dem rohen, männlichen und kräftigen Ausdruck der Leidenschaften, deren er sich bedienet: Witz und Einbildungskraft verunstalten sie nie, unter dem Vorwande, die Sprache auszuschmücken. Man sehe den Streit des Achilles und

Agamemnons im ersten Buche der Iliade nach: es ist hier nicht der Ton einer ausgeputzten Beredtsamkeit, in der diese Helden ihren Zorn ausdrücken; die Leidenschaft kennt keine Zierrathen: sie ist heftig und hart in ihrem Ausdrucke, übertrieben und ausgelassen in ihren Absichten, unordentlich und unterbrochen ihren Gedanken: so läßt sie Homer reden. In den Streitigkeiten, die sich auf unsern Schaubühnen zwischen den Helden erheben, spielet oft der Hochmuth die Rolle der Wuth: die Partheyen suchen mit hochtrabenden Ausdrücken ihre Vorzüge geltend zu machen, und sich einer über den andern zu erheben. In dem Streite des Achilles und Agamemnons der französischen Tragödie, so sehr er auch aus dem Homer nachgeahmt ist, sieht man mehr Größe und Würde, als Heftigkeit und Wuth: es scheint, als ob das französische Genie sich fürchtete, allzuungestümen Leidenschaften sich zu überlassen: es legt der Leidenschaft einen Zaum an, und verzögert dadurch ihren Gang, es ist nichts mehr als ein Pferd, das sich unter der Hand seines Führers brüstet; im Homer hat es alle Bande zerrissen, es stürzt sich fort, und das Auge kann ihm nicht folgen. Ich weiß, daß man dem griechischen Dichter die Schmähworte vorgeworfen, womit sich seine Helden unter einander belegen: aber, außerdem, daß es unbillig scheint, über das Unedle entscheiden zu wollen, das diese Schmähworte zu der Zeit hatten, so ist das sicherste Mittel, den Homer über diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so wie über viel tausend andre, die man ihm machet, daß man die Natur hierüber zu Rathe zieht.

Ich rede nicht von den Menschen aus der heroischen Zeit, so wie Agamemnon und Achilles waren, die zu simpeln und wilden Sitten gewöhnt, die Feinheiten einer oft kindischen Artigkeit nicht kannten; ich rede selbst von dem gesittetsten Menschen, und frage, wenn er in Wuth geräth, welches ist das erste Wort seiner Leidenschaft? die Schmähung. Homer hat also, indem er sich derselben bedienet, aufs Höchste nichts als das Wohlanständige aus den Augen gesetzet: aber kömmt es uns zu, zu beurtheilen, was Wohlanständigkeit bey den Griechen war? und soll unsre unzeitige Delikatesse, die sich nur mit Kleinigkeiten beschäfftiget, den freyen und kühnen Ausbruch der Leidenschaft, so wie ihn die Natur vorschreibt, und die Griechen billigten, so gerade zu verdammen?

Noch müssen wir bemerken, daß die Leidenschaften, nach Verhältniß der Umstände, verschiedene Grade der Lebhaftigkeit annehmen, die der geschickte Dichter sinnlich machen muß; Homer hats gethan. Achilles, da er sich in sein Lager zurückgezogen, voll von dem bittern Hasse, der in seiner Seele so tiefe Wurzeln geschlagen, schimpft nicht die Heerführer, er weigert sich sie zu sehen: selbst die Ironie, die sich in seiner Rede findet, zeiget eine ruhige Seele, die mit kaltem Geblüte hasset. Als eben dieser Held die beyden Herolde ankommen sieht, die ihm die Briseis rauben sollen, so bricht er doch noch nicht in Schmähungen aus, so empfindlich auch dieser Augenblick seinem Herzen ist; er droht: „die Griechen werden umkommen, sagt er, Agamemnon wird

„mich

„mich ihnen zu Hülfe rufen, er wird mich nicht mehr „finden.„ Aber sobald Achilles und Agamemnon selbst zusammen kommen und ihr Haß, durch Reden, Minen und Blicke ausgedrückt, von beyden Seiten sich immer mehr und mehr entzündet und zur Wuth übergeht, alsdenn sind ihm zu seiner Erleichterung nichts als Schmähungen übrig, und in Ermangelung dieser, hätte Homer den äußersten Grad der Leidenschaft verfehlet.

Von dem Ausdrucke des Zorns gehen wir zum Ausdrucke des Schmerzens über, und auch hierinnen trifft Homer nicht weniger die Wahrheit: denn sein weites und fruchtbares Genie, seine biegsame und geschmeidige Seele überläßt sich allen Arten von Eindrücken, nnd er weiß sie so gut zu empfinden, als empfindbar zu machen. Nichts ist so selten, damit ich solches nur im Vorübergehen bemerke, als diese Biegsamkeit des Genies: jeder Schriftsteller wird mit einer Neigung gebohren, die ihm einen Hang zum Ausdrucke gewisser Leidenschaften zu geben, und ihm hingegen den Ausdruck jeder andern zu versagen scheinet. Corneille, zu voll von Independenz und einem republikanischen Stolze, faßte einen Stand der Schwachheit, wo die erweichte und kraftlose Seele sich an ein liebenswürdiges Joch binden ließ, sehr schlecht; wie elend hat er die Liebe geschildert! Aeschylus, den man in verschiedenen Absichten mit ihm vergleichen kann, bringt überall gewaltige Züge an, und ist blos in den Stellen vortrefflich, die dergleichen bedürfen. Racine, und Euripides sein Muster, haben von dem herrschenden Charakter ihrer

rer Werke, die Beywörter zärtlich und pathetisch erhalten. Aber noch niemand hat es gewagt, den Homer durch ein Beywort zu bezeichnen, das die vorzüglichen Eigenschaften seines Genies andeutete: dasjenige würde ihm am meisten zukommen, welches die Allgemeinheit desselbigen schilderte. Inzwischen müssen wir allezeit die große Richtigkeit bemerken, mit der Homer die Lebhaftigkeit der Empfindungen nach den Charakteren und Umständen stufenweise zu behandeln weiß. Im Chryses erblickt man, im ersten Buche der Iliade, blos einen sanften und stillen Schmerz, indem sich dieser Greiß immer noch schmeichelt seine Tochter zu erhalten: ohne diese Hoffnung würde er sich nicht in das Lager der Griechen begeben haben: diese Hoffnung also muß durch seine Traurigkeit hindurch schimmern, es ist ein lichter Grund, der die finstre Schattirung des Schmerzens erhellet. Im Abschiede der Andromache, ist der Ton des Schmerzens verschieden, es ist nicht mehr Hoffnung, sondern Furcht, die darinnen herrscht; hieraus entsteht die interessante Unruhe einer betrübten Gattinn, die alle Schrecken einer traurigen Zukunft vorhersieht und empfindet. Priamus liegt dem Achilles zum Füßen: hier sehe ich einen heftigen und bittern Schmerz, so wie er einem Greiße zukömmt, dessen süßeste Hoffnung darinnen besteht, einen Sohn begraben zu dürfen, den er auf ewig verlohren hat. So bald Achilles den Tod seines Freundes vernimmt, so wirkt dieser Schlag die convulsivische Zerrüttung einer ganz empfindlichen Seele: es ist der äußerste Grad des

Schmer-

Schmerzens, er bringt nicht mehr Worte hervor, er weint, er schreyt, er verzweifelt; Achilles wälzt sich im Staube, er reißt sich die Haare aus und will sich durchbohren. Ich glaube hier mit Recht das beredte Schweigen, als einen energischen Ausdruck der äußersten Trostlosigkeit anführen zu können: dieser Ausdruck ist hernach aufs griechische Theater übergegangen und hat daselbst die heftigsten Wirkungen hervorgebracht. Uns, die wir sie nicht auf unserm Theater zulassen, kömmt es zu, einzuräu- daß sie in der Natur gegründet ist, sie in den Werken unserer Meister zu bewundern, und sie vielleicht um das glückliche Recht zu beneiden, daß sie sich dessen bedienen durften.

II.

II.

Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst. Der Königlichen Großbritannischen Gesellschaft der Wissenschaften auf der berühmten Universität zu Göttingen zugeeignet. Dresden, 1766. 4.

Noch niemanden ist es geglückt, an einer Sammlung und Beurtheilung allegorischer Bilder mit so vielem Erfolge zu arbeiten, als Herr **Winkelmannen**, dem berühmten Verfasser der gegenwärtigen Schrift, der seine Vorgänger an Bekanntschaft mit der Kunst in ihrem ganzen Umfange, eigner Entdeckung, Sorgfalt, Geschmack und Genie weit übertroffen hat. Blos der Vorsatz, eine Arbeit zu übernehmen, bey der die andern verunglückt waren, verdient unsre Hochachtung, und je leichter es ist, auf einem Wege zu irren, der durch beständige Muthmaßungen sehr verführerisch wird, desto dankbarer muß man gegen den seyn, der sich aus Liebe zu den Wissenschaften doch nicht abschrecken läßt. Aber der Nutzen dieser Schrift vermehrt den Ruhm ihres Verfassers merklich. Ist schon das Vergnügen schätzbar, das Leser von Geschmack und Kenner des Alterthums daraus schöpfen müssen: wie viel erheblicher muß der Vortheil seyn, den sich Dichter, Künstler und Ausleger alter Schriftsteller davon versprechen können! Zwar ist es guten Dich-

Dichtern natürlich, in der Hitze ihrer Einbildungskraft neue Bilder zu schaffen; aber sie müssen diese Kraft der Seele bilden, wo sie nicht zuweilen durch eine wilde Hitze auf unglaubliche Einfälle und Spielwerke verfallen soll. Was wird sie aber besser bilden, als der geläuterte, regelmäßige und ernsthafte Geschmack der berühmtesten Künstler des Alterthums, zu deren Bekanntschaft ihnen einer der größten Kenner verhilft? Auch diejenigen Dichter, die sich immer so ähnlich sind, mögen aus dieser Sammlung den Reichthum der Natur bewundern lernen. Man würde ferner so manche unerwartete Fehler großer Meister nicht zu bedauern haben, wenn sie ihr Urtheil durch Muster genug geschärft hätten: viele gute Köpfe, denen es blos an Entwickelung fehlt, um große Künstler zu werden, würden nicht so unthätig geblieben seyn, wenn sie nur einen Wink von andern erhalten hätten, wie sie ihr Vermögen brauchen könnten. Und wie oft martern nicht Ausleger sich und die schönsten Stellen, weil sie die Kunst nicht kennen; weil sie das, was man empfinden muß, durch finstres Nachdenken erzwingen wollen, weil sie aus Büchern und Nachrichten, nicht aus Bildern und Denkmälern erklären. Für diese alle ist gegenwärtige Schrift außerordentlich nützlich. Man würde übrigens sehr unbillig handeln, wenn man bey der unglaublichen Menge Bilder verlangen wollte, sie alle gesammlet zu finden, zumal da sich der Verfasser selbst im Anfange der Vorrede darüber entschuldigt, und eine Furcht vor diesem Vorwurfe verräth. Noch weniger kann man, bey

der

der großen Dunkelheit vieler unbestimmten Allegorien, überall die genaueste und richtigste Deutung erwarten. Wir geben selbst nicht allen Erklärungen in diesem Buche Beyfall: aber wie undankbar würden wir seyn, wenn wir, an statt den Inhalt einer Schrift zu erzählen, über alles richten wollten.

Da es des Verfassers Absicht war, seine Leser zur Beurtheilung alter Bilder und Erfindung neuer Allegorien zu führen, so war es sehr natürlich, die Ordnung der Kapitel so einzutheilen, daß man durch die Geschichte und Beyspiele aus dem Alterthume nach und nach dazu gelangen könnte, und zu seiner Zeit vor den Fehlern der Nachahmer eben so freundschaftlich gewarnet, als auf das Gute, das sie haben, aufmerksam gemacht würde. Man könnte manches Bild mit eben dem Rechte in eine andre Classe bringen, als es H. W. in diese Classe gesetzt hat, wovon man das Bild des Rufs (S. 75.) nachsehen kann, welches sich eben so gut, als das Bild der Nothwendigkeit (S. 145.), zum letzten Kapitel rechnen ließe: besonders würde man die zweifelhaften und ungegründeten Allegorien im siebenden und achten Kapitel, durch viele Zusätze aus dem vorhergehenden vermehren können: aber die genauste Richtigkeit in Classen und Exempeln findet hier nicht Statt. Vielleicht aber hätte man zwischen gewissen Erklärungen und Muthmaßungen den Unterschied fühlbarer machen können, wenn man Exempel von jeder Art insbesondere abgehandelt, und nicht allerley Gattungen so oft vermischt

hätte. Die Bekanntschaft mit dem Richtigen und Gewissen macht unser Urtheil von dem übrigen dreister und entscheidender. Doch das ist blos für unaufmerksame Leser eine Schwierigkeit. Die Druckfehler sind so häufig und grob, daß man sie ohnmöglich mit Gleichgültigkeit übersehen kann.

Das erste Kapitel von der Allegorie überhaupt, erläutert den Begriff und die Geschichte derselben. Sie begreift alles in sich, was durch Zeichen und Bilder angedeutet und gemahlet wird, und ist also eine Abhandlung über die Allegorie (und so ist der etwas dunkle Titel dieses Buches zu verstehen,) so viel, als eine Ikonologie. Die Natur ist die Lehrerinn der Allegorie, daher man einige Länder von ihrer Gestalt benennt hat. So hieß Sardinien Ἰχνοῦσα, von ἴχνος, weil man in seiner Lage die Aehnlichkeit eines eingedruckten Fußtapfens (denn so würden wir ἴχνος lieber erklären, als Fußsohle) zu finden glaubte. Die Gedanken mahlen, ist älter, als sie schreiben. Das männliche Geschlecht in den Sprachen, wenn sie von der Natur entlehnte Bilder ausdrücken, zeigt eine Wirkung an; das weibliche ein Leiden. So brauchen die meisten die Wörter Sonne und Mond; die deutsche weicht davon ab. H. W. erkennt daraus die in Bildern redende Natur und Spuren biblischer Begriffe: uns scheint diese Anmerkung zu metaphysisch und doch nicht allgemein genug. Nach einer Betrachtung S. 6. über die Allegorie der Aegypter, die Erfinder davon sind, schlüßt H. W. daß die Erklärung der Hieroglyphen itzt eine vergebne Arbeit

Arbeit seyn würde, da ihre Dunkelheit Schuld war, daß sich diese Bildersprache verlohr, so bald Aegypten nicht mehr eigne Könige hatte. Diese Schrift beschäfftiget sich daher blos mit der Allegorie der Griechen, obgleich viel römische und einige christliche Bilder gelegentlich mit erläutert sind. Sie folgten den Aegyptern, doch fiengen sie an, deutlichere Bilder zu gebrauchen, da ihre Sitten gebildeter wurden. Homer ist hierinnen der größte Lehrer: denn die Iliade sollte für Könige und Regenten, die Odyssee für das häusliche Leben ein Lehrbuch seyn; der Zorn des Achills und die Abentheuer des Ulysses waren nur das Gewebe zur Einkleidung. Unserer Meynung nach hat man diese Absicht mehr aus dem Nutzen, den dieses Gedichte haben können, gefolgert, als daß sie Homer selbst sollte gehabt haben, wie man etwa die Geschichte magistram vitae nennet, welches gewiß nicht allemal, wenigstens nicht, da man anfieng, Begebenheiten aufzuschreiben, die Absicht der Geschichte war, ob sie es gleich zufälliger Weise werden konnte. Die Griechen blieben in ihrer Allegorie blos bey der Fabel, und nur ein Paar griechische Werke stellen Alexanders Thaten vor. Die Römer beschäfftigten sich in Werken der Kunst, mit wirklichen Begebenheiten aus ihrer Geschichte. Allgemeine Begriffe, wie Tugend und Laster, wurden in den ältesten Zeiten nicht bildlich vorgestellt: selbst das Wort dazu fehlte, denn ἀρετὴ heißt im Homer die Tapferkeit. Diese ganze Untersuchung verdient nachgelesen zu werden. (S. 13.).

Man darf nicht in allen Bildern der alten Künstler Lehre und Unterricht suchen, sie wären zuweilen bloße Verzierungen. (S. 18.). Alle Bilder lassen sich in zwo Classen theilen. Sie sind entweder abstrakte, die außer der Sache, auf die sie sich beziehen, angebracht sind, nicht als mit wirkende Bilder zur Bedeutung dienen, sondern vor sich bestehen, und diese könnte man im engern Verstande Sinnbilder nennen: oder sie sind concrete, die theils in Figuren, theils in andern Zeichen mit denjenigen Bildern verbunden sind, auf welche jene eine Beziehung haben. Zur ersten Art rechnet H. W. die mehresten Bilder auf Münzen, sonderlich griechischer Städte, die uns auf die Sache führen, auf die sich das Bild bezieht, und einem augenblicklichen auf einem Gemälde ausgedrückten Punkte gleichen, der uns das Vorhergegangne und Nachfolgende ergänzen heißt. Von der andern Art sind Bilder auf römischen Werken, z. B. eine Allocution des L. Verus, der auf einem Suggestu sitzt, und von der Diana und dem Frieden begleitet ist. Ob die Wörter abstrakt und concret hier gut sind, überlassen wir andern zu entscheiden. Man ist gar zu sehr an ihre bestimmte Bedeutung gewöhnt, als daß man auf den Begriff, den H. W. damit verbindet, fallen sollte: wenigstens haben sie hier blos eine etymologische und grammatische Bedeutung: es ist aber überaus nöthig, alle mögliche Sorgfalt und Richtigkeit S. 25. zu gebrauchen, wenn man Kunstwörter einführt.

Herr Winkelmann geht zur Allegorie der Neuern fort, und beurtheilt den Pierius, Cäsar, Ripa,

Ripa und Boudard. Der erste hängt den Muthmaßungen zu sehr nach und ist zugeschwäzig: der zweyte hat fast alles aus dem ersten entlehnt, seine Bilder sind aus seiner eignen Einbildungskraft genommen, lächerlich, in Gemälden nicht brauchbar, und gar nicht nach alten Denkmälern eingerichtet: der dritte hat wenig neue Bilder, und ist in ihrer Beschreibung und Untersuchung nachläßig. Die Künstler selbst folgten mehr ihrem eigenen Dünkel, als der Vorschrift des Alterthums: denn sie erhoben alle den Ripa, und mußten folglich einerley Geschmack mit ihm haben. Ferner schlägt H. W. S. 26. drey Wege zu neuen Allegorien vor, die uns das Alterthum geben kann, auf welchen Umstand er seine Vorschläge einschränkt. 1) Man gebe alten Bildern eine neue Bedeutung, wie man zuweilen Verse aus alten Dichtern in einem andern Verstande braucht. 2) Man mache Bilder aus alten Gebräuchen, Sitten und Sprüchwörtern. So könnte ein Steuerruder nach dem Sprüchworte: Ἁγνότερος πηδαλίου, (Reiner als ein Steuerruder,) ein Bild von der Lauterkeit der Sitten seyn. 3) Man wähle aus der heroischen und wahren Geschichte eine Begebenheit, die dem gegenwärtigen Falle ähnlich ist: doch muß jene Begebenheit keine ihres gleichen haben, oder die Hauptfigur des Bildes aus alten Denkmälern bekannt seyn. Ein Bild S. 29. muß einfältig, deutlich und lieblich seyn. Es muß also die Sache mit sehr wenig Zeichen andeuten. Ist es nicht allen gleich deutlich, so wird es doch Gelehrten kenntbar, wenn

es sich wirklich auf das Alterthum bezieht. (Man könnte dieses durch das Räthsel erläutern, welches in der Sprache aus der Metapher und Allegorie entstand, und auf eben die Art, wie H. W. von Bildern urtheilet, verhältnißweise deutlich ist.) Hat ein Bild nichts häßliches, fürchterliches und unanständiges, so ist es lieblich. Dieß ist der Inhalt des ersten Kapitels, den wir desto sorgfältiger angezeigt haben, weil es Grundsätze zur ganzen Abhandlung enthält. Wir wollen noch einige Anmerkungen darüber machen. Von der Schlange an den Mützen der ägyptischen Könige und Priester S. 5. die nach Diodors Meynung andeuten sollte, daß ein Verräther so gewiß würde gestraft werden, als wenn ihn eine giftige Schlange gebissen hätte, giebt uns Aelian (hist. animal. 6, 38.) eine weit wahrscheinlichere Erklärung, daß sie nämlich die Dauer der Herrschaft, τὸ ἀκίνητον τῆς ἀρχῆς, anzeige, wie sie überhaupt ein Sinnbild der Zeit und Dauer war. Aus Casaubons Anmerkung über den Strabo (1. p. 67.) folgt nicht, wie H. W. S. 7. meynet, ὑπογράφειν bedeute, Gedanken in die Bildersprache einkleiden; sondern daß ὑπογράφειν τὰς ἐλπίδας so viel sey, als ὑπαγορεύειν, ὑποφαίνειν, ὑποδεικνύειν, wie es auch Polyb und Plutarch gebrauchen. Man schlage den Wesseling über den Diodor nach (XIX. 46. 15.) Der Dichter Pampho, welcher den Vater der Götter in Pferdemist eingewickelt vorstellte, wollte die alles erzeugende Kraft des Jupiters vorstellen, (Gregor. Nazianz. in Iulian. orat. 3. p. 104. A.)

nicht

nicht aber, wie H. W. vermuthet, daß er Jupiters Gegenwart auch in der unwürdigsten Materie dadurch angedeutet hätte.

Auf der 8ten S. sagt der Herr Verf. „Ja „selbst die Anklagen neuer und besorglicher Lehren „wurden aus Behutsamkeit unter Bildern eingegeben, wie Cleanthes, des Zenons Schüler und „Nachfolger, wider den Aristarchus von Samos verfuhr, welcher von jenem beschuldiget wurde, der „Vesta die gebührende Ehrfurcht nicht bezeiget, und „dieselbe in ihrer Ruhe gestöret zu haben. Der „wahre Sinn dieser Anklage aber war, nach dem „Plutarch, daß er die Erde aus dem Mittelpunkte „unsers Weltgebäudes weggenommen, und sie um „die Sonne drehen lasse.„ Wir müssen gestehen, daß wir in diesen Zeilen viel Unrichtigkeit finden. Cleanth ist hier nicht der Schüler des Zeno, sondern ein andrer Philosoph aus Samos: nicht er, hat den Aristarch, sondern dieser den Cleanth angeklaget: es ist von keiner wirklichen Anklage, sondern blos von einer rednerischen Vergrößerung in den Vorwürfen, die Aristarch jenem macht, die Rede: Aristarchs Worte haben nicht den Sinn: „Cleanth habe der Vesta nicht die gehörige Ehrerbietung bezeigt, und dieselbe in ihrer Ruhe gestöret„ sondern er habe den Heerd und Grund des Weltgebäudes verrückt, ὡς κινουντα του κοσμου την ἑστιαν. An das Drehen der Erde um die Sonne, hat auch Cleanth nicht gedacht, sondern er nahm blos an, der Himmel stehe stille, und die Erde wälze sich in einer schrägen Cirkellinie fort, während daß sie sich

gleich um ihre Achse drehe. Man s. Plutarch. de facie in ore lunae. p. 923. A. Opp. T. II. Frf.

Das zweyte Kapitel S. 33. ist von der Allegorie der Götter überschrieben, und enthält eine weitläuftige Sammlung von Bildern, in alphabetischer Ordnung, die größtentheils in Werken der Kunst, zuweilen auch nur in Schriften, Göttern und Göttinnen beygefügt, von wenigen alten Schriftstellern erklärt, von neuen selten oder gar nicht berührt sind. Juno mit einem Spieße (Juno Curitis) findet sich nicht in Marmor. S. 48. Auf Münzen steht ein Hirsch neben ihr, der ihr heilig war. Juno Martialis hält eine Schmiedezange vorwärts mit beyden Händen. Zu ihren Füssen lag zuweilen eine Löwenhaut. Hebe macht beym Homer den Wagen zurechte, auf dem Juno fährt. Bacchus hat ein purpurfarbnes Gewand, um die Farbe des Weins anzudeuten, S. 41. Man findet ihn in völliger Rüstung, wie er nach Indien zieht, und zum Zeichen des Sieges mit Lorbeern bekränzt. Auf den Achseln eines kleinen Bacchus von Erz kniet ein geflügelter Genius, auf dessen Haupte ein langer Gänsehals ist, und gießt dem Bacchus etwas in den Mund. Eine einige Münze der Insel Samos stellt ihn vor, wie er eine Amazone erlegt hat. Nur Plutarch hat sie von der Flucht der Amazone von Ephesus nach Samus erklärt, wohin sie Bacchus verfolgte. Seinen Wagen ziehen Tieger und Parder, beständig durstige und nach Wein lüsterne Thiere. Die Bänder am Thyrsus (lemnisci) sind lange und enge Schläu-

che.

che. Bacchus mit einer Fackel, wie er der Ceres leuchtet, da sie die Proserpina sucht (Pausan. 1. p. 6.) findet sich nicht mehr. Verhoffentlich werden sich unsre Leser von der mühsamen Sammlung in diesem Kapitel, das ohnehin keines Auszugs fähig ist, schon einen Begriff machen können. Nur ein paar Anmerkungen müssen wir noch hinzu fügen. Wenn Hr. W. noch keine Ceres mit einem Schlüssel gesehen, wie doch beym Callimachus in der Hymne auf die Ceres 45. vorkömmt, so wundern wir uns darüber gar nicht. Einmal müssen ja nicht alle Attributa der Gottheiten bey den Dichtern auch auf Werken der Kunst vorkommen, wie Hr. Lessing sehr wohl im Laokoon Abschn. VIII. f. ausgeführet. Zweytens legt ihr der Dichter selbst an angeführter Stelle den Schlüssel bey, da sie die Gestalt einer Priesterinn Nicippe, angenommen hat. S. 36. Z. 9. ist für θαύμαςις, θαυμαντις zu lesen, so wie weiter unten Apollo ἀγοραιος für ἀγγαιος gesetzt ist. Wenn H. W. sagt, daß der erstere Name jemanden, der vor Hunger Lorbeerblätter kaute, gegeben worden, so ist dies blos Casaubons Einfall, der durch gar nichts unterstützt wird. S. 40. heißt es: „Merkur — mit Mohnhäuptern „in der Hand und in der rechten ein Horn, aus wel„chem er die Träume gießt.„ Wir waren begierig, uns aus den angeführten Stellen Hom. Odyss. η. v. 138. davon zu überzeugen. Allein beym Homer ist die Rede vom σπενδειν zu Ehren des Merkurs und in der Description. de Pierres grav. p. 95. n. 408. steht eben das wieder, was

hier befindlich ist, ohne daß angedeutet ist, wie die Träume aus dem Horne fliegen.

Das folgende Kapitel S. 56. handelt von bestimmten Allegorien, vornämlich allgemeiner Begriffe, und enthält also bekannte, doch Künstlern nutzbare Bilder, daher auch die mystischen übergangen sind. Wir zeichnen wieder etliche Beyspiele aus. Psyche, die sich auf eine Hacke (bidens) stützt, ist ein Bild des Ackerbaues. Colonien sind auf Münzen durch eine Biene abgebildet, weil Bienen einen Schwarm ausschicken. Das Heupferd oder die Grille (cicada) stellt einen schlechten Dichter vor. Eine Hand, die ein Ohrläppchen berührt, mit der Aufschrift μνημόνευε, deutet die Erinnerung an. Anderwärts ist es eine junge Weibsperson, die das Kinn mit der Hand stützet, daher H. W. schlüsset, daß das Bild der Erinnerung nicht bestimmt genug sey. Mohnhäupter, und zuweilen ein Stier oder Gerstenkorn wie auf Münzen der Stadt Posidonia, sind Bilder der Fruchtbarkeit. Schwäne zwischen Blumenkränzen zeigen, auf einem silbernen Gefäße im Herkulanischen Museum, den Gesang an. Die Mittagshitze wird durch den Prometheus abgebildet, S. 68. welchen (vielmehr, welcher) die Thetis mit einer brennenden Fackel berührt, weil die Hitze, die diese Göttinn überfiel, endlich verursachte, daß sie Peleus übermannte, dem sie in der angenommnen Gestalt verschiedner Thiere einigemal entgangen war.„ Die Stelle aus dem Bartolus, die H. W. anführt, ist nicht richtig angegeben, und Ovid (Metam. 11. 257.)

257.) hat auch nichts vom Prometheus, und redet von nichts weniger, als der Sonnenhitze, sondern von der Abendkühle. Was er ferner aus dem Sophokles (Oed. col. v. 56.) schlüßt, daß Prometheus die Sonne sey, weil ihm der Poet den Beynamen Titan giebt, kömmt uns verdächtig vor. Sophokles nennet ihn blos Prometheus Titan, gewiß nicht, um ihn für die Sonne auszugeben, sondern weil er aus dem Geschlechte der Titanen war. Wir sind also von der rechten Erklärung dieses Bildes noch nicht gänzlich überzeugt. Das Lauberhüttenfest der Juden ist auf Münzen des Königs Herodes Agrippa durch ein Gezelt in Form eines Sonnenschirms angegeben. Pietas im engern Verstande, oder die Ehrfurcht gegen die Götter, wird auf kaiserlichen Münzen ohne Figur blos durch Opfergeräthe abgebildet. Wespen auf des Archilochus Grabe, zeigen auf den beissenden Scherz. Den frühzeitigen Tod stellt bald eine Rose auf Grabsteinen, bald Aurora vor, die ein Kind in den Armen fortträgt (Hom. Od. o. 250.). Vielleicht ließ auch Dinokrates aus dieser Absicht die Arsinoe, vom Zephyr entführt, auf einen von ihm erbauten Tempel setzen. Daß man das Absterben der Jünglinge den Pfeilen des Apollo, und den Tod unverheyratheter Frauenzimmer der Diana Schuld gegeben, folgert H. W. aus dem Callimachus (in Cer. 102.) und Apollonius Rhod. (3, 773.) Dort wünscht Erisichthons Mutter, daß ihr Sohn lieber durch des Apollo Pfeile möchte umgekommen seyn, als verhungern: hier begehrt Medea, lieber

durch

durch der Diana Pfeile zu fallen, als vor Liebe zu verschmachten. Kann man aber daraus, weil hier der Tod eines Jünglings und einer Jungfrau dem Apollo und der Diana zugeschrieben wird, den Schluß ziehen, daß das eine allgemeine Meynung des Alterthums gewesen sey, oder eine Allegorie daraus machen? Wie man alles, wovon man die Ursachen nicht kannte, den Göttern zuschrieb, so schob man auch, ohne Rücksicht aufs Alter, einen plötzlichen Todesfall auf den Apollo. Die Stelle im Homer. (Il. α, 50.) ist bekannt. Und so gut er Ursache an der Pest war, konnte man die Meynung auch auf andre unerwartete Todesfälle ausdehnen. Die dritte Stelle (Hom. Od. η. 64.) beweiset eben so wenig. Wir können auch nicht billigen, daß H. W. die Fabel von der Niobe unter die Gründe seiner Meynung rechnet. Dies war ja ein ganz eigner Fall. Apollo und Diana, um ihre Mutter zu rächen, nicht weil es vor sie gehörte, oder weil es die Alten glaubten, tödteten die Söhne und Töchter der Niobe. Wie folget also hieraus, daß nach einer Meynung des Alterthums die Pfeile dieser Gottheiten an dem Tode unverheyratheter Personen überhaupt Schuld sind? Weit richtiger merkt H. W. im folgenden an: „Die Pfeile des Apollo und der Diana sind überhaupt ein Bild des Todes.„ Doch wir müssen diesen Auszug abbrechen. So viel Gelehrsamkeit, Witz und Geschmack sich in diesem Kapitel findet, so muß man es doch zum Theil behutsam gebrauchen: denn zuweilen trägt er blos andrer Muthmaßungen vor, wie bey dem Bilde der Beredtsamkeit, S. 58.

das

das einige in einer Biene zu finden geglaubt haben; zuweilen sind es bloße Nachrichten alter Schriftsteller, wie Pausanias meldet, daß die Arzneywissenschaft auf dem Kasten des Cypselus durch zwo Weibspersonen sey vorgestellt worden, die Mörsel und Stößel halten. Einige gründen sich auf Einfälle der Poeten: S. 75. wie der Ruf mit langen Flügeln, die unterwärts voll Augen sind, aus der bekannten Stelle beym Virgil, wo wir aber weder die langen Flügel, noch das unterwärts finden, und also vermuthen, daß H. W. das Bild mit Fleiß geändert habe, um die Augen sichtbar zu machen. Man müßte also die Bilder genau unterscheiden, um nicht Gedanken der Poeten oder Muthmaßungen der Ausleger für Bilder aus dem Alterthume zu halten. Wo sie noch auf alten Denkmälern vorhanden sind, hat es H. W. angezeiget. Am Ende dieses Kapitels sind einige Allegorien angegeben, die auf christlichen Denkmälern vorkommen.

Das folgende S. 88. erklärt Allegorien, die von Begebenheiten und von Eigenschaften oder Früchten der Länder hergenommen sind. Bilder der ersten Art sind selten, weil sich große Thaten nicht so leicht, als Erfindungen, durch ein eignes Bild bezeichnen lassen. Man kann Gassends Erfindungen eher kenntlich machen, als Carls des Zwölften Thaten. Auf Homers Grabe war eine weisse Ziege (Gell. N. A. 3, 11.) vielleicht, wie H. W. muthmaßet, weil er ein Geweyhter des Apollo war, denn diesem Gotte opferte man weisse Ziegen (S. Liu. 25, 12. mit Drakenborchs Anmerkung.)

kung). Der Drache auf einem Schilde, das an dem Grabmaale des Epaminondas befindlich war, zeigte seine Abkunft von den so genannten Spartis an. Was von den zween Füchsen auf dem Grabsteine des spartanischen Königs Anaxodamus S. 89. und dem Wolfskopfe auf Argivischen Münzen S. 91. gesagt wird, ist für einen Auszug zu weitläuftig. Ueberhaupt kömmt hier alles auf die Geschichte an. Von der andern Art sind nur Beyspiele angeführt, und diese Bilder sind bekannt genug.

Weit leichter ist es, ein Bild zu erklären, das von dem Namen einer Person oder Sache hergenommen ist, als das, welches sich auf die Eigenschaften einer Sache gründet. Das fünfte Kapitel S. 93. enthält Allegorien der Benennung der Sachen oder Personen. Die Beyspiele hievon sind mehrentheils zu natürlich, als daß wir ihre Erklärung hier wiederholen sollten. Die Stadt Aege führt auf ihren Münzen eine Ziege, Ankona einen gekrümmten Arm. Ein Elephant auf Cäsars Münzen, soll seinen Namen bedeuten, weil Cäsar im Punischen ein Elephante heißt. H. W. führt den Bochart an; doch dieses Bild ließe sich wohl anders erklären. Von Portugall, Lusitanien, ist als eine Vermuthung vorgetragen, daß man es durch eine Mandel bezeichnen könnte, weil לִיץ eine Mandel heißt, welche Frucht sich dort häufig findet. Doch auf einem so schlüpfrigen Wege, als der etymologische ist, kann man, ohne zuverläßige Nachrichten und einen unstreitigen Sprachgebrauch, nicht sicher gehen. Auf Schilden findet man

den

den Anfangsbuchstaben von den Namen der Völker.

Wir gehen zu den Allegorien in der Farbe, S. 101. imgleichen in der Materie der Geräthe und Gebäude. Dies ist der Inhalt des sechsten Kapitels. Auch die Farbe kann der Allegorie dienen, um die Eigenschaften einer Sache kenntlich zu machen. Homer gab der Morgenröthe einen gelben Schleyer. Die blonden Haare des Apollo könnte man auf die Farbe der Sonne ziehen: doch er mußte sie schon als ein schöner Jüngling haben: und dieser Grund scheint natürlicher. Die nackenden Theile des Jupiters sind allemal bräunlich und dunkel. S. 103. Diese eben nicht angenehme Farbe, könnte man auf die von Blitzen schwangere, und alsdenn in Dünste verhüllete Luft deuten. (Aber ist es denn nöthig, auch der Farbe des Jupiters eine physische Deutung zu geben?) Eine Statue des Bacchus auf der Insel Naxus, war aus einem Weinstocke geschnitzt. S. 104. Die Geräthe der Alten, sagt H. W. sind allegorisch, von den Lampen bis zu den Rüstungen. Oliven an den Lampen, oder eine Figur, die Feuer anzublasen scheinet, lassen sich sehr natürlich auslegen. Trinkhörner, bezogen sich auf diejenigen Hörner, aus denen man in den ältesten Zeiten soll getrunken haben. S. 106. Zwey Gefässe in der Villa Albani, die auf viereckigten Säulen (cippis) liegen, und Wasser ausgiessen, sollen andeuten, daß Bäume in ihren Behältern fleißig müssen begossen werden. Unter denselben sind Störche, Vögel, die wässerichte Orte

Orte und Wiesen lieben. - Bilder auf Waffen sind zum Theil aus alten Schriftstellern bekannt genug; H. W. hat sie kürzlich S. 109. angezeigt. Die Anlage der Gräber war zuweilen allegorisch, wie das Grabmaal einer Amazone in Form eines Amazonenschildes: doch weit öfterer die Bilder auf den Gräbern. S. 110. Bilder an einzelnen Theilen der Gebäude haben oft eine Bedeutung, z. B. Leyern, Harpyen, Schilder, Opferschalen, Helme, Hirschgeweihe, Mohnhäupter, u. s. f. von welchen allen Erklärungen angegeben sind. S. 113. Auf Schiffen findet man Flügel statt der Ruder, Delphine, die vielleicht den ersten Begriff von der Schiffarth gegeben, und über ihnen manchmal Schmetterlingsflügel, die man sonst dem Zephyr gab. Ein Kranich an einem Schiffe auf einem Steine kann die bequemste Zeit der Schiffarth ausdrücken, denn er kommt und zieht fort, wenn Tag und Nacht gleich ist.

Zweifelhafte Allegorien im siebenden Kapitel S. 115. sind die, die neuere, wegen Mangel ächter Nachrichten aus eignem Witze erklärt haben: doch empfehlen sie sich durch einige Wahrscheinlichkeit. So hält man einen Delphin oder Frosch auf Hetrurischen Münzen für das Zeichen einer Seestadt. — Doch wir wollen lieber H. W. eigne Vermuthungen anführen, die sich am Ende dieses Kapitels finden. Figuren verstorbner Personen, sonderlich weiblichen Geschlechts, auf hetrurischen Begräbnißurnen, halten eine Schnur trockner Feigen: S. 119. vielleicht hatten sie an den Mysterien des Bacchus

Theil

Theil gehabt, an dessen Festen man Feigen an einem Faden trug. Oder es bezieht sich darauf, daß man in Athen noch vor des Theseus Zeiten eine Schnur trockne Feigen, als ein Amulet wider Krankheiten am Halse trug: die sie trugen, hießen *σύμβακχοι*, und waren also initiati. Es könnte sich dieser Aberglaube leicht auf die Hetrurier fortgepflanzt haben.

Die erzwungnen und ungegründeten Erklärungen, die im achten Kapitel vorkommen, S. 121. unterscheiden sich von denen im siebenden Kapitel dadurch, daß jene doch noch einen Schein der Wahrheit haben. Wir finden aber nicht nöthig, andrer hier widerlegte Irrthümer zu wiederholen, ob sie gleich sorgfältig gesammlet sind, und das ganze Kapitel denen, die sich mit der Auslegung solcher Bilder beschäfftigen, oder sie nachahmen wollen, zur Warnung dienen kann.

Das neunte Kapitel, S. 130. enthält verlorne Allegorien. Von einigen hat sich die Bedeutung verloren, und sie war schon den Alten unbekannt: von andern findet man eine bloße Anzeige, aber nicht, wie sie ausgeführt gewesen. Ein ausgebreitetes und mit allen Adern ausgearbeitetes Blatt auf Leontinischen Silbermünzen, eine Diana auf einem Gemälde, die ein Greif in der Luft trägt, Sparta in weiblicher Figur mit einer Leyer, gehören zur ersten Art. In der Villa Albani ist ein Hase auf einem erhabnen Werke, das einen Komikus vorstellt. Vielleicht hieß der Herr des Grabmaals

Lagus, oder vielleicht zeigt der Hase das scharfe Gehör, und dieses bezieht sich auf das Anhören theatralischer Stücke. H. W. verwirft aber selbst die letztere Auslegung als gezwungen, und zweifelt an der Erklärung des Bildes. S. 132. Von der andern Art sind das Bildniß des Lachens in Sparta, der τελετὴ, das in Delphos neben des Orpheus Statue stand, der Leichtglaubigkeit und Meeresstille, die im Plutarch und Pausanias angegeben sind, S. 133. Die Anmerkung über das Bild der Tugend läuft endlich da hinaus, daß wir nicht wissen, wie sie die Alten durch ein eignes Bild vorgestellet haben. Denn eine aufgeschürzte Figur, die einige hieher rechnen, kann vielerley bedeuten: das Wort ἀρετὴ, auf der Vergötterung des Homers kann man nicht mit Gewißheit auf eine von den vielen Figuren ziehen: eine ringende mit Oel gesalbte Figur würde nur bey den Alten einen Begriff gegeben haben. (Wir wären geneigt, in diesem Falle ἀρετὴ, durch robur zu erklären, wie in dem ersten wenn sie durch weiter nichts näher bestimmt wäre, durch industria.)

Im zehnten Kapitel, S. 135. stehen einige gute und brauchbare Allegorien der Neuern. Ihre Anzahl hält H. W. für sehr geringe, und führt auch nur dreyzehn an. Holzer stellte an einem Hause in Augspurg, das zween Brüder bewohnten, die brüderliche Liebe unter dem Bilde des Castors und Pollux vor, weil sie die Unsterblichkeit theilten. Die Erziehung der Kinder gab Pietro von Cortona durch einen Bär, der seine Jungen leckt, zu erkennen.

nen. Raphael bildete eine ansteckende Krankheit und den üblen Geruch der Kranken durch eine Figur ab, die andern die Hand reichet, und sich die Nase zuhält. Eine weibliche mahlende Figur mit zugebundenem Munde ist die Mahlerey, die stumme Dichtkunst. Der Erfinder war Chambray. Mengs bildete die Mnemosyne: sie sitzt auf einem Sessel, die Füsse stehen auf einem niedrigen Schemmel, sie berührt ihr Ohrläppchen, (ein bekanntes Bild der Erinnerung bey den Alten,) ihr Haupt ist gesenkt, sie schlägt die Augen nieder, um durch nichts gestört zu werden. H. W. setzt hinzu, daß sie in der andern Hand, die nachläßig im Schooße liegt, einen Wurfspieß halten könnte, den ihr Homer (Hymn. in Merc. 457.) beylegt. Doch da wir die Stelle nachschlugen, war die Rede vom Apollo, nicht von der Mnemosyne, wie aus dem 433. und 461. V. unwidersprechlich erhellet.

Der Versuch neuer Allegorien im eilften Kapitel, S. 139. ist eins der wichtigsten Stücke in diesem Buche, und enthält einen neuen Beweis von des Verfassers fruchtbarem Genie. Ueberhaupt aber erinnert er, daß nicht alle hier vorgetragene Allegorien wirkliche Bilder sind, sich aber dazu machen lassen. Man könnte das Bild eines Kritikus von Jupiters Wagschaalen hernehmen, womit er Hektors und Achills Schicksal abwägt: oder deutlicher von einem Apollo, der es auf einer hetrurischen Patera durch den Merkur abwägen läßt, weil die Gelehrten unter dem Schutze dieser Gottheit standen. Beydes scheint uns sehr dunkel.

Zwo Personen, die beyde ein Bild des Merkurs halten, könnten zween vermeynte Erfinder einer, und eben derselben Sache vorstellen. Κοινὸς Ἑρμῆς, ist ein bekanntes Sprüchwort. Ein Schiff mit vollen Segeln würde das Bild der Glückseligkeit seyn, und ein Heupferd auf einem Baume die größte Hitze vorstellen, wie Nikander sagte: Ehe die Heupferde schreyen, d. i. ehe die Hitze kömmt. Aber so bleibt ja der Baum noch unbestimmt? Um den Begriff der Nachahmung in der Mahlerey sinnlich zu machen, könnte man dem oben (S. 135.) angegebenen Bilde der Mahlerey eine junge schöne Larve auf den Kopf legen, an die Brust Grazien, wie Münzen hängen. Dem Alterthume, das von Farbenbretern nichts wußte, würde es gemäßer seyn, kleine Gefäße mit Farben auszudrücken. Den Mahlstab, auf dem die Hand im Arbeiten ruht, kannten auch die Alten. Die Nothwendigkeit ließe sich durch das Horazianische Bild bezeichnen, vielleicht könnte man ihr auch ein Joch in die Hand geben.

Durch eine Figur ohne Hände, könnte man einen gerechten Richter vorstellen, der kein Geschenk nimmt: so sahen die Statuen der Richter zu Theben in Aegypten aus. Uns scheint auch dieses Bild dunkel zu seyn. Eine Larve vor einem Helme auf einem Siegeszeichen würde bedeuten, daß der Sieg mehr der List, als Tapferkeit zu verdanken sey. Das bekannte Μηδὲν ἄγαν, Ne quid nimis, auf einem Täfelchen würde einigermaßen die Tugend anzeigen, die im Handeln die Mittelstraße hält.

Sollte

Sollte nicht statt dieser philosophischen Erklärung einem jeden vielmehr der Begriff der Mäßigung einfallen? Sind auch einige von den Bildern in diesem Kapitel dunkel, so könnten sie, wie viele alte, nach und nach durch öftere Erklärung deutlich werden. S. 149. Etliche Fälle, die oft vorkommen, sucht H. W. Mahlern und Bildhauern am Ende dieses Kapitels durch Vorschläge zu Bildern zu erleichtern. Zwey alte Denkmäler geben ein reiches und edles Bild zu Grabmälern für Prinzen. Das eine ist die Vergötterung des Antoninus Pius, und der ältern Faustina. Ein Genius, der in der linken Hand eine von einer Schlange umwundene Himmelskugel hält, trägt den Kaiser und seine Gemahlinn in die Luft: blos ihre Brustbilder sind sichtbar, das übrige bedecken die Flügel des Genius. Zu beyden Seiten fliegt ein Adler, unten zur Rechten sitzt Rom, und erhebt aus Verwunderung den rechten Arm: zur Linken, aber etwas niedriger, sitzt eine halbnackende männliche Figur, die einen Obelisk, als ein Zeichen eines ewigen Denkmaals, hält. Bey uns würde der Genius ein Engel seyn, und die Figur der Stadt Rom das Land oder die Hauptstadt andeuten. Das andre stellt die Vergötterung der jüngern Faustina vor. Auf einem Altare brennt Feuer, welches ein Bild der Dankbarkeit seyn kann, die dem Prinzen opfert. Hierdurch könnte man das erste Bild verändern, wenn man nicht alles davon behalten wollte. Sollte das Bild gemahlt werden, so könnte das Gewand des Genius himmelblau, und nach Art der

Alten mit goldnen Sternen besetzt seyn, das Gewand der Verstorbenen weiß, um das reine ätherische Wesen anzudeuten. Der Figur der Stadt kann man ein weisses Unterkleid und rothen Mantel oder Gewand geben. Die in unsrer Bibliothek von H. W. bekannt gemachte Beschreibung von dem Torso des Herkules ist am Ende dieser Schrift wiederholt.

Man wird uns erlauben, diesen Auszug mit einer allgemeinen Anmerkung zu beschließen. Das Wort Allegorie ist uns in diesem Buche oft beschwerlich gewesen, weil H. W. seine Bedeutung viel weiter ausgedehnt hat, als es der bestimmte Sprachgebrauch erlaubt. Wir können unmöglich alle hier angeführten Bilder für allegorisch halten. Das wahre Kennzeichen der Allegorie ist ohnstreitig dieses, daß nebst dem, was man sieht, auch ein der Sache ähnlicher Nebenbegriff angedeutet wird, (ἄλλο ἀγορεῦται,) den man durch die Erklärung hinzusetzen muß. Wer die Rose auf dem Grabmaale sieht, setzt zu dem, was er sieht, noch einen Nebenbegriff oder die Deutung hinzu. Daher muß ein jedes allegorisches Bild erklärt werden, aber nicht jede Erklärung ist allegorisch, und man kann nicht alles, was eine Erklärung braucht, darum für Allegorie halten. Bilder, die Begebenheiten vorstellen, werden erklärt, nicht so, daß man einen Begriff zu der Begebenheit fügt, sondern eben die Geschichte, die die stumme Hand des Künstlers von einer Seite vorgestellt hat, durch Worte, und zugleich von mehrern Seiten zeiget: aber Sinnbil-

der

der und Allegorien werden so erklärt, daß man nicht eben den Körper, den man ausgedrückt sieht, beschreibet, (denn daran denkt man bey der allegorischen Erklärung gar nicht, weil jeder das Bild der Rose nach seiner Gestalt kennet,) sondern mit diesem körperlichen Gegenstande einen Nebenbegriff (vom frühzeitigen Tode) verbindet. Folglich ist die historische Erklärung eine Wiederholung dessen, was man auf dem Bilde sieht, die allegorische aber ein Zusatz zu dem, was man auf dem Bilde sieht, und als ein sinnlicher Gegenstand vor sich selbst kenntlich ist; beym historischen Bilde soll man nur das denken, was man sieht, beym allegorischen noch etwas dazu denken, das man nicht sieht. Zwar urtheilt H. W. sehr richtig (S. 19.), daß der augenblickliche Punkt einer auf einem Bilde ausgedrückten Begebenheit uns das Vorhergehende und Nachfolgende ergänzen heißt; aber die allegorische Erklärung ergänzt nicht, sondern setzt zu einem Ganzen noch etwas hinzu, das von gar andrer Natur ist, als das Ganze, z. E. eine Eigenschaft, Wirkung, Kraft: und wie die Allegorie etwas ähnliches hinzuthut, so setzt die Geschichte nichts ähnliches, sondern Theile des Ganzen dazu: die Geschichte wird erklärt, die Allegorie wird gedeutet. So, wie wir jetzt den Begriff der Allegorie angenommen, und den Unterscheid der historischen und allegorischen Erklärung angemerkt haben, urtheilten alle die, die irgend einen Schriftsteller allegorisch erklärten. Homer erzählte die Verwandlung der Gefährten des Ulysses in Thiere: so lange man

dieses als Erzählung liest, (oder als Begebenheit auf einem Bilde sieht,) behalten alle Stücke derselben ihre eigne Bedeutung: so bald man aber mit dem Sokrates zu der Erzählung den Nebenbegriff von den mächtigen Reizungen der Wollust hinzusetzt, entsteht eine Allegorie, denn es wird zugleich was anders gesagt (ἄλλο ἀγορεῦται) als die Worte im eigentliche Verstande ausdrücken. Wir würden daher alle blos historischen Bilder aus einem Versuche der Allegorie weglassen; Bacchus, wie er nach Indien zieht, ist ohne Allegorie das Bild einer Geschichte, sein Lorbeerkranz aber allegorisch. Unter den Bildern vom Herkules (S. 45.) ist keines allegorisch, als das von den hesperischen Aepfeln. Die Federn auf der Stirne der Musen (S. 35.) bedürfen eine historische Erklärung.

Man hätte also vielleicht den Namen Ikonologie behalten, oder das Buch eine Sammlung und Erklärung von Bildern nennen können, da es Bilder mit und ohne Allegorie enthält: weil aber die meisten allegorisch sind, und H. W. Absicht war, den Weg zu neuen Allegorien zu eröffnen, so kann man dies als den Grund ansehen, den Titel von dem größten Theile und seiner Absicht herzunehmen. Wir maßen uns überhaupt nicht an, andre zu lehren, wie sie ihre Schriften nennen sollen: aber wir können auch unsern Wünsch nicht bergen, daß ein jeder Schriftsteller, der mit unter die

besten

besten in seiner Art gehöret, und den man doch zum Muster machen muß, in der Wahl der Hauptworte so sorgfältig, als in der Sache selbst, seyn möge. Eine philosophische Betrachtung von dem Wesen und Grunde der Allegorie würde den Begriff genauer bestimmt, und die ganze Schrift mehr einer Abhandlung, als Sammlung ähnlich gemacht haben: ja selbst die Erfindung neuer Bilder würde glücklicher von statten gehen, oder doch wichtiger und gegründeter seyn, wenn sie nicht blos durch Beobachtung geleitet würde, sondern auch den doppelten Grund der Allegorie, Gleichheit und Verhältniß, kennete.

III.

Delle Comedie di Carlo Goldoni, Avocato Veneto, Tomo VIII. In Venezia, 1761. Per Giambatista Pasquali, (Pag. 344.)

In diesem neuen Bande der großen Ausgabe der theatralischen Werke des Goldoni, fähret der Dichter in seiner Lebensbeschreibung fort: sie liest sich wegen der Freymüthigkeit, mit der er seine Jugendstreiche erzählt, artig genug, ob sie gleich zu einem Auszuge zu wenig wichtig ist. Der Hauptinnhalt ist, wie Goldoni endlich 1722 in dem Collegio Ghislieri zu Pavia aufgenommen, nach drey Jahren aber, wegen einer dialogirten Satyre, il Colosso betittelt, worinnen er viele angesehene Personen angegriffen, weggejagt wird, und wieder bey seinem Vater ankömmt; er vergißt nicht, bey den kleinen Begebenheiten, die ihm aufgestoßen, anzuzeigen, wie er eine oder die andere in seinen dramatischen Werken genuzt habe? Die vier Comödien, die diesen Band einnehmen, sind 1) La donna di Maneggio, die kluge Hausfrau in Geschäfften. 2) L'avocato Veneziano, der Venetianische Advocat. 3) Il Feudatario, der Lehnserbe. 4) La figlia obbediente, die gehorsame Tochter.

Von

Von dem ersten Stücke, welches in diesem Bande zum erstenmale erscheinet, und in Prosa und in drey Akten abgefaßt ist, fället der Verfasser in einem kleinen Vorberichte selbst folgendes vortheilhafte Urtheil: „Dieses Lustspiel enthält viel Ernsthaftes mit vielem lächerlichen vermischt: zwey Dinge, die sich schwer mit einander auf eine vollkommne Art vereinigen lassen. Die zwey großen Gegenbilder, einer klugen Frau und eines närrischen Mannes, würden schon zu einer lustigen Comödie zureichend seyn, und es fehlt dazu nicht an Originalen. Alle episodische Personen tragen das ihrige bey, beydes, sowohl das Ernsthafte als das Lächerliche zu befördern, und die Zwischenfälle unterhalten das Interesse und die Erwartung. Es fehlt dieser Comödie auch nicht an lehrreichem Unterrichte. Die Liebe wird darinnen auf verschiedene Art behandelt; die Eitelkeit auf ihrer lächerlichsten Seite gezeigt, und der Geiz, im Gegensatz einer edelmüthigen Freygebigkeit, machet das Helldunkle aus. Der Dialog ist den spielenden Personen angemessen. Man findet darinnen einige Proben von Gelehrsamkeit, einige Briefformulare, es ist Politik, es ist Oeconomie darinnen; kurz . . . . es scheint daraus gar richtig zu folgen, daß dieses eine vollkommene Comödie ist. Aber (möchte eines sagen) du bist nicht gescheut. Du hältst dieser Comödie die größte Lobrede, eine Sache, die sonst kein Mensch gethan hat. Wißt ihr, warum ichs thue? Weil diese Comödie sonst keinen Lobredner gefunden hat: und wenn ich davon nichts gutes sagte,

sagte, so möchte es vielleicht sonst niemand thun. Leset sie nur und saget auf eurer Gewissen, alles was Euch gut dünket.„ — Wir unterschreiben gern dasjenige, was der Dichter vortheilhaftes von ihr saget: sie hat alle die Tugenden der Goldonischen Stücke, lustige und nach der Natur geschilderte Charaktere, ein lebhaftes und feuriges Colorit, und einen vortrefflichen Dialog: aber auch die ihnen gewöhnlichen Fehler, eine schlechte Fabel, eine elende Verwickelung und übel verbundne Scenen.

Die Donna Giulia, welches die kluge Frau ist, unterhält sich in den ersten Auftritten mit ihrem Secretair, dem sie verschiedne Briefe diktiret, in dem einen wird unter andern ein Brief aus Rußland beantwortet, worinnen von ihr ein dramatischer Dichter verlanget wird: ihr Gemahl, ein geiziger Dummkopf ist sehr unzufrieden, daß sie so viel Postgeld ausgiebt, und spielet allerhand närrische Streiche in Ansehung der Bedienten: alles dies gehöret aber nicht zur Sache. Die Hauptfabel ist, daß ein gewisser junger Mensch Don Alleßandro, der von seinem Vater nach Neapolis geschickt und der Donna Giulia empfohlen ist, um eine Heyrath mit der Donna Aspasia zu schliessen, sich in ein armes Mädchen, die Donna Aurelia verliebt: durch die kluge Veranstaltung der Giulia aber wird Aleßandro wieder zur Erkenntniß seiner Pflicht gebracht, die verabredete Verbindung mit der Aspasia zu vollziehen und der Aurelia zu entsagen: zu dieser letztern ihrer Vergütung verheyrathet sie Giulia mit einem Poeten, dem sie

den

den Posten als Hofpoeten in Rusland verschafft. Man sieht daraus leicht, wie sich der Verfasser winden müssen, drey lange Akte davon auszufüllen: aber durch die vielen Zwischenscenen sich zu helfen gewußt, die der unterhaltenste Theil dieses Stücks sind. Wir wollen einen einzigen Auftritt hersetzen, um den Lesern zu zeigen, wie er die beyden Hauptpersonen, die Giulia nebst ihrem Manne dem Don Properzio, charakterisiret hat. Dieser findet sie mit dem Sekretair und einem Menschen, der ihr als Kammerdiener empfohlen worden:

Don Properzio. Donna Giulia. Fabrizio, Sekretair, und Orazio.

Don Properzio. Unterthäniger Diener, Signora Donna Giulia.

Donna Giulia. Ihre Dienerinn, mein Herr Gemahl.

Don Prop. Verhindere ich Sie etwan?

Donna Giulia. O im geringsten nicht.

Don Prop. Man kann also kommen?

Donna Giulia Nach Ihrem Gefallen.

Don Prop. Sie schreiben zuviel, Signora.

Donna Giulia. Ich hoffe nicht, daß es Ihnen mißfällig ist.

Don Prop. Der allzugroße Fleiß kann ihrer Gesundheit nachtheilig seyn.

Donna Giulia. Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! ganz wohl.

Don Prop. Es geht auch hernach so viel Zeit mit Schreiben verlohren.

Donna

Donna Giulia. Wäre die Zeit nicht noch mehr verlohren, wenn ich sie am Spieltische, oder mit Spaziergehen zubrächte?

Don Prop. Ich habe itzt eben das Briefgeld vom vorigen Monate bezahlen müssen.

Donna Giulia. Sehr gut.

Don Prop. Sechs Scudi, vier Paoli, und sieben Bajocchi.

Donna Giulia. Ich hoffe nicht, daß uns diese Ausgabe ruiniren wird.

Don Prop. Ich sage nicht, daß es eben viel ist. Aber damit ich mich nicht in meinen Rechnungen verirre, könnten Sie wohl die Güte haben, und es von Ihrem Monatsgelde bezahlen.

Donna Giulia. Von Herzen gerne: wenn es Ihnen zuviel ist, so will ich es von dem meinigen ohne viel Umstände ersetzen.

Don Prop. Wollen Sie also diese 6 Scudi, 4 Paoli und 6 Bajocchi bezahlen, oder soll ich sie bezahlen?

Donna Giulia. Wie es ihnen beliebt.

Don Prop. Ich kann es Ihnen also abziehen, ohne daß Sie sich weiter bemühen dürfen.

Fabrizio. (Was für ein niederträchtiger Geiz!)

Donna Giulia. Es machet Ihnen aber in Ansehung meiner Monatsrechnung doppelte Schreiberey.

Don Prop. O das ist eine kleine Rechnung.

Donna Giulia. Machen Sie es wie Sie wollen. Lassen Sie mir nur meine Freyheit auf meinem Zimmer.

Don Prop. Es ist nicht mehr als billig, und ist auch alles, was ich Ihnen zu sagen habe.

Donna Giulia. Vergeben Sie mir. Ich habe einen Brief, der ein wenig eilig ist, fortzuschaffen.

Don

Don Prop. Aber Sie geben auch den ganzen geschlagenen Tag meinem Sekretair zu thun.

Donna Giulia. Wollen Sie, daß ich ihn auch von meinem Monatsgelde bezahlen soll?

Don Prop. Das eben nicht. Aber ich habe seiner auch nöthig.

Donna Giulia. Das ist schon genug! Sie können ihn abrufen, wenn sie wollen.

Don Prop. Apropos. Da Sie eine so große Correspondenz haben, so könnten Sie mir den Gefallen thun, und etwa an jemanden nach Rom schreiben, daß er mir einen guten Kammerdiener verschaffte?

Donna Giulia. Für Sie?

Don Prop. Für mich.

Donna Giulia. Sie haben ja schon einen?

Don Prop. Ich habe beschlossen, ihn fortzujagen.

Donna Giulia. Warum?

Don Prop. Weil er ein Spitzbube ist.

Donna Giulia. Hat er ihnen etwas gestohlen?

Don Prop. Er hat mir nichts gestohlen, aber er hat es Willens gehabt, mich zu bestehlen.

Donna Giulia. Und woraus muthmaßen Sie es?

Don Prop. Ich war diesen Morgen ausgegangen, und hatte die Schlüssel auf meinem Tische liegen lassen. Er hatte mich gehen lassen, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Ohne Zweifel hat er mich also bestehlen wollen.

Donna Giulia. Um Vergebung! es kann ja seyn, daß er es auch nicht ist gewahr worden.

Don Prop. O nur allzugut! denn er ist ihrer so sehr gewahr worden, daß, als ich wieder nach Hause kam, er die Schlüssel in der Tasche hat.

Donna

Donna Giulia. Vermuthlich hat er sie aus Vorsicht weggenommen.

Don Prop. Nein, sage ich, er hat sie weggenommen, um mich zu bestehlen.

Donna Giulia. Es fehlt doch nichts?

Don Prop. Nein, nichts.

Donna Giulia. Also hat er Sie gewiß nicht bestehlen wollen.

Don Prop. Also, also, stets haben Sie das Also auf der Zunge, und wollen meine Beweisgründe mit Ihrem Also widerlegen, und mich mit Ihrem Also zum Kinde machen: Also, also: er hat mich also bestehlen wollen, und wenn ichs sage, so muß es also so seyn, mit aller Ehrfurcht Ihres Also gesprochen. (zornig)

Donna Giulia. (bey Seite) dazu gehört Geduld!

Fabrizio. (bey S.) Wenn ich ihm nur ein Also an Hals geben dürfte.

Don Prop. Verzeihen Sie, Sign. Giulia. Verzeihen Sie. Es ist nicht mein Wille Sie zu beleidigen: aber Sie kennen mein Temperament. Ich habe sonst alle Hochachtung und Ehrerbietung für Sie.

Donna Giulia. O ja, ich kenne Ihre Galanterie.

Don Prop. An wen könnten wir wohl eines Kammerdieners wegen schreiben?

Donna Giulia. Hier ist einer (sie zeigt auf den Orazio) wenn Sie den wollen, so steht er zu Ihren Diensten.

Orazio. (macht eine tiefe Verbeugung.)

Don Prop. Und wer ist er denn?

Donna Giulia. Er ist mir von dem Grafen de Trepani empfohlen worden.

Don Prop. Und zu was Ende?

Donna Giulia. Daß ich ihn wo als Kammerdiener unterbringen möchte.

Don Prop. Als Kammerdiener? Sie weiß, daß ich einen brauche, und läßt mich immer reden, und nimmt sich nicht die Mühe mir ihn gleich vorzustellen, und an statt mir den Vorzug vor jemanden anders zu geben, wirft sie sich zur Beschützerinn des Spitzbuben auf, und beehrt mich mit ihrem also? (zornig)

Donna Giulia. Sign. Properzio! (hitzig) vergessen Sie nicht, daß ich die Ehre habe, Ihre Frau zu seyn, daß ich aber auch eine Dame bin, daß ich meinen Kopf so gut wie sie habe, und nicht Willens bin, Ihre harte Begegnung beständig zu ertragen.

Don Prop. Wir wollen doch hören, ob man mit der Geschicklichkeit dieses Ihnen empfohlnen Kammerdieners zufrieden seyn kann.

Donna Giulia. Dies können Sie thun. Nehmen Sie ihn mit sich, und untersuchen Sie es?

Don Prop. Ich soll gewiß mit ihm auf den Saal gehen?

Donna Giulia. Können Sie nicht mit ihm in Ihr Zimmer gehen?

Don Prop. In meine Zimmer führe ich niemanden, den ich nicht kenne.

Donna Giulia. Ich habe aber einen Brief zu endigen, der fort soll.

Don Prop. Sie können immer schreiben: (zum Orazio) Kommt doch ein wenig näher, guter Freund!

Donna Giulia. Wollen Sie also hier bleiben?

Don Prop. Ja, wenn Sie es nicht übel nehmen.

Donna Giulia. Wenn ichs aber übel nähme?

Don Prop. So würde ich desto eher bleiben, um Ihnen zu zeigen, daß der Mann Herr ist zu bleiben, wo er will, und die Frau, mit allem Respekt gesprochen, mir nicht sagen darf, daß ich gehen soll.

Donna Giulia. (bey S.) Er macht mir den Kopf sehr warm! — Ich kann also gehen, wenn ich will.

Don Prop. Ein großes Wunder also! es steht Ihnen frey.

Donna Giulia. (steht zornig auf) Kommen Sie, Fabrizio.

Donna Giulia. Lassen Sie mir den Sekretair hier.

Donna Giulia. Sie wollen ihn für sich behalten?

Don Prop. (mit einer demüthigen Verbeugung) Wenn Sie mirs erlauben?

Donna Giulia. Gut! behalten Sie ihn. Sie sind Herr, und ich gelte hier nichts. Ich kann mir nichts von Ihnen, als leere und elende Complimente versprechen. Es gehe, so lange es gehen will. Aber ich sage Ihnen, daß wenn ich einmal zu der Entschliessung komme, ein Also zu sagen, so soll es gewiß ein Also seyn, das ihnen den Kopf zurecht rücken soll. (geht ab.)

Die Leser werden aus dieser kleinen Probe sehen, wie wahr die Farben sind, mit den der Verf. seine Charaktere schildert.

Das zweyte Stück ist Avocato Veneziano: da aber bereits in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, dessen nach der bettinellischen Ausgabe Erwähnung geschehen, so verweisen wir unsere Leser dahin.

Das folgende Stück ist Il Feudatario, und steht sowohl als das letzte in der Turiner Ausgabe. Der Innhalt ist folgender: Ein gewisser junger Marchese Florindo soll das Guth Montefosco in

Lehn

Lehn nehmen: es ist aber noch die rechtmäßige Erbin Rosaura vorhanden, die sechs Monate nach ihres Vaters Tode erst zur Welt gekommen war. Da der Vater nicht vermuthet, daß er die Wittwe schwanger hinterließ, und ziemlich unordentlich gelebt, hatte er das Guth an den Marchese Ridolfo, Vater des Marchese Florindo, veräusert, der aber auch gestorben ist. Während des letzten Minderjährigkeit, hat Pantalon, ein ehrlicher Mann, die Güter verwaltet, und die Rosaura nach ihrer Mutter Tode erzogen. Nunmehro, da die Zeit der Minderjährigkeit des Florindo vorüber ist, erscheint er mit seiner Mutter Beatrice, einer sehr würdigen Frau, das Guth in Besitz zu nehmen, und sich huldigen zu lassen. So bald Beatrice aber das Recht, das Rosaura als rechtmäßige Erbin auf Montefosco hat, erfähret, saget sie auf eine sehr großmüthige Art zum Nachtheile ihres eignen Sohnes sich von dem Besitze los: Rosaura aber aus Erkänntlichkeit und Großmuth, heyrathet den Florindo, den sie dadurch zum Besitz von Montefosco verhilft.

Das Stück ist ausnehmend lustig und fällt nicht selten, durch die eingewebten Auftritte von Bauern, die ihren neuen Herrn bewillkommen, die er aber bald sehr wider sich aufbringt, indem er ihnen bey ihren Weibern ins Gehege geht, ins Burleske: die beständige Abwechslung des Ernsthaften und Komischen, die nach der Natur gezeichneten Charaktere, die hier wegen der verschiedenen Sitten einen artigen Contrast machen, und der leb-

hafte Dialog machen das Stück ungemein unterhaltend, und wir zweifeln nicht, daß es gefallen würde, wenn man es, mit gehöriger Veränderung der verschiedenen Gebräuche und Sitten, auf deutschen Boden verpflanzte.

Den Innhalt des letzten Stücks, La Figlia obbediente, giebt der Verfasser in seinem Vorberichte folgendermaßen an. „Rosaura findet sich zwischen zwo gefährlichen Klippen, der Pflicht und der Liebe: sie liebt auf einer Seite, und aus Gehorsam soll sie es nicht thun: auf der andern haßt sie, und soll ihren Haß in Liebe verwandeln. Der Graf Ottavio, den ihr der Vater zur Heyrath bestimmt, besitzt nicht diejenigen Eigenschaften, die ihn liebenswürdig machen könnten. Der Reichthum, sein einziges Verdienst, ersetzt nicht die unanständige Art, mit der er ihr begegnet. Könnte Rosaura diese übersehen, in der Hoffnung, künftig nach ihrem eigenen Kopfe zu leben, so würde sie nicht diejenige Tugend besitzen, die sie zur Sklavinn des Gehorsams macht; und wäre sie ihrem Vater nicht gehorsam, so würde sie die Hand ihrem angebeteten Florindo reichen. Sie kann aber solches auf keine Weise thun, und ob sie sich gleich dieser verhaßten Verbindung zu entreissen sucht, so entschließt sie sich doch aus Gehorsam gegen ihren Vater dazu, ja sie schlägt so gar die Mittel aus, die ihr eine eifrige Freundinn anbietet, sich dem Joche der Unterwürfigkeit und kindlichen Ehrfurcht zu entziehen.

Dieser

Dieser Gehorsam wird aber durch die Heyrath mit dem Florindo endlich belohnt, nachdem Ottavio, ein feigherziger Narr, auf die Ausforderung und Drohungen des Florindo, sein Wort selbst wieder zurück nimmt.„

Da die Erfindung dieser Fabel, wie viele des Verfassers, ebenfalls in sich selbst nicht sehr fruchtbar an Situationen ist, so hat er als eine Episode ein paar lächerliche Personen, nehmlich eine Tänzerinn mit ihrem Vater, eingeschoben, auf die er sich viel zu Gute thut: in der That sind es diejenigen, die den größten Theil des Stücks ausmachen, und ohne welche die Zuschauer leicht hätten zum Gähnen gebracht werden können. Goldoni bleibt übrigens immer ein großer Meister, und unser Jahrhundert wird keinen aufstellen, den man ihm mit Recht an die Seite setzen kann. Muß man sich nicht wundern, wenn er von dem größten Theile seiner Landsleute, wie wir sicher wissen, so verachtet wird, daß ihm so gar viele einen faden Abbate Chiari mit seinem elenden moralischen Gewäsche vorziehen? Aber es giebt überall schale Köpfe, die das Genie nach dem Maaßstabe gewisser Regeln abmessen, und wo sie eine Abweichung davon finden, gleich den kritischen Stab brechen.



IV.

Ovids Verwandlungen ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Samuel Saft, Pred. zu Mariendorf, u. s. w. Berlin 1766.

Wie sehr würden wir uns über die Erfüllung so sehnlicher, aber oft betrogner Wünsche erfreuen, wenn wir viele Uebersetzungen griechischer und lateinischer Autoren ankündigen könnten, die wahrhafte und getreue Vorstellungen ihrer Originale wären, die den unphilologischen, aber doch nicht geschmack- und verstandlosen Liebhaber oder Beflissenen der schönen Künste, für seine Unwissenheit in der alten Litteratur, schadlos halten, und es ihm begreiflich machen könnten, wie würdig diese Werke des Genies des Alterthums der Lobsprüche sind, welche so viele Jahrhunderte hindurch, immer einer dem andern nachgesprochen hat, und welche jetzt von jedermann, als ausgemachte und eigene Erfahrungen (leider mit wie wenig Wahrheit!) nachgesprochen werden müssen. Wie stolz würden wir auf solche Uebersetzungen seyn! Denn ohne zu unserer Demüthigung an die unserm Zeitalter so saure Kunst des Uebersetzens zu denken; wie allgemein nothwendig ist der Gebrauch dieser alten Autoren, die nicht weniger in den schönen Künsten

über-

überhaupt, als in den gelehrten Sprachen, klassisch sind.

Ovids Verwandlungen ins Deutsche übersetzt, werden von mancherley Lesern, aus verschiedenen Absichten gesucht werden. Wir werden ihnen dienen, wenn wir es ausmachen können, welcher Art Liebhabern, und zu welchem Gebrauche wir sie anpreisen können.

Für den Künstler, dem zur Erfindung und zum Ausdruck in seinen Gemälden und Statuen die Mythologie bekannt seyn muß, ist der fleißige Ovid das nächste und leichteste Handbuch. Seine Erzählungen sind nicht nur Materialien zur historischen Wissenschaft der Fabel; sein Witz, seine Erfindung, sein Ausdruck leiten selbst den Witz, die Erfindung und den Ausdruck des Künstlers, so sehr als es ein Dichter thun kann. Man setze zum Werthe der ovidischen Erzählung noch dieses hinzu, daß sie, nebst der glücklichsten Nachahmung, auch zugleich der vollständigste Auszug der griechischen mythologischen Poesie ist. Mit welchem Vergnügen wollten wir den studierenden Künstlern diese Uebersetzung empfehlen, wenn wir überzeugt genug wären, daß ihnen mit der Arbeit des Hrn. Saft hinlänglich gedient wäre. Anfängern in der Latinität nützen wohl deutsche Uebersetzungen nicht; es müßten denn solche seyn, die ihnen als Muster in der deutschen Einkleidung ihres Autors, den sie schon genug verstehen, dienen könnten. Für die deutschen Leser, welche zu ihrer Unterhaltung lateinische Poesie suchen, fragen wir bey der Uebersetzung nicht

nicht weniger nach eben den Verdiensten, als für die Künstler. In Absicht auf diese, ist es also vornehmlich, daß wir unsere Nachricht abfassen. Der H. S. hat auch besonders zu ihrem Dienste, seine Uebersetzung unternommen. (Vorrede S. 25.)

In der Vorrede hat der H. S. seinen ungelehrten Lesern von der Beschaffenheit der Mythologie einige Begriffe geben wollen. Er trägt ihnen einen Discurs über die begreifliche Entstehungsart der Fabel vor. Die wahrhaften Begebenheiten, oder die Geschichte, die Betrachtung der Natur, und der Witz der Dichter, sind ihm die Quellen der Mythologie. Wider die Möglichkeit der Sache wollen wir nichts einwenden; es läßt sich ganz wohl lesen. Es ist das, was man überhaupt von dem Sinne der heydnischen Fabellehre zu sagen und zu hören gewohnt ist. Aber hätte nicht H. S. der „seinen Lesern von der allgemeinen Beschaffenheit „der Mythologie, und der Götterfabeln überhaupt, „so wohl als den Fabeln unsers Dichters insonder„heit, einige Kenntniß und Vorschmack geben „wollte„ sie von den wirklichen Qellen der lateinischen Mythologie unterrichten sollen. Ovid schrieb seine Erzählungen nicht aus eigner Erfindung, er hatte die alten griechischen, und ihre Vorgänger die ägyptischen und phönicischen Theologen (Cicero de N. D. III. 21.) und Dichter vor sich, an welche er sich, so wie der Geschichtschreiber an seine historischen Quellen, halten mußte. Die Ueberlieferung ist in der Mythologie eine Hauptsache;

von

von der hätten die ungelehrten Leser der Verwandlungen etwas wissen sollen. Aber zur Sache —

Wir fürchten uns ein wenig gegen die Arbeit des H. S. undankbar zu seyn, wenn wir über die Mängel seiner Uebersetzung gar zu empfindlich wären; doch haben wir sie nicht unangezeigt lassen können. Sollte nicht die Uebersetzung billig ihrem Original würdig seyn? und ist es nicht eine Ungerechtigkeit gegen den Dichter, wenn der deutsche Leser über die Fehler der Uebersetzung, gegen das Original Ekel und Gleichgültigkeit empfindet? Haben wir zu strenge geurtheilet, so bedauren wir, daß die Seltenheit vollkommner, oder auch nur guter Uebersetzungen der alten Autoren, uns mehr Nachsicht hätte empfehlen sollen. Doch, was nöthigt die Leser mit einer mäßigen Uebersetzung zufrieden zu seyn, und dazu mit einer Uebersetzung des Ovids; sie sollte sich wenigstens billig, über eine Schulübung merklich erheben?

Die Uebersetzung haben wir mit dem lateinischen Text verglichen; aber auch ohne Vergleichung, wird der Leser bey manchen Stellen anstoßen, die ihn auf die Richtigkeit der Uebersetzung (und dieß dingen wir uns bey jedem deutschen Leser, der den lateinischen Ovid nicht liest, ausdrücklich aus) mißtrauisch machen müssen. Wie nöthig diese Vorerinnerung zur Empfehlung dieser Uebersetzung ist, mögen folgende Stellen zeigen. Sie sind nichts weniger als gesucht, oder mühsam aufgetrieben; wir wollen auch unsere Leser mit keinem vollständigen

Fehlerverzeichnisse ermüden. Bloß z. E. S. 5. „Das um sie herumfließende Wasser, nahm den untersten Platz ein, und setzte dem dichten Erdkreiß die letzten Schranken„

circumfluus humor
Vltima possedit, solidumque coercuit orbem.

Vltima heißt nach dem gemeinen lateinischen Sprachgebrauche die äußersten Gränzen. So verhält sich auch die Sache nach der poetischen Kosmographie; aber auch der Widerspruch zwischen herumfließende Wasser, und den untersten Platz hätte den Uebersetzer warnen können.

S. 7. Astra tenent coeleste solum, formaeque Deorum

„so erwählten die Gestirne, und Bilder der Götter am hohen Himmelsgewölbe ihren Sitz;„ formae Deorum, sind die epikurischen Götter in den unendlichen Räumen außerhalb unsers Erdkreißes (εἴδωλα Lucret. V. 147.). Wie soll der Leser dieß errathen?

S. 9. „Selbst die freye und weder von der Hacke zerrissene noch von der Pflugschar verwundete Erde, brachte alles von selbst hervor.„ Immunis terra, setzt der Dichter für illaesa, das Vocabularium giebt es: frey.

S. 10. „Und keinem unerneuerten Acker mangelte es an schwangern Aehren„

Nec renouatus ager gravidis canebat aristis.

Warum

Warum mußte der Ueb. carebat für canebat lesen? — fast sollte man vermuthen, daß er die Construktion nicht verstand? Etiam ager non renovatus etc. das hieße wohl: Auch das Feld, welches niemand im Frühlinge bearbeitet hatte, war von vollen Aehren weiß.

S. 13. „Der vorsichtige Feldmesser theilte mit weiten Gränzen die Erde„ kaum wird jemand dieß verstehen, am wenigsten wird man das Lateinische

Cautus humum longo signauit limite mensor

dabey denken. Longus limes ist die Furche, durch welche bey den Alten die Felder, und Grundplätze der Städte, Festungen und Läger abgestochen wurden: das heißt signauit humum.

Die Menge nöthigt uns viele undeutsche, undeutliche, falsch verstandene Ausdrücke zu übersehen, und weite Sprünge zu machen; wir lesen nur hin und wieder nach dem Uebersetzer auf:

P. I. v. 125.

Obsidis unius iugulum mucrone resoluit
Atque ita semineces partim feruentibus artus
Mollit aquis, partim subiecto torruit igne.

Es ist wahr, die Kritik wird diese Umschreibung, feruentibus mollit aquis, auch bey dem Ovid etwas unnütz finden; aber in solchen (sonst, und überhaupt poetisch vortrefflichen) Umschreibungen und Figuren, und in der Leichtigkeit im Gebrauche derselben, besteht der Charakter der ovidischen Erzählung.

zählung. Dies gilt aber nur im Lateinischen; im Deutschen wird wohl niemand dies dulden: „er löset ihm mit einem Schwerdte die Gurgel ab, und erweichet die halbtodten Glieder, theils im siedenden Wasser, theils bratet er sie auf untergelegtem Feuer„ — S. 22. „Es fiel ihm ein, daß im Buche des Schicksals geschrieben stehe:„ Wo hat der kurz vorher so sklavische Uebersetzer diese Freyheit hergenommen? es ist beym Ovid kein geschriebenes Buch des Schicksals: Esse in fatis reminiscitur. — S. 23. Warum heißt Neptun, Jupiters blaubekleideter Bruder? Ovid sagt coeruleus frater. Keiner der alten Dichter haben den Seegöttern blaue oder grüne Kleider gegeben. Sie selbst, ihre Haare, die Theile ihres Körpers, haben diese Farben. — S. 24. Hätte der H. Ueb. nicht wissen sollen, was für mannigfaltige Metaphern die Redensarten: habenam immittere, effundere u. s. w. geben? Mußte fluminibus vestris totas immittite habenas, übersetzt werden: „lasset euren Strömen den ganzen Zügel schiessen.„ — S. 48. ist

Hoc mihi concilium tecum dixisse manebit,

übersetzt: „Diese Vergnügung mit dir, soll ewig dauren.„ Ganz falsch! Das Rathen hat hier schlecht geglückt. Concilium heißt Vereinigung, und manere übrig bleiben. Jene konnte die Syrinx, als Nymphe nicht erlangen. Itzt wird sie als ein Rohr die Seinige. Er sagt: (Dum ibi suspirat, et moti in arundine venti —

Esse-

Effecere sonum tenuem, similemque querenti.) So bleibt doch noch diese Vereinigung unter uns, oder; so bleibt doch noch dies Mittel deiner zu geniessen übrig. — S. 49.

falcato nutantem vulnerat ense

„Er verwundet ihn u. s. w. in der Uebersetzung muß die uns ganz fremde poetische Figur durchaus gemildert werden. Noch seltsamer ist das sed immedicabile vulnus — Ense recidendum, ne pars sincera trahatur: gegeben: (S. 17.) „eine unheilbare Wunde muß man mit dem Schwerdte abhauen„ — S. 50. „Du Nil aber warst zuletzt das Ende ihrer unermeßlichen Beschwerden„

Vltimus restabas immenso Nile labori,

labor ist hier die Reise, Flucht und restabas ist obstabas. Ovid sagt: Du Nil! hieltest ihre (der Jo) unendlich weite Flucht auf: (nämlich indem er ihr den Weg weiter zu kommen abschnitt — S. 55. Ambiguum Protea, „den zweifelhaften Proteus.„ Soll der deutsche Leser von selbst darauf fallen, wandelbaren, für den ganz sinnlosen zweifelhaften zu lesen? — —

In die vielfachen Bedeutungen, und im Deutschen nothwendigen Umschreibungen des Wortes auctor, hat sich der Ueb. nicht finden können, — liceat periturae viribus ignis — Igne perire tuo, clademque auctore leuare. „Warum lässest du mich nicht lieber durch dein Feuer umkommen, und erleichterst mein Unglück durch sei-

neu

nen Urheber,, und S. 620. in der Rede des Ulysses wider Ajax. Ille (Agamemnon) potest auctore suam defendere causam. „Er kann auch seine Entschließung mit einem großen Urheber vertheidigen„ — Die (S. 70.) in Reimen abgefaßte Grabschrift Phäetons, wollen wir uns gefallen lassen. — S. 79. — quae (Calliste) restitit Arcade viso — Et cognoscenti similis fuit — „Die ließ sich merken, daß sie ihn kenne„ cognoscenti similis fuit schildert die ganze Stellung der Bärinn; aber wie läßt eine Bärinn sich etwas merken? — Ebd. Arcuit Omnipotens pariterque ipsos nefasque sustulit. — „Er schafft sie und alle Möglichkeit künftiger Beleidigungen bey Seite„ Hier war keine Möglichkeit künftiger Beleidigungen, sondern ein gegenwärtiges Verbrechen; der Sohn wollte die Mutter erschießen. Jupiter hinderte es; er nahm sie und mit ihnen das Verbrechen weg. —

Nur noch einige Anmerkungen aus dem letzten Theile unserer Uebersetzung.

S. 556. Qualia succinctis ubi trux insibilat Eurus
Murmura pinetis fiunt.

Warum hat der Ueb. das Beywort succinctis, ausgelassen. Es heißt so viel als armatis. Statt der Blätter haben die Fichten mucrones; daher succincta pineta. — S. 569. „Als er aber (es ist der Zweykampf Achills mit dem Cygnus) bemerkte,

bemerkte, daß sein Schild und Helm nicht undurchdringlich waren." Die Freyheit die der H. Ueb. sich hier nimmt, können wir ihm nicht erlauben: parmam gladio, galeamque cauari — Cernit: heißt: er bemerkt, daß auf dem Schilde und Helme von seinem Schwerdte Beulen eingeschlagen wurden; und so muß es wegen der folgenden Opposition heißen; et in duro laedi quoque corpore ferrum. — Ebd. Vincla trahit galeae, quae presso subdita mento — Elidunt fauces, et respiramen iterque — Eripiunt animae. „Darauf zieht er mit Gewalt an den Banden des Helms, welche unter dem Kinn liegen, dergestalt, daß er ihm dadurch den Hals zuschnüret, und der Seele das Athemholen, sowohl als den Weg zur Entweichung abschneidet." Ganz falsch: quae presso s. m. gehört zu elidunt fauces, es ist keine überflüßige Beschreibung von vincla galeae. Achilles zieht die Riemen des Helms an, welche sich unter das Kinn feste anpressen, den Hals zuschnüren, und (wie nun? — läßt Ovid die Seele Athem holen? und was wird Achill mit der armen Seele, die ihm nicht entwischen kann, anfangen? — von dem allem hat Ovid kein Wort) ihm die Luft benehmen. Respiramen und iter animae sind Synonymen. In solchen lateinisch poetischen Tavtologien muß die Freyheit der Uebersetzung gelten; sie ist keine Untreue — S. 571. foemina natus erat. „von Geburt ein Frauenzimmer war" — S. 575. felicem diximus illa — Conjuge Pirithoum; quod

quod pene fefellimus omen. „Wir preisen also den P. glücklich wegen einer so reizenden Gemahlinn, und unsre Muthmaßungen betrügen uns beynahe„ Omen ist nicht Muthmaßung, sondern bona verba dicere, fauere linguis, und hier, das was gleich vorhergeht: Festaque confusa resonabat regia turba — Ecce canunt Hymenaeum, et ignibus altaria fumant. (Dieß giebt unser Ueb. „die feyerliche Residenz des Königs erschallete vom Freudengeschrey und Getümmel des Volkes. Die Hochzeitlieder ließen sich hören, und in den Vorhöfen stieg der Dampf des Weyhrauchs gen Himmel„) Omen fallere, heißt: Unwahrheit prophezeyen, und pene, wie penitus und penissime nicht beynahe, sondern gänzlich. — S. 576. „verfolgt das Gesicht des Retters mit seinen verwegenen Händen„ vindicis ora proteruis insequitur manibus. — Ebd. signis exstantibus asper — Antiquus crater. „ein alter Becher von erhabner Arbeit, und der von außen ziemlich rauh und scharf war.„ Schlechte Künstler! wird der deutsche Leser denken, die von Poliren nichts wußten; nein, schlechter Uebersetzer, der es nicht gemerkt hat, wie gewöhnlich dieser Ausdruck asper signis, asper signis exstantibus, asper caelo, beym Ovid das haut oder bas relief ist. Nicht zu gedenken, wie andre Dichter ihn brauchen. z. E. Horat. Od. I. 5. v. 6. aspera aequora ventis. — S. 583. semiferi (von den Centauren) „halbwilde„ nein! halb Thier. — — S. 627. immunemque aequoris

quoris Arcton. „den vom Meere befreyeten Bär.„ —

Unsere Leser werden mit uns des Commentirens überdrüßig seyn. Wir wollen, zu unserer Erholung und vielleicht zur Rechtfertigung unsers Dichters, denen die ihn nur übersetzt lesen können, eine Probe der ovidischen Poesie deutsch geben. Es mag die Klage der Hekuba (oder vielmehr Ovids eigene Trauerrede) über den Leichnam der hingerichteten Polyrene seyn. l. 13. v. 488.

„Hekuba vergießt in den Umarmungen des Leichnams, den jetzt die große Seele verlassen hatte, bittre Thränen. Die Thränen, welche sie so oft über ihr Land, ihre Kinder und ihren Mann geweint hat, weint sie jetzt über ihre Tochter, und badet mit denselben die Wunde. Küssend ruht sie über dem erblaßten Gesichte; bald schlägt sie an ihre an diese Schläge schon gewöhnte Brust, bald trocknet sie mit ihren grauen Haaren, das geronnene Blut auf. Wer kann alle die Klagen erzählen, die ihr durchgrabenes Herze ausstieß. Da liegst nun auch du, meine Tochter! (so sprach sie) noch du mußtest die Schmerzen deiner Mutter, (denn was kann mir jetzt weiter bevorstehen) vollenden. So sehe ich denn auch deine Wunde — meine Wunde. O! damit alle die Meinigen, die ich verlohren habe, durchaus lauter Ermordete seyn möchten, so hast auch du deine Mordwunde. Ich glaubte dich, als Frauenzimmer, vor dem Schwerdte sicher — Aber auch als Frauenzimmer, bist du durchs Schwerdt

umgekommen. Er, das Verderben von Troja, der Mörder meiner Kinder, Achilles, der dir so viel deiner Brüder, ach! — der hat auch dich hingerichtet. Als er durch die Pfeile des Paris und des Phöbus gefallen war, da sprach ich: Endlich einmal dürfen wir den Achilles nicht mehr fürchten; und noch hätte ich vor ihm zittern sollen. Selbst in der Gruft wütet noch seine Asche wider dieß arme Geschlecht; noch fühlen wir ihn, als Feind, im Grabe noch — Für den Aeaciden also, bin ich eine so fruchtbare Mutter gewesen! — Das große Ilium ist gefallen; die allgemeine Verstörung ist durch diesen großen Fall vollendet; (wäre sie doch gewiß vollendet!) für mich einzige ist Pergamus noch übrig; mein Jammer geht noch immer fort. Ich, vormals eine so mächtige Königinn, Gattinn, und Mutter eines so großen Geschlechts, so vieler Söhne und Töchter, ich — werde dahin geschleppt, ferne von meinem Lande, verlassen von allen, weggerissen von den theuren Gräbern der Meinigen — ich ein Geschenk für Penelope! Die wird mich, wenn ich über meiner zugetheilten Arbeit sitze, den ithaischen Weibern zeigen: Das ist (wird sie sprechen) Hektors berühmte Mutter, das ist Priamus Gemahlinn — Du, welche von so viel verlohrnen Kindern, mir allein übrig, die Schmerzen deiner Mutter linderteſt, du mußtest über dem Grabe des Feindes ein Schlachtopfer werden! ich habe unserm Feinde ein Todtenopfer gebohren! Wozu bin ich so eisern noch da? worauf warte ich? verwünschtes Alter! wozu sparest du mich noch auf? Grausame

Götter!

Götter! wozu sparet ihr dies zähe Alter noch auf? gewiß, daß ich noch mehr Leichen sehen soll? — Wer hätte es gedacht, daß man den Priamus nach der Zerstörung Trojens glücklich preisen könnte? Glücklich ist er, weil er starb und dich, meine Tochter, nicht ermordet sieht. Er verlohr erst mit seinem Leben sein Reich — — Aber man wird dich doch vielleicht, dich eines Königs Tochter, mit einem Leichenbegängnisse beehren; und deine Leiche in den Gräbern deiner Väter aufbewahren! Nein, so glücklich ist unser Haus nicht. Für Opfer nimm die Thränen deiner Mutter, und eine Handvoll fremden Sandes an.„ — —

Jetzt wollen wir die Uebersetzung des Hrn. S. hersetzen, bey der wir uns aller Anmerkungen enthalten.

(S. 643.) „Diese unglückliche Fürstinn umarmet den Leib ihrer Tochter, nachdem ihre großmüthige Seele denselben verlassen hatte. Eben die Thränen, die sie schon so oft ihren Kindern, ihrem Gemahl und dem Vaterlande geweihet hat, opfert sie auch dieser, und läßt sie in ihre Wunden rinnen. Sie küsset zum öftern ihren Mund als eine betrübte Mutter, und schlägt mit Wehklagen an die Brust, die leider! solcher Schläge mehr als zu gewohnt ist. Endlich aber, nachdem sie ihr graues Haupthaar mit dem Blute ihrer Tochter ganz besudelt, und tausend Thränen vergossen hat, so läßt sie, unter vielen andern, auch folgende Klagen hören: So bist du denn nun endlich auch da....., spricht sie, geliebte

Tochter! und verursachst durch deinen Tod deiner unglückseligen Mutter die letzten Schmerzen; indem nichts mehr vorhanden ist, welches dieselbigen noch vervielfältigen könnte! So muß ich denn auch dich erblaßt vor mir liegen sehen, und in deinen Wunden die meinigen fühlen? Auch du hast nicht können ohne Wunden sterben, und hast durchs Schwerdt umkommen müssen; damit ich ja keinen der Meinigen anders als durch Mord und Blutvergießen verlieren möchte; ohngeachtet ich glaubte, daß du als Frauenzimmer vor dem Schwerdte sicher seyn würdest! Derselbe Achilles, der Zerstörer von Troja, und Räuber meiner Kinder, welcher so viele deiner Brüder ermordet hat, hat endlich noch dich müssen ermorden, da ich es am wenigsten vermuthete. Ach! dieser schreckliche Feind (wer hätte es denken sollen? da er von den Pfeilen des Paris und des Phöbus zu Boden gestreckt ward; da ich am sichersten zu seyn glaubte, und sprach: Nun ist Achilles wenigstens nicht mehr zu fürchten) war damals am meisten zu fürchten. Noch jetzt, da er schon Asche und Staub ist, wütet er wider mein Geschlecht. Noch im Grabe müssen wir ihn als einen unerbittlichen Feind empfinden, und ich bin nur darum eine fruchtbare Mutter gewesen, damit ich den Aeaciden Schlachtopfer zur Welt brächte. Das große Ilium ist gefallen, und das allgemeine Unglück hat sich durch ein hartes Schicksal geendiget. Nur für mich ist Troja, mit allem seinen Unglück noch vorhanden, und meine Schmerzen haben noch ihren völligen Lauf. Ich Unglückselige, die vor kurzem

noch

noch eine mächtige Königinn, eine fruchtbare Mutter eines ansehnlichen Geschlechts, reich an Söhnen, Töchtern, Schwiegertöchtern, und eine königliche Familie war, muß mich jetzt als eine Verbannete, armselig, und von den Gräbern der Meinigen getrennet, dahin schleppen lassen, damit ich eine Sklavinn der Penelope sey, und sie mich, wenn ich an dem Rocken sitze und spinne, den Damen von Ithaca zeige, und spreche: Dies ist die berühmte Mutter des Hektors! dies ist die Gemahlinn des Priamus! Und endlich hast auch du, geliebte Tochter! die mich nach so vielem Verluste, jetzt bey meiner mütterlichen Betrübniß allein noch hätte trösten können, einem im Grabe liegendem Feinde zum Versöhnopfer dienen müssen, und ich habe an dir einem Feinde ein Todtenopfer zur Welt gebracht. Ach wozu muß ich Eisenharte denn euch alle noch überleben? oder worauf warte ich noch in dieser Welt? Wozu hat mein beweinenswürdiges Alter mich aufgehoben, und wozu verschonet, ihr grausamen Götter! das zähe Leben einer alten Frau? Ist es etwa dazu, damit ich noch neue Leichen sehe? Wer sollte es glauben, daß man den Priamus noch werde glücklich preisen können, nach der Zerstörung von Troja? und unterdessen ist er durch seinen Tod mehr als zu glücklich. Denn er siehet nicht, wie ich, geliebte Tochter! deinen Untergang, und beschließt sein Leben zugleich mit seiner Regierung. Von dir glaubte ich wenigstens, man würde dich als eines Königs Tochter, königlich zur Erde bestatten, und deinen Leichnam in den Begräbnissen deiner Vorfah-

ren beysetzen. Aber nein, ich irre mich, ein solches Glück, ist dir und meinem Hause zu groß, und du wirst von deiner Mutter nichts weiter als Thränen, und eine Handvoll Sandes zu gewarten haben." —

Es sollte doch wohl jedem Uebersetzer ein längst ausgemachtes Gesetz seyn, das Edle und Rührende des Tons in seinem Original, in seiner Sprache zu zeigen und fühlbar zu machen? Aber was setzt dieß voraus? Unstreitig Bekanntschaft mit der Sprache seines Autors, und der alten Litteratur? zum wenigsten und durchaus die Bemühung, sich von dem rechten Wortverstande des Textes belehren zu lassen. Soll man es dem Uebers. verzeihen, der nach so fleissigen und vollständigen Erklärungen des **Heinsius, Burmann, Farnabius**, sich hin und wieder so sehr unwissend in der Latinität, die sie lehren, zeigt? — doch genug von der Uebersetzung; noch ein Wort von den Anmerkungen.

Der Hr. S. hat die allegorischen Erklärungen der Fabeln, die man zu machen gewohnt ist, kurz zusammengezogen; er hat Ovids verkürzte Erzählungen ergänzt, und seinen Lesern vollständig geliefert. Denen, welche zur Befriedigung ihrer Wißbegierde die Mythologie lesen, wird hiermit ganz wohl gedient seyn. Auch die Schüler der Maler- und Bildhauerkünste finden hier einen guten Anfang zur historischen Kenntniß der Mythologie. So ist z. E. die Geschichte der trojanischen Helden recht gut gesammlet.

In

In den allegorischen Erklärungen scheint uns der H. S. (vielleicht nach Banier) dem freyen Witz, Wahrscheinlichkeiten zu dichten, zu viel einzuräumen. Er ist auch zuweilen gar zu sorgfältig, seinen Lesern das Wunderbare und Außerordentliche begreiflich zu machen, und in lauter alltägliche und moderne Sachen zu verwandeln. Er hat in seinen Anmerkungen Marquisinnen, Herzoginnen, Fräuleins, Hofcavaliers. Orpheus ist auf dem Schiffe Argus, Capellmeister u. s. w. Tages der erste hetrurische Wahrsager (im 15. B.) „mag aus einem schlechten Bauerknaben ein berühmter Mann geworden seyn, wie aus einem Peretti ein Sixtus 5.„ Die (S. 635.) über den Troß des Ajax, wider die Erinnerung seines Vaters den Beystand der Götter zu suchen, angebrachte Belesenheit (etwa aus den Gesprächen im Reiche der Todten) von dem deutschen Fürsten „der bey der Belagerung von St. sprach: Großer Gott, stehe mir nur dies mal bey. Ich komme ja nur so selten zu dir,„ —— würden wir dem Hrn. S. geschenkt haben. Die Erklärung der möglichen Wahrscheinlichkeit in den poetischen Fabeln, ist, wenn es nicht darauf ankommt, die allerersten Spuren der Geschichte zu suchen, und wenn sie nur bloße Uebung des Witzes im Errathen ist, nicht die Hauptsache in der Mythologie. Nützlicher und nothwendiger wäre der Dienst des Herausgebers der Verwandlungen, für angehende Künstler gewesen, wenn er ihnen zur Bekanntschaft mit der mythologischen Bilderkunst des Alterthums einige Anleitung gegeben

ben hätte. Schon sehr frühe ahmten die Künstler in Statuen, Marmorn, Gemmen und Münzen bisweilen die Erzählungen und Beschreibungen der Dichter nach; und seitdem haben diese Werke der Kunst den Dichtern zu ihren Erfindungen gedienet. Beyde Künste haben einander gegenseitig geholfen. Des Philostratus Imagines erinnern uns daran, wie gewöhnlich es bey den Auslegern der alten Autoren war, aus den aufbehaltenen Mustern der Bildhauerkunst und Mahlerey, die Dichter zu erklären, und hinwiederum aus den Dichtern über diese Künste Kritiken zu machen. Zu unsern Zeiten haben es die guten Herausgeber der Autoren eben so wenig vergessen; und wie viel liegt dem Künstler, der aus der Mythologie arbeiten soll, an der Wissenschaft der alten Allegorie, und der Kenntniß des wahren Schönen und des guten Geschmacks in den Erfindungen und Figuren, aus den Statuen, Marmorn und Gemmen? Und, jeder andre Studierende, wird ohne sie seine Autoren nur halb verstehen. Doch wozu sollen wir von einer Sache so viel sagen, die seit so langer Zeit so allgemein zugestanden und bekannt ist, und die fast ein Lieblingsstudium unsers Jahrhunderts ist? Bloß dieß wollten wir (wie wohl jetzt zu spät) dem H. S. zumuthen, daß er zu seinen Anmerkungen, nur in dem Montfauconschen Werke, die dahin gehörenden Antiquen gesucht hätte; er würde sich mit ihnen allenfalls haben behelfen können.

V.

V.

Grundsätze der Critik, in drey Theilen, von Heinrich Home. Aus dem Englischen übersetzt. Dritter Theil. Leipzig in der Dyckischen Handlung, 1766. (489. S.)

Wir haben, bey unserer Anzeige der vorigen Theile dieses vortrefflichen Buchs in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, genug zu seinem Lobe gesagt, als daß wir bey Ankündigung des dritten Theils uns lange dabey aufzuhalten nöthig haben. Wenn dieser vielleicht manchen nicht so unterhaltend, als die ersten scheinen, so muß man bedenken, daß zum Theil die Materien z. E. von Figuren, weniger wichtig sind. Man trifft inzwischen auch in ihnen immer ein gleiche Gründlichkeit an. Diese Grundsätze sind aus der lautersten Quelle, nehmlich aus der Natur des Menschen hergeleitet, und man kann sicher behaupten, daß vor ihm wenige so tief geschöpfet haben. Ein Glück für uns, daß die Uebersetzung einem Manne in die Hände gefallen ist, der alle die Eigenschaften besitzt, die wir von dem Uebersetzer eines solchen Buchs wünschen konnten: Sprachen, Philosophie, Gelehrsamkeit, feine Empfindung und ein richtiger Geschmack. Wie angenehm muß es uns seyn, daß uns eben dieser Uebersetzer auch die Grund-

sätze der Moral von eben dem englischen Verfasser verspricht, ein Buch, das mit dem vorhergehenden in einer nicht geringen Verhältniß steht, und in seiner Art eben so vortrefflich ist. Wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, sondern sogleich den Innhalt des gegenwärtigen Theils anzeigen.

Der Verf. kömmt im 19ten Kapitel auf die Vergleichungen. Diese werden entweder für den Verstand, oder für das Herz gebraucht: für jenen ist ihr Endzweck, zu unterrichten, für diesen, zu ergötzen. Im leztern Falle können sie verschiedene Arten von Vergnügen durch verschiedne Mittel wirken. Erstlich, wenn sie zwey Dinge in einer ungewöhnlichen Aehnlichkeit, oder in einem ungewöhnlichen Contrast zeigen: zweytens, wenn sie einen Gegenstand in sein stärkstes Licht stellen: drittens, wenn sie einen Gegenstand mit andern vergleichen, die angenehm sind; viertens, wenn sie den Gegenstand erheben: und fünftens, wenn sie ihn erniedrigen. Der Verfasser erläutert dieses durch die ausgesuchtesten Beyspiele; vorher aber schickt er folgende allgemeine Anmerkungen voran. Der Gegenstand eines Sinnes kann nicht mit dem Gegenstande eines andern verglichen werden. — Der beste Vorrath von Vergleichungen, liegt in den Gegenständen des Gesichts, weil die Ideen von sichtbaren Gegenständen lebhafter, als von den Gegenständen eines andern Sinnes sind — Wenn ein Volk einmal auf die schönen Künste aufmerksam wird, mithin auch die Schönheiten der Sprache entdeckt, so werden die Gleichnisse durch die Wirkung der Neuheit über alle Schranken getrieben:

trieben: deswegen findet man in den ältesten Poesien einer jeden Nation Metaphern und Gleichnisse, die auf die schwächsten und entferntesten Aehnlichkeiten sich gründen — so bald mit der Neuheit die Anmuth verschwunden, so fallen sie in Verachtung, und der feinere Geschmack läßt nur Gleichnisse von der stärksten Art zu. — Dinge von derselben Art zu einem Gleichnisse zu brauchen, oder Dinge von verschiednen Arten in Contrast zu setzen, thut keine gute Wirkung, eben so wenig, als abstrakte Worte nie der Gegenstand einer Vergleichung seyn können, wenn sie nicht personificiret werden. — Um einen vollständigen Begriff von Vergleichungen zu haben, muß man die gemeinen und gewöhnlichen, wo z. E. ein Tapferer mit einem Löwen verglichen wird, von denen unterscheiden, die feiner und entfernter sind, wo zwey Dinge, die nichts ähnliches oder entgegengesetztes in sich selbst haben, in Ansehung ihrer Wirkungen mit einander verglichen werden. —

Der Verf. zeigt nun die Mittel in besondern Fällen an, durch welche die Vergleichung ergötzen kann: er führt also 1) Beyspiele an, wo die Vergleichung durch die Vorstellung irgend einer unbekannten Aehnlichkeit oder eines unbekannten Contrastes angenehm wird. 2) Beyspiele von Vergleichungen, die einen Gegenstand in ein helleres Licht stellen — Milton hat ein eignes Talent, den Hauptgegenstand zu verschönern, indem er ihn mit angenehmen Gegenständen verbindet, welches ein drittes Mittel der Vergleichung ist; —

Die

Die Vergleichungen, welche vergrößern oder erheben, wirken stärker auf uns, als alle die andern. — Aus dem bekannten des Lukan: die Götter schützten die Sieger, aber Cato die besiegten, zeigt der Verf. daß der Contrast eben so wohl, als die Aehnlichkeit, das Große und Erhabene in einer Vergleichung hervorbringen könne. — Die Vergleichungen der letzten Art sind diejenigen, die einen verhaßten oder unangenehmen Gegenstand verkleinern oder erniedrigern.

Ein schwerer Punkt bey dieser Materie ist, Regeln zu geben, welche bestimmen können, wenn eine Vergleichung schicklich, oder unschicklich ist, unter welchen Umständen sie darf vorgebracht, und unter welchen sie muß weggelassen werden: dieß unternimmt nunmehro der Verf., indem er zeigt, daß wenn irgend eine belebende Leidenschaft, sie mag ergötzend oder verdrüßlich seyn, der Einbildungskraft einmal den Schwung gegeben, wir in diesem Zustande zu jeder Art von figürlichem Ausdruck, und besonders zu Vergleichungen, wunderbar aufgelegt sind. Im Kaltsinne und in der Gelassenheit, ingleichen, wenn einen Menschen Sorgen beschweren, oder wenn er von einem wichtigen Unternehmen voll ist, ist er selten dazu geneigt. — Es werden Beyspiele von schicklichen und unschicklichen Gleichnissen angeführet. — Eingewurzelte Betrübniß, tiefer Kummer, Schrecken, Gewissensangst, Verzweiflung, alle die traurig entseelenden Leidenschaften, sind, vielleicht nicht aller figürlichen Sprache überhaupt, aber ohne Zweifel der Feyerlichkeit und dem Gepränge

pränge der Vergleichung gänzlich zuwider. — Aber auch wenn eine Vergleichung am rechten Orte angebracht wird, ist sie deswegen nicht immer ohne Fehler. So ist nichts fehlerhafter, als 1) wenn man eine zu schwache Vergleichung anstellt. Eine entfernte Aehnlichkeit oder ein weit von einander stehender Contrast, ermüdet die Seele durch seine Dunkelheit, statt sie zu ergötzen. 2) Wo das Subjekt erhaben ist, muß der Scribent nie ein Gleichniß auf ein niedriges Bild bauen, welches allemal unausbleiblich das Hauptsubjekt erniedriget: der entgegengesetzte Fehler ist, wenn man einen erhabenen und großen Gegenstand zum Gleichnisse wählt, daß er gar keine Verhältnisse mit dem Hauptgegenstande hat. 3) Wird sich ein delikater Scribent hüten, seine Gleichnisse von Bildern zu ziehen, die ekelhaft, häßlich, oder merklich unangenehm sind. 4) Die fehlerhafteste Vergleichung ist, die blos auf die Worte nicht auf den Gedanken sich gründet. Solcher unächter Witz ist vortrefflich in Burlesken, aber unter der Würde eines ernsthaften Gedichts: Dieß führt den Verf. auf die Beobachtung, daß es eine Gattung von Gleichnissen giebt, deren Endzweck ist, Lustigkeit zu erregen.

Es folgt das 20ste Kapitel von Figuren. Der Verfasser schränket sich blos auf die Figuren ein, die die wichtigsten sind, und von seinen erklärten Grundsätzen abhängen. Er macht den Anfang mit der Prosopopöie, oder der Personification. Unbelebte Dinge in empfindende Wesen zu verwandeln, ist

ist eine so kühne Figur, daß sie unter sehr eignen Umständen, wie man sich vorstellen sollte, vorgebracht werden müßte, wenn sie den Leser verblenden soll. Gleichwohl bedient man sich in der Sprache der Poesie einer Menge von Ausdrücken, die man auch ohne Vorbereitung gebraucht: z. E. durstiger Boden, hungriger Kirchhof, wütender Pfeil. Er untersucht also, welche Wirkung sie haben, wenn diese Eigenschaften empfindender Wesen unbelebten Dingen beygelegt werden. — Die Seele ist dazu geneigt, wenn diese gewaltsame Handlung zu Befriedigung einer Leidenschaft nöthig ist. — Klagende Leidenschaften sind äuserst nach Luft begierig: und ein Selbstgespräch erfüllt gemeiniglich dies Verlangen. Aber wenn eine solche Leidenschaft zur äußersten Stärke gelangt, so ist sie durch nichts, als durch die Sympathie anderer zu befriedigen, und kann sie diesen Trost sich nicht auf eine natürliche Weise verschaffen, so wird sie selbst unbelebte Dinge in sympathisirende Wesen verwandeln. In den dunkelsten Zeiten und entferntesten Ländern finden sich solche Personificationen; ein sichrer Beweis, daß diese Figur natürlich ist: Sie ist bisweilen so vollständig, daß sie eine wirkliche Ueberzeugung, obgleich nur auf einen Augenblick, von einem Leben und einer Vorstellungskraft der Gegenstände voraussetzet: bisweilen aber ist sie eine bloße Figur der beschreibenden Poesie, wenn ein unbelebter Gegenstand als ein empfindendes Wesen eingeführt wird. Aus diesem Grunde, theilt er sie in die paßionirte und in die beschreibende Personification. Diese Fi-

gur erscheint sehr oft in Miltons Allegro und Penseroso. Auch abstrakte Worte werden in Werken, die an die Einbildungskraft gerichtet sind, oft personificiret: diese Personification gründet sich bloß auf die Einbildung, nicht auf die Ueberzeugung. Der Verf. dringt noch tiefer: er zeiget, daß die Ausdrücke **durstiger** Boden, **wütender** Pfeil nicht wahre Personificationen sind, sondern heimliche Vergleichungen, durch die der Ausdruck mehr Stärke oder Erhabenheit bekömmt. Endlich bestimmt er dieser Figur ihr eigenthümliches Gebiete, indem er zeiget, welche Fälle sie annehmen, und welche sie nicht annehmen. —

Die Regeln sind kürzlich folgende: Die niederschlagenden Leidenschaften sind zu paßionirten Personificationen nicht geschickt. Diese müssen genau in den Gränzen ihres Endzwecks gehalten, und sehr vorsichtig gebraucht werden: die Personificationen eines niedrigen Gegenstandes sind lächerlich: es ist allezeit eine Vorbereitung nöthig, um die Seele vorher in Bewegung zu bringen, denn die Einbildungskraft hält ihren Beystand zurück, wenn sie wenigstens nicht erregt worden. Aus diesem Grunde wird Thomson getadelt, der jede Jahrszeit, ohne die geringste Vorbereitung als ein empfindendes Wesen erscheinen läßt. Die beschreibende Personification darf nie weiter getrieben werden, als so weit sie dienen kann, das Subjekt zu beleben.

Die Apostrophe: Wenn wir eine klagende Leidenschaft zu befriedigen, einen unbelebten Gegenstand auf einen Augenblick beleben können, so ist es nicht

nicht schwer, ein empfindendes Wesen, das abwesend ist, uns auf einen Augenblick als gegenwärtig vorzustellen. Diese Figur erfordert, wie alle die andern, eine Bewegung der Seele. In der simpeln Erzählung also thut sie keine gute Wirkung. Die Hyperbel hat eben diesen Grund. Ein Gegenstand, der in Ansehung seines Umfangs außerordentlich, entweder sehr groß oder sehr klein in seiner Art ist, setzt uns in Erstaunen: und diese Bewegung, die gleich allen andern Bewegungen der Seele nach ihrer Befriedigung strebt, dringt uns einen Augenblick die Vorstellung auf, daß der Gegenstand größer oder kleiner ist, als er wirklich ist; und eben dieselbe Wirkung folgt aus dem figürlich Großen oder Kleinen. — Ein Scribent ist meistens glücklicher, wenn er durch die Hyperbel vergrößert, als wenn er verkleinert. — Ein Hauptfehler ists, diese Figur in die Beschreibung einer gewöhnlichen Sache oder Begebenheit zu bringen. Der Ton einer niederschlagenden Leidenschaft stimmt nicht dazu. Ferner muß der Scribent seinen Leser beständig vor Augen haben, und nie einen Ausdruck wagen, ehe der Leser Feuer gefangen und vorbereitet ist. — Genau bestimmte Gränzen dieser Figur anzugeben, ist schwer, wo nicht unmöglich. Endlich muß eine Hyperbel, nachdem sie unter allen Vortheil angebracht worden, in so wenig Worten, als möglich ist eingeschlossen werden.

Der Verf. kömmt nun auf die Figuren, wo die Mittel oder das Werkzeug für die handelnde

delnde Person genommen wird — Ferner, die bey Gegenständen, welche in Verhältnissen stehen, die Eigenschaften des einen dem andern mittheilt. So sagt man schwindliches Ufer, fröhlicher Wein, kühne Ufer rc. Er untersucht den Grund dazu, und giebt eine Liste von den verschiedenen Verhältnissen, welche diese Figur veranlassen können. Ohne die Beyspiele würden sie unverständlich seyn, wir müssen sie also übergehen.

Von der Metapher und Allegorie. Die erste wird als eine Wirkung der Einbildungskraft beschrieben, die sich ein Ding unter dem Bilde eines andern vorstellt: sie ist vom Gleichnisse nur in der Form, nicht im Wesen verschieden. In jenem werden die zwey verschiedenen Subjekte sowohl im Ausdrucke als in Gedanken abgehandelt erhalten: in der Metapher aber, nur in Gedanken, nicht im Ausdrucke. — Die Allegorie erfodert keine Wirkung der Einbildungskraft, sie stellt nicht ein Ding unter dem Bilde eines andern vor: sie entsteht, wenn man ein Subjekt wählet, in welchem sich Eigenschaften oder Umstände finden, die den Eigenschaften oder Umständen des Hauptsubjekts ähnlich sind, und wenn man das erstere so beschreibt, daß es das letztere vorstellt. Sie ist in jeder Absicht der hieroglyphischen Mahlerey ähnlich, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie statt der Farben Worte braucht. Die Regeln, unter denen die Metapher und die Allegorie steht, sind von zwo Arten: die von der ersten Art betreffen die Einrichtung dieser

Figuren, und bestimmen, welche richtig und welche unrichtig sind. Die von der andern Art betreffen ihren Platz: sie zeigen, wo sie schicklich, und wo sie unschicklich, wo sie wohl oder übel angebracht sind. So vortrefflich dieses hier ausgeführt wird, so verbieten es doch die Gränzen eines Auszugs, dem Verf. darinnen zufolgen, zumal da die meisten Regeln nicht unbekannt sind. Nur eine Bemerkung, die die Allegorie betrifft, müssen wir anführen. Nichts giebt mehr Vergnügen als diese Figur, wenn das vorstellende Subjekt in allen seinen Umständen mit demjenigen, das vorgestellet wird, analogisch ist. Aber man trifft selten eine so glückliche Wahl; die Analogie ist meistens so schwach und dunkel, daß sie mehr verwirrt, als ergetzt. In der Mahlerey ist die Allegorie noch schwerer, als in der Poesie: denn jene kann nur solche Aehnlichkeiten zeigen, die ins Auge fallen, da diese weit mehr Mittel hat, die Aehnlichkeit zu zeigen. — Der Verfasser unterscheidet von der Metapher und Allegorie noch die Figur der Rede, wo weder eine Fiktion der Einbildungskraft gebraucht, noch ein vorstellendes Subjekt eingeführet wird: sie betrifft blos den Ausdruck, nicht den Gedanken: sie braucht ein Wort in einem andern Verstande, als dem, der ihr eigen ist. So wird die Jugend figürlich der Morgen des Lebens genennet. Der Verf. bemüht sich die wichtigsten Schönheiten und Vorzüge dieser Figur der Rede zu entwickeln, und legt dem Leser ebenfalls ein Verzeichniß der verschiedenen

schiedenen Verhältnisse vor, auf welche die Figuren der Rede sich gemeiniglich gründen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VI.

Choix de Poéſies Allemandes, par M. Huber, *Auch Deutſche können ſich auf den Parnaſſus ſchwingen. Bodmer.* Tom. I II. III. IV. à Paris, chez Humblot, Libraire 1766.

Wem die Ehre ſeines Vaterlandes bey auswärtigen geſitteten Nationen lieb iſt, der muß gewiß über dieſe Sammlung des von uns ſchon ſo oft geprieſenen Herrn Hubers eine wahre Freude haben. Es ſind noch nicht ſechzehn Jahr, ſagt er in ſeiner Vorrede, daß die deutſche Dichtkunſt in Frankreich gänzlich unbekannt war, und man davon nur mit Verachtung ſprach: aber, fährt er fort: dès que les Poéſies de Mr. *de Haller* eurent parû, on en conçut l'idée la plus avantageuſe, & on revint de l'injuſte prévention que les Allemands n'étoient pas capables d'enfanter des Ouvrages d'imagination. Depuis ce tems quelques autres traductions, & ſur tout celles qui ontû par dans le Journal étranger, ont beaucoup contri-

bué à répandre le goût de nôtre littérature. Aujourd'hui les meilleurs esprits semblent faire une attention singuliere à nos Poètes & ils leur donnent le plus bel éloge que les Poètes puissent recevoir: celui de Peintres de la Nature. Ein jeder unter uns weiß, daß Herr Huber selbst zu diesem vortheilhaften Urtheile das meiste beygetragen hat. Freylich mußte es auch ein Uebersetzer, wie er, seyn, der den Geist beyder Sprachen vollkommen kannte, der Genie und Geschmack, und eine unermüdete Geduld besaß, die unglaublichen Schwierigkeiten zu überwinden. Unsere Sprachmeister, die in Deutschland mit Uebersetzungen bisweilen hervorgetreten, hätten es freylich nicht gekonnt: aber mancher deutsche Uebersetzer wird sich auch herzlich wundern, wenn er hört, wie viel Jahre Hr. Huber darauf verwandt, daß, ehe er sie noch der Presse übergeben, sie eines Toussaint, Diderot, Thomas, Abt Arnaud und anderer witzigen Männer Urtheilen unterworfen worden. Die Sprachen sind selbst in Absicht auf eine Uebersetzung so verschieden, daß man niemals von der Leichtigkeit der einen auf die andere, zumal bey poetischen Uebersetzungen schließen darf: da die französische Sprache mehr, als irgend eine der lebenden, in die engen Gränzen gewisser festgesetzter Regeln eingeschränkt ist, und ohne Verletzung derselbigen lange nicht mit dem metaphorischen Ausdrucke, mit Versetzung der Wörter, mit den Bindungen und Wendung der Perioden, so kühn als die unsrige umgehen darf; so fällt es in die Augen, wie schwer

es

es ist, einer in diesem Punkte so delikaten Nation Uebersetzungen aus unsern nordischen Sprachen vorzulegen, wenn sie ihren Beyfall erhalten sollen. Doch aus eben diesem Grunde verdient Hr. Huber desto mehr Ruhm. Ein noch größerer aber gebühret ihm in Ansehung der Wahl, da wir über den Geschmack unserer Dichter selbst nicht allezeit einig sind, und der Schweizer den Berliner, Leipziger, Koppenhagner vom Parnasse stößt, der wieder eben soviel Recht zu haben glaubt, ihm den Zutritt dazu zu versagen. Was würde Paris von uns gedacht haben, wenn sich Hr. Huber hätte einfallen lassen, ihm den Herrmann, wie es uns in England gegangen ist, oder eine Sündfluth, oder einen Julius Cäsar statt Geßners Idyllen oder den Tod Abels vorzulegen? Es kömmt viel auf den ersten Eindruck an, den man bey einer Nation macht, und wenn die Spanier den Mexicanern zuerst ohne Pferde und dem Donner der Feuerröhre erschienen wären, so würde man sie schwerlich für Götter gehalten haben: kömmt ja alsdenn was elendes hinter drein zum Vorschein, so folgt daraus weiter nichts, als daß es auch Menschen giebt, oder, daß wenn wir Klopstocke haben, auch wir unsere Cotins und Pradons haben. Die Dichter, die Hr. Huber sich gewählet, sind die Hagedorne, Gellerte, Utze, Kleiste, Rabener, Leßinge, Gleime, Schlegel, Lichtwehre, Wielande, Roste und andre, deren Werke der gute Geschmack bereits gestempelt hat. Wenn viele Stücke durch die Uebersetzung verlohren haben, (und wie kann man es anders vermuthen, da schon

die ganze Harmonie des Verses ein mehr als zu wichtiger Verlust ist, und manches kleine Lied, mancher Gedanke durch die Art der Wendung und die Leichtigkeit der Versification erst ihren Werth bekömmt) so haben doch auch verschiedne dabey gewonnen.

Hr. Huber hat noch mehr gethan. Um die Franzosen mit der Geschichte der Dichtkunst unter den Deutschen noch bekannter zu machen, hat er einen Discours preliminaire sur l'histoire de la Poésie Allemande vorgesetzt, in welchem er ihre verschiednen Epochen bestimmt, und eine kurze, doch hinlängliche Nachricht davon giebt. Sollte es nicht uns zur Beschämung gereichen, daß ein Mann, der in gewisser maßen ein Fremdling und beynahe in Fankreich naturalisiret ist, uns darinnen zuvorkömmt? Schon längst hat, wo wir uns nicht irren, der Prof. Gottsched eine Geschichte der deutschen Poesie versprochen, und es wäre wohl zu wünschen, daß er vor seinem Ableben noch damit zu Stande möchte gekommen seyn. Nach den vieljährigen Bemühungen, die er darauf verwandt, könnte man nichts anders, als viel gute und interessante Nachrichten von ihm erwarten, die einem andern Mann zu einer vollständigen Geschichte der deutschen Poesie Materie an die Hand geben könnten. Doch wieder auf Hr Hubern. Er theilt diese Geschichte in vier Perioden: die erste begreift die Zeit der alten Deutschen, oder der Barden: die zweyte der Minnesinger ihre, oder der Dichter, die im 13ten Jahrhunderte unter der Re-

gierung

gierung der schwäbischen Kayser blühten: die 3te rechnet er vom Opitz an, dem Wiederhersteller der wahren Dichtkunst, der den Rythmus in der Versification eingeführet: und die 4te und letzte endlich die Zeit von Hallern, und worunter diejenigen Dichter gehören, die seit 40 Jahren erschienen sind. Von den ganz alten Barden, ist uns außerdem, was Tacitus davon meldet, wenig bekannt. Doch können die Ueberbleibsel der alten Scandinavier, die dem allgemeinen Ruin noch entgangen, uns eine Idee davon geben. Die Gedichte der Skalden, die von einigen gelehrten Dänen aufbehalten worden, und die schönen Ueberbleibsel der hersischen Poesie, die vor einiger Zeit in London zum Vorschein gekommen sind, zeigen, daß Tapferkeit und Kriegstugenden, der Hauptinnhalt ihrer Gesänge gewesen. Der Kaiser Karl der Große hatte eine Sammlung der Gesänge unsrer alten Barden veranstaltet, die aber vermöge eines Testaments, in dem er verordnet hatte, daß sie verkauft und das Geld unter die Armen vertheilet würde, wieder zerstreuet worden. Albert **Kranz**, der zu Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte, sagt inzwischen, daß ihm die alten deutschen Gedichte bey seiner Geschichte der Sachsen und Vandalen viele Dienste geleistet, so wie auch Johann Aventin solches von seinen bayerischen Annalen sagt. Die ältesten, die uns übrig geblieben, sind unstreitig **Otfrieds**, eines Benedictiners des Klosters Wissembourg in Elsaß se ne, der gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts lebte. Er hat von den 4. Evangelisten eine Ueber-

 setzung

setzung in Versen geschrieben: diese hat Flacius Illyricus entdeckt, und es ist unstreitig das älteste Buch, das wir in deutscher Sprache haben.

Es folget die Zeit der Minnesinger, oder der Liebessänger, die unter den Kaisern des schwäbischen Hauses blühten, und eben das, was die Troubadours in Frankreich, waren, eine Zeit, die der Dichtkunst sehr günstig schien. Der Minnesinger waren an der Zahl 140. unter ihnen waren Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen, Baronen und Edle, die alle im 13ten Jahrhunderte lebten. Man hat ihre Werke sonst nur aus einigen Fragmenten gekannt, die Goldast und Scherzius im vorigen Jahrhunderte bekannt gemacht, bis man erfuhr, daß sich eine vollständige Handschrift der Minnesinger, auf der königl. französischen Bibliothek in Paris befände. Hr. Pr. Bodmer, nachdem er vom Hrn. de Maurepas dies Manuscript erhalten, hat sich nicht wenig um die Geschichte der deutschen Dichtkunst verdient gemacht, daß er sie durch eine Ausgabe dem Untergange entrissen.

Mit dem tragischen Tode des jungen Conrad, des letzten Zweiges aus dem schwäbischen Stamme, wurde die Dichtkunst vernachläßiget und der Nahme der Minnesinger verfiel in Vergessenheit. Sie verfiel in die Hände des Pöbels; unter dem Nahmen der Meistersänger entstunden ganze Gemeinschaften von Poeten, die von den Kaisern die größten Privilegien erhielten. So elend diese Reimer waren, erhob sich doch zu Anfange des 14ten Jahr-

hunderts

hunderts ein gewisser Hugo von Trimberg, dem es nicht ganz an Genie fehlte; er schrieb ein satyrisch moralisches Gedicht, der Renner, worinnen er die Laster ziemlich freymüthig angriff, ohne selbst der Geistlichen zu schonen. Nach ihm zeigte Sebastian Brandt und Johann Fischart, die zu Ende des 15ten und Anfange des 16ten Jahrhunderts lebten, und beyde Doktores der Rechte in Straßburg waren, die meisten Talente. Brandt schrieb das bekannte Narrenschiff: eben derselbe gab ein Gedicht, über die Bescheidenheit heraus, von dem ein gewisser Freydank aus dem 13ten Jahrhunderte Verfasser war. Von Fischart hat man ein Gedicht, das glückliche Schiff, das in einem Tage von Zürich nach Straßburg fuhr. Man hat auch ein Gedicht von ihm, die Flöhjagd und eine Uebersetzung von dem Pantagruel des Rabelais, der mit ihm zu einer Zeit lebte.

Mit weit weniger Genie als dieser, erwarb Melchior Pfinzing einen weit größern Ruhm durch seinen Theuerdank, den er zu Ehren Maximilian des Ersten schrieb, und Karln dem Fünften vor seiner Wahl zum Reiche zueignete. In eben diesem Jahrhunderte erschienen verschiedene satyrische Gemälde über die Sitten dieser Zeit, als Reinicke der Fuchs, ein altes Gedichte, das in niedersächsischer Sprache Heinrich Ackmar verfertigte, und Nic. Baumann bekannt machte, und der Froschmäusler von Gabriel Rollenhagen. Es folgte Hans Sachs, der bekannte poetische Schuster. Endlich erschien zu eben der Zeit D. Luther, der

sehr viel beytrug, der deutschen Sprache und Dichtkunst eine neue Gestalt zu geben. Seine Uebersetzung der Bibel, sagt der Verf. hat eine Kürze und Richtigkeit, und eine naife Zierlichkeit, die man vor ihm nicht kannte. Parmi ses Cantiques, fährt er fort: il s'en trouvent qui décelent un genie vraiment Poétique; sa versification est beaucoup plus coulante que celle des Poètes ses contemporains & même il avoit l'oreille si délicate, que souvent dans plusieurs strophes de suite, il observoit naturellement le rhythme, introduit long-tems après par Opitz. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man auf seinem Pfade fortgegangen. Zu Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, thaten sich Paul Melissus, Peter Denaisius und Rudolph Weckerlein durch ihre Gedichte hervor.

Zuletzt kam Opitz, und man nennet ihn mit Recht den Vater der deutschen Dichtkunst. Seine guten Nachfolger waren Paul Flemming, Friedrich von Logau, Simon Dach, Andreas Tscherning, und die Gryphii, Vater und Sohn, die aber alle weit hinter ihm zurücke blieben. Hofmannswaldau und Lohenstein wollten einen neuen Weg betreten und verlohren sich: dem letztern kann man das Genie nicht absprechen, und unter seiner Schwulst findet man die erhabensten Gedanken. Canitz führte die deutsche Dichtkunst wieder zur Quelle des Schönen, die vom Opitz eröffnet worden. Il est un de nos premiers Poètes, sagt Hr. Huber, qui ait montré de la correction dans le stile.

ſtile. Beſſer befliß ſich der Reinigkeit des Style, aber es fehlte ihm an Genie. Um dieſe Zeit blühte Wernicke, der ſein gebührendes Lob bekömmt. Hr. Huber führet bey dieſer Gelegenheit eine Stelle aus des berühmten Jean le Clerc Mercure hiſtorique & Politique, vom October 1699 an, wo er bey Gelegenheit folgendes Epigramms von Wernicke:

Avis au Peintre du Roi.

Peins l'Hibernois ſoumis, le Flamand raſſuré,
Lorsque tu vois Guillaume armé.
Parle-t-il? Peins alors, attentif & content,
Tout ſon Auguſte Parlement.
Mais peins le monde entier, ſes intérêts, ſon bien,
Lorsque Guillaume ne dit rien.

hinzuſetzet: „Si l'on doit juger de l'Epigramme Allemande à la louange du Roi de la Grande Bretagne, par les traductions qu'on en voit, c'eſt une piece qui mérite les applaudiſſemens qu'on lui donne. L'Auteur a ſu attraper le vrai caractere de ce Monarque. On entrevoit bien, qui s'exprime d'une manière auſſi fine qu'elle eſt naturelle & naïve. Si le Pere *Bouhours* la voyoit, il ne mettroit point en queſtion, je m'aſſure, ſi un Allemand peut être Bel-eſprit, comme il fait dans ſes Entretiens d'Ariſte & d'Eugene. Il avoueroit, que l'Eſprit eſt de tout pays. — Dem Heräus, Pietſch, Amthor und Neukirch, prophezeyet

prophezeyet Hr. H. daß sie nicht auf die Nachkommenschaft gelangen möchten, und schon sind sie vergessen. Günther und Brockes erhalten ihre verdienten Lobsprüche, und die charakteristische Schilderung ihrer Gedichte ist so richtig, daß wir nichts hinzu zu setzen finden. Was der Hr. Verf. von unsern itzt lebenden Dichtern und Kunstrichtern, deren Epoche er von Hallern an rechnet, saget, ist zu bekannt, als daß wir etwas davon anführen sollten: das vorher angeführte wird unser günstiges Urtheil schon zur Genüge rechtfertigen und die Leser erinnern, was sie von gegenwärtigen Uebersetzungen zu erwarten haben. Noch müssen wir erinnern, daß er jedem Abschnitte von Gedichten eine kleine historische Einleitung von jedes Dichters Leben und Aufenthalte giebt. Wir finden zwar hier nicht allezeit die Umstände nach ihrer genausten Richtigkeit angegeben: Aus dem in der moserischen Reichsfama Th. II. S. 282. befindlichen aktenmäßigen Extrakte, in der Gräfl. Ranzauischen Sache, einer auf Befehl des dänischen Hofes bekannt gemachten Schrift, ersehen wir z. E. daß der Vater unsers berühmten von Hagedorn den Posten als Königl. Dänischer Conferenzrath und Minister beym Niedersächs. Creiße begleitet habe; so ist ferner Klopstock weder in Quedlinburg, noch Gleim in Halberstadt gebohren: Lichtwehr hingegen von Wittenberg gebürtig. Rostens Absterben, welches vor 2 Jahren erfolget, hätte billig bemerket werden sollen, unter seinen Poesien aber das Vorspiel, ein komisch episches Gedichte, billig erwähnet zu werden

ver-

verdienet, da es allezeit in seiner Art ein Meisterstück bleibt. Doch die Entfernung seines bisherigen Wohnplatzes entschuldiget solche kleine Fehler, die bey einer künftigen Ausgabe leicht zu verbessern sind.

Statt einer weitläuftigen Anzeige der darinnen enthaltenen Gedichte, wo beynahe kein einziger vergessen ist, der nur einigen Ruhm erlangt, wollen wir die Uebersetzung des schönen hagedornischen Liedes: **Uns lockt die Morgenröthe** rc. als eine Probe unsern Lesern mittheilen:

La diligente Aurore nous appelle dans les bois & dans les vallons, où l'on entend déjà resonner les chalumeaux des Bergers. L'Alouette réveillée par le plaisir s'éleve dans les airs qu'elle fait retentir de ses chants: la Colombe gémit, & la Caille répéte son chant monotone.

Une douce clarté se répand sur les collines & sur les pâturages: la fécondité & la joie raniment les campagnes. L'émail des prairies brille d'un nouvel éclat: la nuit fuit du sein des ruisseaux limpides.

Les moutons s'empressent de sortir de la bergerie, ils se dispersent, en bondissant, le long des côteaux. Le bélier, réjoui par la douce haleine du matin, se joue d'un air amoureux sur l'herbe rafraîchie.

Déjà le Chasseur a lancé le chevreuil timide & le poursuit par des sentiers ensanglantés

plantés à travers les bocages & les prairies. Son cor donne le signal: on accourt & soudain tous les buissons retentissent de cris de chasse.

Mais le coeur de Philis frissonne à l'aspect de ces plaisirs: la seule tendresse anime son coeur sensible. O ma chere Philis, visitons ces lieux entourés de montagnes & de bosquets touffus.

Reconnois-toi dans les objets qui l'environnent. Ainsi que cette campagne, ne sois belle que par la nature: sois ravissante comme l'Aurore, douce comme ses rayons, & tranquille, comme ses vallons solitaires.

Man wird freylich sehen, wie viel dieß Lied durch den Verlust der schönen Versification, die durch die Abwechslung der langen und kurzen Zeilen eine vorzügliche Harmonie hat, in der Uebersetzung gelitten: aber wie war es anders möglich? Nur müssen wir einen kleinen Druckfehler in der letzten Zeile erinnern, wo für *ses* vallons, ces zu lesen ist. — Noch ein andrer fällt zu sehr in die Augen, als daß wir ihn nicht bemerken sollten, zumal da er zu einem Mißverstande Anlaß giebt: Auf der 137. S. T. II. heißt es: Frederic marchant pour la première fois dans l'armure de la bataille, vit en esprit la ruine *des combats* de ses peres, anstatt de la cité.

V.

VII.

Biblioteque des Artistes & des Amateurs: ou Tablettes Analytiques, sur les sciences & les beaux Arts; Ouvrage utile à l'Instruction de la Jeunesse, à l'usage des Personnes de tout âge & de tout état, orné de Cartes & d'Estampes en Taille douce: avec une Table raisonnée des Auteurs, sur l'usage & le choix des Livres, par l'Abbé *de Petity*, Prédicateur de la Reine, T. I. II. III. 1. & 2de Partie 4to à Paris, Chez P. G. Simon.

Dieß Buch soll ein Innbegriff aller möglichen Künste und Wissenschaften in der Welt werden; wir haben die drey ersten ziemlich großen Quartbände vor uns, denen, dieser Anlage nach, sehr viele folgen müssen: allein wird nicht die Kostbarkeit dieses Buchs schon gewissermaßen den grossen Nutzen aufheben, den sich der Verf. davon verspricht? Das seltsamste in diesem Buche ist die Methode, die der Verf. gewählet, und auf die er sich doch ganz außerordentlich viel zu Gute thut. Er giebt diese in der Vorrede an, und wir können ihrer Seltenheit wegen nicht besser thun, als wenn wir ein Stück daraus übersetzen. „Alle Welt, sagt er, giebt zu, daß der kürzeste Weg zur Erlernung einer Wissenschaft

senschaft dieser ist, wenn man öfters davon spricht, hauptsächlich die Bezeichnungen (les Termes) davon kennet, sie fleißig vor Augen hat, und daß man auf diese Art in wenig Monaten weiter als in vielen Jahren durch den Weg des Studierens und Unterrichts kommt. (Das werden feine Gelehrte werden, und ungefähr solche, wie viele von des Verf. Landsleuten, die von allem schwatzen, ohne von irgend einer Sache etwas gründliches zu verstehen). Dies ist, fährt er fort, eine Wahrheit, die man greifen kann: So werden hier durch die bloße Erklärung und natürliche Abtheilungen von sechs allezeit wiederhohlten Bezeichnungen (Termes) nehmlich: (Einheit, zwiefache, gedritte, gevierte, siebenfache, und zwölffache Zahl, (Unité, Binaire, Quaternaire, Septenaire & Duodenaire) die schönen Künste und Wissenschaften entwickelt, analysiret und demonstriret, wenn ich mich so ausdrücken darf: jede Wissenschaft ist eine, wie die andere in 1, 2, 3, 4, 7 und 12, wie eine genealogische Tabelle abgetheilet; so daß alles, was man nur von einer Sache weiß, und noch so abstrakt ist, sich darinnen eingeschlossen findet. Wie viele Kenntnisse kann man nicht durch diese Arbeit erlangen? Die Kürze, die Ordnung und Simplicität machen das ganze Verdienst davon aus. Diese methodischen Tabellen, sind so gar einem Kinde begreiflich. Das Gedächtniß wird allezeit durch unstreitige Punkte angeheftet, die in jeder Wissenschaft gleichförmig sind. Was für ein Vortheil! welcher Nutzen! Lasset euch nicht durch die Schwürigkeiten

rigkeiten abschrecken, die ihr im Anfange finden werdet: sie werden bald verschwinden. Die obbesagten Bezeichnungen (Termes) werden im Anfange fürchterlich, unbekannt, und barbarisch scheinen. Ich erkläre sie also, und ihr werdet bald damit bekannt seyn.

Einheit Unité, bedeutet Eins. Die Simplicität des Ausdrucks und der bezeichneten Bedeutung ist der wahre Charakter, durch den man sich allein die Einheit vorstellet.

Jede Wissenschaft hat ihre Einheit; erstes Kapitel. Diese Einheit ist die ursprüngliche, vor alles vorhergehende und erste Kenntniß derselbigen: z. E. In der Rechenkunst, ist es die Zahl, (Nombre) in der Chronologie die Zeit, in der Astronomie, der Himmel.

Binaire, bedeutet zwey oder eine Ambe, d. i. zwo Kenntnisse die mit einander so genau verbunden sind, daß mir die erste die zweyte gleichsam entdeckt, und mich auf eine natürliche Art drauf weiset. Jede Wissenschaft hat ihr Gezweytes (Binaire) und das ist allezeit das zweyte Kapitel. Z. B. In der Arithmetik ist es die Quantität und Qualität einer Sache. In der Chronologie ist es das astronomische und bürgerliche Jahr. In der Astronomie, der Stern und der Planete.

Ternaire, bedeutet drey, d. i. eine Abtheilung in 3 Theile, so methodisch abgesondert, so allgemein angenommen, so bestimmt bezeichnet, daß

 man

man nichts dazu und nichts davon nehmen kann. Jede Wissenschaft hat ihr Gedrittes, und das machet das 3te Kapitel. z. E. In der Arithmetik, Livre, Sou und Denier. In der Chronologie, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. In der Astronomie, die drey Systeme, des Ptolomäus, Copernicus, und Tycho de Brahe ꝛc.

Quaternaire bedeutet viere, die Wurzel und den Anfang aller Zahlen, weil durch die Zusammensetzung, von 1, 2, 3, 4 die gezehnte herauskömmt. — Jede Zahl hat ihr Geviertes, und das ist allezeit das 4te Kapitel. Z. E. In der Arithmetik, die Addition, Substraktion, Multiplication und Division. In der Chronologie, die vier Jahrszeiten. In der Astronomie, Nord, Süd, Ost und West.

Septenaire, bedeutet sieben: diese Zahl ist die simple und natürliche Addition des Gedritten und Gevierten, denn 3 und 4 macht 7. Jede Wissenschaft und schöne Kunst hat ihre wesentliche Abtheilung in Sieben: z. E. In der Astronomie 7. Hauptgestirne, Saturn, Jupiter, ꝛc. In der Chronologie 7 Tage in der Woche; 7 freye Künste, 7 mechanische u. s. w.

Duodenaire, bedeutet zwölfe; diese Zahl nimmt ihren Ursprung von der gedritten Zahl, welche durch die gevierte, oder umgekehrt multipliciret wird, denn 3 mal 4 macht 12, oder 4 mal 3 macht 12. Die schönen Künste und Wissenschaften freuen sich auch der gezwölften Zahl, und sind daraus wesentlich zusammengesetzt: Z. E. die 12 himmli-

schen

schen Zeichen in der Astronomie: die 12 Monate des Jahres in der Chronologie u. s. w.,,

Wir wollen nichts von den herrlichen Folgen sagen, die sich der Verf. von dieser großen Entdeckung verspricht, und es den Lesern selbst überlassen, ob sie Lust haben, nach dieser Methode sich die Wissenschaften bekannt zu machen? nur müssen wir noch diejenigen angeben, von denen wir in diesen 3 Bänden Unterricht erhalten: dies sind die Grammatik. Die Fabel. Die Rhetorik. Die Poesie. Der Ackerbau. Die Weisheit oder philosophische Moral. Die Mythologie der Hölle. Die Arithmetik. Die Schreibkunst. Die Architektur. Die Buchdruckerkunst. Vor jeder dieser Abhandlungen steht ein schönes allegorisches Kupfer in Form eines Medaillon mit der Erklärung, von Gravelot gezeichnet, und verschiedenen Künstlern gestochen: drauf folget: die genealogische Tafel der Wissenschaft nach obgedachten Zahlen. Wir müssen nur eine kleine Probe beyfügen, wie er alles unter diese Zahlen zu bringen weiß: Z. E. die Buchdruckerkunst. Einheit. Die Charaktere. Gezweytes. Der schwarze Druck, der rothe und schwarze. Gedriktes. Zusammensetzung, Correktur, Vertheilung. Geviertes. Papier, Pergamen, Pappe, Atlaß. Gesiebendes. Die 7 Formate, in folio, 4. 8. 12, 18. 24. 32. Gezwölftes. Die 12 Muttersprachen. Das Hebräische, Arabische, Aethiopische, Armenische, Griechische, Römische, Is-

 ländische,

ländische, Rußische, Tartarische, Georgische, Malabarische. — Wie viel hätte man hier nicht Gelegenheit sich lustig zu machen, und das Gezwungne und Willkührliche zu zeigen, wenn es nicht ohnedieß in die Augen fiel. Unter allen Abhandlungen, ist die von der Buchdruckerey, die vollständigste, gelehrteste, und für neugierige Leser die interessanteste; man findet die Alphabete fast von allen Sprachen in der Welt, und sie schreibet sich größtentheils von dem Hrn. le Roux des Hautesrayes, Professor der arabischen und königlichen Dollmetscher der orientalischen Sprachen her. Am Ende jedes Bandes steht noch ein kurzer Begriff der vorhergehenden Abhandlungen, nebst einem Verzeichnisse der in die abgehandelte Kunst und Wissenschaft einschlagenden Bücher, aber der V. kennt wenig andere, als die in seiner Muttersprache geschrieben sind.

VIII.

Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur. — Erste und zweyte Sammlung. Schleßwig und Leipzig bey Joh. Friedr. Hansen 1766. 334 Seiten in 8.

Unter der Gestalt einer vertrauten Correspondenz unsichtbarer und weit zerstreuter Freunde, liefern die ungenannten Sammler und Herausgeber dieser Briefe, vermischte Nachrichten, Bemerkungen, Urtheile oder freye Unterhaltungen einer geflissentlich geistreichen Muße, über neue Bücher, Schriftsteller, und die gegenwärtige Verfassung der Wissenschaften und Künste. Die Gesellschaft der vorgegebenen Sammler oder Verfasser dieser Briefe, läßt sich ohne große Ungewißheit in Dännemark entdecken. Doch die Neuheit, von daher eine deutsche Quartalschrift anzukündigen, ist es nicht allein oder so sehr, als die Schreibart und der Charakter, eines Theils auch die Materien, durch die wir unsere Leser auf diese Briefe neugierig zu machen oder für sie zu intereßiren gedenken. Wir wollen gleich eine Anzeige der einzelnen Briefe liefern. Zwar es wäre wohl hier der Ort aus dem Vorberichte, über die Absicht und Bestimmung dieser Schrift, und dem was sie verspricht, etwas zu folgern oder zu errathen. Ob nämlich ihre vorausgesetzten Leser, nur die einheimischen

Virtuosen seyn solten, zu deren kunstverständigen Begleitern sich die Briefsteller anbieten u. s. w. In der Furcht aber, daß es uns nicht gelingen möchte, beyde diese vielbedeutenden Wörter recht, das heißt, in wahrscheinlicher Vergleichung mit dem durchgängigen Charakter der Briefe, zu verstehen; wollen wir es ihren Lesern selbst überlassen.

Wir für unsere Person wollen sie sehr gern zu unsern Begleitern annehmen; denn nach dem Anfange des Weges, auf den sie uns führen, dürfen wir weder lange Weile, noch Mangel des Unterrichts über die Dinge, die ihnen aufstoßen, besorgen.

Der erste Brief also aus Freyburg ist über des Hrn. Abbts Buch vom Verdienste. Die kleine Ausschweifung, oder vielmehr die Pansees über den Einfluß des Unterrichts weiser und wohl genutzter Schriftsteller auf die Bildung und Richtung der Denkungsart eines Volkes und vornämlich des Fürsten, zeigt einen nicht unähnlichen Nachahmer des rechtschaffenen und freyen Geistes, der über dem Verdienste philosophiret. Doch dieser Brief enthält auch Kritik. Die Definition des Verdienstes leidet Verbesserung. Wie erinnern uns daß schon in der allgemeinen deutschen Bibliothek wider sie etwas eingerücket worden. Der gegenwärtigen möchten Leser, die um des Verbesserns willen nicht nachsinnen, immer widersprechen. Die verbesserte Definition heißt; „Handlungen oder Thätigkeit andern zum Nutzen, aus reinen Motiven durch Seelenkräfte ausgeübt„ oder; der Werth unserer Tugend, in Absicht auf andere Menschen.„

Wir

Wir können uns nicht darauf einlassen, über das Unerhebliche und eigentlich Unrichtige in derselben zu demonstriren. Wir müßten sonst von dem Verfasser des Briefes Rechenschaft verlangen, warum er nicht, mit einigermaßen ähnlicher Subtilität, sich mit Untersuchung und Bestimmung der fernern Abhandlung und der Technologie beschäfftiget hat. Nach der verbesserten Definition, würden die untergeordneten Abhandlungen sich nicht so haben entwickeln können, wie H. A. sie ausgeführt hat. z. B. von dem Wohlwollen in seinem Unterschiede, von dem guten Herzen, von der Steigerung und Ausartung der Empfindniß der Gegenstände, zur Leidenschaft. Dem Freunde des Correspondenten, wäre auch mit einer Vorbereitung und Erleichterung, in den scharfen Tiefsinn des H. A. einzudringen (wenn er selbst lesen soll) mehr gedient gewesen, als mit der Delikatesse seines Freundes in der Sprachkritik, die (nur nicht in einem so kurzen Diskurs über dieß originale und intereßirende Werk) etwa in dem siebenden Briefe am rechten Orte gewesen wäre. — Die Anmerkung über den Nervenast, an welchen der V. so hart angestoßen, ist uns sehr unverständlich, zumal weil wir in dem griechisch bunten Witz („ein fühlender Ast, im Deutschen — αισχυνομενην täglich vor Augen haben„) ungern eine schmutzige Zweydeutigkeit aufgetrieben, sehen wollten. Wäre der Hr. V. über die Stelle des Hrn. A. (oder etwa über den letztern Theil des Buches) nicht so schnell hingelaufen, so würde er vielleicht nicht so hart angestoßen seyn.

Der zweyte und vierte Brief geben mit ihrer Ueberschrift (London) einen englischen Verfasser an. Die muthige und freye Sprache des ganzen Briefes, die Zänkerey des Engländers über den Schulgeist der Deutschen, und die Anmerkung der Sammler über die dreisten Urtheile ihres Correspondenten, machen zusammen eine unterhaltende Erfindung, zu der sich die Materie des Briefes aus der englischen Litteratur recht wohl schickt. Das allegorisch-epische Gedicht des Spensers the Fairy Queen, wird in seiner Invention und fortgehendem Plan beleuchtet, und wider die Kritik des Hrn. Warton (in dessen Observations on the Fairy Queen) vertheidigt. Warton hat Unrecht, daß er Spensers Invention, die er aus der romantischen Feyendichtung hernahm, als eine, von dem wieder empor gekommenen Studium der griechischen und lateinischen Dichtkunst, noch ununterdrückte gothische Barbarey verwirft. Spenser mußte zu seinem Gedichte die Maschinen nehmen, die seinem Zeitalter bekannt und national waren; er folgte dem allgemeinen Geschmack, mit welchem der Orlando furioso aufgenommen war. Der vierte Brief behauptet die Einheit der Handlung und des Interesse in dem spenserischen Gedichte wider Warton. Spensers schöne und reiche Erfindung, die den Leser beständig reizt und belustigt, schützt ihn wider die Strenge des Kunstrichters. Beyläufig wird der Orlando furioso gerettet; er darf nicht als eine Epopee beurtheilt werden, und Hr. Warton hätte ihn nicht als eine epische Misgeburt her-

unter-

untermachen sollen. Die feine Schreibart und Kritik des Hrn. Warton, von dem ganze Stellen eingerückt sind, und die darzwischen kommenden ihnen an Schönheit und Heiterkeit ähnlichen Widerlegungen des Londners, geben diesen zweyen Briefen das Ansehen einer recht unterhaltenden Disputation. — In einer Antwort (vom Lande) bezeigt der Freund seinen Gefallen an dem Geschmack des Hrn. Londners.

Von einer Correspondenz aus der Schweiz geben die Sammler eine Probe (den dritten Brief aus Zürich); er enthält eine ironische Vertheidigung und parodirte Lobrede der Zürcher Trauerspiele, wider die Briefe die n. L. b. und die Bibliothek d. sch. W. Der Witz der Ironie wird den Lesern gefallen, denen erneuerte Züchtigungen der verdrehten, und lächerlich schwülstigen Sprache, die bisher aller Kritik so sehr als dem gesunden Geschmack trotzet, willkommen sind. —

Der sechste Brief (aus Kopenhagen) betrifft die in London gestifftete Gesellschaft zur Aufnahme der Künste Handwerke und des Handels; und ertheilt Nachricht von der gegenwärtigen Verzierung der neuen Friedrichsstatt in Koppenhagen, durch die aufzurichtende Ritterstatue des jüngstverstorbenen Königs, und eine Kirche in der modernen Bauart einer Rotonda, deren jede ihren Meistern viel Ehre und Nachruhm erwerben wird, so wie sie dem Andenken eines vortrefflichen Königs gewiedmet sind. —

Der siebente Brief (aus Freyberg) über die Probe des neuen deutschen grammatischen Wörterbuchs, zeigt kritische Einsicht in die Natur und gegenwärtige Verfassung unserer Sprache, die, wo wir nicht irren, uns einigermaßen schon bekannt ist.

Bey Gelegenheit des achten Briefes, müssen wir zu den letztern Stücken unserer Bibliothek eine Anzeige nachholen. Wir haben einen Auszug des sehr wahrscheinlichen Systems gegeben, durch welches Macpherson und der Dr. Blair das originelle Alterthum der oßianischen Gedichte, so wohl als die Ehre eines sehr alten Herkommens des schottischen Volkes, behauptet haben. Beydes ist von einem ungenannten Irrländer in dem Journal des sçavans 1764. so ausführlich und ernstlich, als vordem noch nicht geschehen, bestritten worden. Der alte Name Scoten, soll ursprünglich Irrland eigen seyn, woher die spätern Bewohner des nördlichen Britanniens eine Colonie erst des sechsten Jahrhunderts sind. Die vorgegebene alte Geschichte bey den schottischen Geschichtschreibern, ist theils Plünderung des irländischen Alterthums, theils geflissentliche Untreue und Verfälschung, aus Eitelkeit, und Partheylichkeit in den schottländischen Empörungen der Unterthanen wider ihre Könige, und der Bestreiter der Monarchie. Oßian und Fingal sollen aus irländischen Romanzen des achten oder neunten Jahrhunderts entlehnte und verdrehte Namen seyn; und das ganze Gedicht Fingal eine, von einem solchen irländischen Roman verstohlne Nachahmung. Der Irländer legt das Original vor,

und

und eben dies thut er mit den Gedichten Carthon und Darthula. Wir können uns hier weder über die Wahrscheinlichkeit in der Entdeckung des Irländers, noch über die zurückbleibenden Schwierigkeiten aufhalten, sondern verweisen unsere Leser auf die Abhandlung selbst, deren Uebersetzung sie in dem ersten Bande der Unterhaltungen eingerückt lesen können. —

In dem achten und eilften Briefe (aus Kopenhagen) sind zur Vergleichung mit der alt-englischen Dichtkunst einige Proben von den alten dänischen Kiempe-Viiser gegeben; in so fern sie nämlich unter dem Gebrauche der jüngern Zeiten nicht verstellt sind, und den Charakter ihres originellen Alterthums eingebüßt haben. Seit dem berühmten Olaus Wormius im vorigen Jahrhundert, hat das Studium der alt-dänischen Dichtkunst keinen weitern Fortgang gehabt; aus ihm werden von der Oekonomie des Reims dieser alten Paesien Nachrichten gegeben, und in einem mit eben so vielem Geiste als Sorgfalt übersetzten Stücke, die Zergliederung desselben gezeigt. Der V. hat seine alte Ode in ihrem poetischen Werthe recht gezeigt; aber das ist ein muthiges, originelles und neues Unternehmen, die alte celtische Dichtkunst, gleich griechischen Mustern hervorzuziehen, und deutsch modernisirt nachzuahmen. Wir haben neulich aus Dännemark, und wir würden uns vielleicht nicht irren, wenn wir es zu errathen suchten, von eben dem Verfasser, Gedicht eines Skalden erhalten, das ein ungemein poetisches Genie anzeigt.

In

In dem neunten Briefe (Berlin) werden die Abhandlungen des Hrn. Fäsi über wichtige Begebenheiten aus der alten und neuen Geschichte, in der charakteristischen Sprache eines ernsten und moralischen Eifers für den guten Geschmack der Schreibart, und des nutzbaren Fleißes in der Bearbeitung derselben empfohlen. Die Arbeit des Hrn. F. wird nach dem Maße der Achtung, die man für sie bezeugt, ziemlich strenge beurtheilt, und besonders die Abhandlungen über die Geschichte von Carthago zur Probe der Kritik, welche sich doch nur auf praktische und statistische Bemerkungen einschränket, vorgenommen. —

Der zehnte Brief enthält Anzeigen von ein Paar Büchern zur Naturgeschichte von dänischen Verfassern. — Der zwölfte Brief und dessen Fortsetzung (an Hrn. B. in Fez) ist eine kritische Unterhaltung über die Briefe die neueste Litteratur betreffend. Die Urtheile des Verfassers, die einige einzelne Punkte betreffen, gehen hauptsächlich dahin: Die berlinischen Kunstrichter hätten ihre Kritik weniger, zum Spiele einer witzigen Laune, an schlechte Schriften verschwenden sollen; gegen die Verdienste des Verfassers vom Grandison, haben sie zu wenig Achtung und zu viel Leichtsinn gezeigt: das außerordentliche Genie der Karrschinn, hat ihre gar zu finstre und gewisser maßen unbillige Kritik, unterdrückt und verscheucht: ihre Urtheile sind den großen Talenten, über welche sie zuweilen gerichtet haben, nicht immer würdig genug. In einem Zusatze der Sammler werden die angegriffenen Arbeiten

ten des Hrn. Pr. Cramers noch einmal vertheidigt; und die gar zu sehr gekränkten Verdienste des Hrn. Dusch in Schutz genommen. — Wir wollen zu diesem Briefe gleich den vierzehnten bis achtzehenten von Hrn. L. mitnehmen, und dann mit zwey Worten etwas über den Styl dieser Briefe sagen. Zum Anfang und Beschluß, hat der Kunstrichter die wielandsche Uebersetzung und Mishandlung der Werke Shakespears, zum Besten. In einer Vergleichung mit Youngs werden Shakespears Talente, die Leidenschaften mit aller Feinheit des sittlichen Charakters verbunden zu schildern, geschätzt. Die Wortspiele Shakespears werden vertheidigt, und sein Ausdruck der verschiedenen Sprachen, für die verschiedenen Lebensalter seiner Personen gerechtfertigt. Sh. Stücke werden nach ihrer dramatischen Composition, unter die Gattungen tragedy, comedy, history, pastoral, pastoral-comical, historical-pastoral geordnet, analysiret, und untersucht, wie fern sie dem Drama der Alten ähnlich sind. Es ist in diesen Briefen viel kritische Belesenheit im Englischen enthalten.

Das Lob scharfsinniger und moderner Kunstrichter, um welches die Verfasser dieser Briefe sich beeifern, werden ihre Leser ihnen nicht versagen; aber sie würden geneigter dazu seyn, wenn die Schreibart der Briefe nicht so emsig und geflissentlich ihren Beyfall und Bewunderung der Neuheit und des Schimers derselben, abzufordern schiene. Das Urtheil über die Schreibart der Briefe die neueste Litteratur betreffend, sagt

es

es uns, daß diese ihnen ihre Muster gewesen. Munterkeit und ein blühender Witz bleibt immer ein Verdienst eines Schriftstellers, aber was über dem hinaus ist, wird Kostbarkeit, Affectation oder Muthwille. Wir haben uns über die Parallele zwischen unsern neuern Schriftstellern gewundert (S. 165.) Ramler, Zimmermann, Winkelmann, Hagedorn, Mengs — vor denen Hr. Haman oder der königsbergische Philolog, oder wie er sonst heissen mag, an die Spitze gesetzet ist. Aber daß vier Seiten, mit dem verworrenen Geschwätze (die bis zum Abscheu gemißbrauchten biblischen Anspielungen übergangen) dieses abentheuerlichen Gelehrten angefüllt sind, und die höfliche Empfehlung dieses eingeschalteten locus claßicus, scheint uns etwas unerwartetes von unsern Briefstellern zu seyn.

Zum guten Glück hat ihre Nachahmung der hamannischen Schreibart noch nicht die schreckliche Vollkommenheit erreicht, nach welcher wir sehr wünschen, daß sie nie trachten möchten. Aber das Aufsehen, welches ein sich jähling erhebender Witz, eine gezierte Munterkeit, eine, aus der Zusammendrängung der Gedanken, und der halben räthselhaften und schiefen Ausdrücke fast geflissentliche Unverständlichkeit, und die Parade, welche die eingestreuten griechischen und lateinischen Mottos, und die, in englischen und französischen, statt eben so guter und bedeutender deutschen Wörter, gesuchte Modensprache, machen sollen, machen, daß die Verfasser des Beyfalls verfehlen könnten, auf den sie sich übrigens Rechnung machen dürfen. Nur ein Paar

Proben:

Proben: der Anfang des zwölften Br. „Werden Sie sichs, der bittersüßen Geschichte von P. K. halber gefallen lassen, daß ich ihnen das Ende und den Tod der Briefe die neueste Litteratur betreffend, verkündige? Werden Sie vom Kaiserthume Marocco her Ihre Schleuder gegen einen todten Riesen schütteln, den Sie bey seinem Leben, ich weiß nicht, ob aus Großmuth, oder weil Sie es mit einem andern Wilden aufgenommen, frey herum schwärmen liessen? Oder werden Sie nicht vielmehr der Leiche des Helden, der sich an manches große Verdienst wagte, und immer seinen Kopf mit Anstand aus der Schlinge zu ziehen wußte, itzt da der Autor-Pöbel seine Manes mit einem lauten Hussah begleitet, einen Kranz von Feigenblättern und Datteln flechten und das Ilicet etc. oder nach Ihrer Art —

Marcus vertit barbare —

mit dem löblichen Schlusse der Standreden; Wir haben einen redlichen Bürger verlohren, aber ihn aussprechen„ — S. 173. „Ich schreibe für Sie mein Freund,

Κλυθι ιδων αιων τε, δικη δ' ιθυνε θεμιςας,
Τυνη — „

Zu Anfange des vierzehnten Br. S. 215. von Shakespear. „Auf der Welt hätte sich kein bequemerer Zeitpunkt dazu (den Deutschen bekannt zu werden) finden können, als itzt, da sein Name in allen Zeitungsläden, wie der Mondschein in einem Dickigt figurirt; und auf der Welt — Sie müssen mir

mir nun schon eine Hyperbel lassen, die so viel Grund hat — hätte sich kein so wunderbarer Hodeget (fast hätte ich Pädagog geschrieben) für ihn finden können, als Hr. Wieland — — und diesem jungen königlichen Capricio zur Seite μετϱιος, επιεικης, αϱμοδιος τω βιω, το δε μεγιςον, διπλες —"

Der dreyzehnte Brief hat von seinem würdigen Gegenstande einen eigenen Werth. Empfindungen von Verehrung und Zärtlichkeit für das Andenken des gepriesenen, und dem Wohl seiner Länder und den Wissenschaften zu früh weggestorbenen Königs in Dännemark, werden auch Ausländer, sich willig mittheilen lassen. In einer Fiction, deren Richtigkeit wir doch nicht leicht einsehen, liefert der V. die seitdem gedruckte Ode des Hrn. L. R. Klopstock, Rothschilds Gräber, als eine in den rothschildischen königlichen Begräbnissen unter dem Accompagnement einer antiken Lyra erschollene Geniusstimme.

Der neunzehnte Br. wird deutsche Leser, denen die neueste deutsche dänische Litteratur noch fremde ist, auf die Aufnahme der schönen Wissenschaften in der Residenz, und unter der milden Sorgfalt des Königs, aufmerksam machen. Ein neuer Periode für die schönen Künste fieng sich unter der vorigen Regierung an. Die bekannt gemachte Huld des liebenwürdigsten Königs Friedrichs, die er den Künsten versprach, und sein großer Wunsch für ihre Aufnahme in seinem Reiche, seine gemachten Anstalten, Stiftungen, Schenkungen, forderten

ten die Genie auf. Am längsten aber verzog es sich mit der Bearbeitung der Sprache zur Wohlredenheit. Es wurden über die Vereinigung der gründlichen und schönen Wissenschaften Schwierigkeiten gemacht, man stritt über den Vorzug und die Gränzen der Gelehrsamkeit für den Verstand, und für den Geschmack; eben dieser Streit war nur ein Vorspiel der glücklichen Einrichtung, die den Wachsthume der schönen Litteratur in Dännemark ein glückliches Zeitalter verspricht. Eine **patriotische Gesellschaft** zur Beförderung der schönen und nützlichen Wissenschaften, in Kopenhagen, liefert jährlich die eingesandten **Versuche**, und die Stücke, denen die ausgesetzten Preise zuerkannt werden. Von diesen enthält dieser Brief übersetzte Proben und Beurtheilungen. Wir haben die Originale mit ihnen verglichen. Der Kritik unserer V. geben wir größtentheils Beyfall; doch haben wir ein kleines Verzeichniß von Stellen vor uns, wo der Sinn des Dänischen theils verfehlt, theils nicht richtig, oder stark genug ausgedrückt ist. — Ohne lange Verweilung wollen wir mit ein Paar Proben unsere Anklage rechtfertigen. S. 313. die vierte Strophe aus des Hrn. **Tullin** Gedicht die **Seefahrt**: „Det stolte Element modwillig sig nedböier — Det kneiser trodsig op, men bukkes ned som för„; ist übersetzt: Das stolze Element sträubt sich unter dem Kampfe der Winde; trotzig erhebt es seinen Rücken, mächtiger wird es niedergebücket,„ das Dänische heißt; Das stolze Element biegt sich **unwillig** unter; trotzig hebt es sich wieder empor, und aber-

mal wird es niedergebeugt.„ S. 314. „Wer zwang die Orkane Schlösser in ihren Bund zu fassen, und sie pyrenäischen Wogen mit der Schnelligkeit, mit der ein Pfeil von der Sehne springt, zu entführen?„ Das Original läßt sich verstehen: „Wer zwang vermittelst einer in die Höhe gespannten Leinewand die Orkane, Schlösser über pyrenäische Wogen so geschwinde fortzuschieben, als der Pfeil, der von der Sehne abfliegt.„ S. 316. Das Dänische „Du Lyst til Meer„ wird übersetzt: „Du Hang zum Meere„ anstatt; „Du Begierde nach Mehrern, ungezügelter Geiz!„ hat die Aehnlichkeit des Lauts den Uebersetzer verführt, oder ist es ein Druckfehler? S. 331. „Zähle Sonnen und Welten dort, wo vorher nur Sonnen und Punkte stunden„ statt; „wo vorher nur Punkte stunden.„

Zuletzt ist eine Uebersetzung einer dänisch-mythologischen Erzählung, die neue Edda, von den Sammlern beygefügt. — Wir müssen über die Versuche der kopenhagener Gesellschaft noch die Anmerkung machen, daß wir unter ihnen bisher noch keine Rednerversuche finden, ungeachtet jährlich auch für die beste Lobrede auf einen berühmten Mann aus der dänischen Geschichte, ein Preis ausgesetzt ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Arbeiten der Dichter, vor den Meisterstücken der Redner vorangegangen sind. Hier ist es, wo man in Dännemark noch den Verlust des sel. Sneedorfs, ehemaligen Prof. der Ritterakademie zu Sorde und Lehrers Seiner Königl. Hoheit des Erbprinzen Friedrichs, bedauret. Die vortreffliche Wochen-

schrift,

schrift, den patriotiske Tilskuer, welche, nachdem der nordische Aufseher beschlossen war, in Kopenhagen an dessen Stelle trat, hatte ihn zum Verfasser. Doch müssen wir hier der Rednertalente des Hrn. Prof. Guldbergs gedenken, der dem sel. Sneedorf in seinen Aemtern gefolgt ist, und durch ähnliche Verdienste, auch eine seinem berühmten Vorgänger, ähnliche Hochachtung behaupten wird. Unter den Mitgliedern dieser verdienten Gesellschaft ist uns die Erinnerung des Hrn. Prof. Schlegels schätzbar; er ist Secretair der Gesellschaft. Seine Kritik und Fertigkeit in der dänischen Sprache, ist schon lange durch seine dänische Abhandlung über die Vortheile und Mängel der dänischen Sprache in Vergleichung mit der deutschen und französischen, bekannt.

Wir glauben unsere Leser werden mit dieser kleinen Ausschweifung über den gegenwärtigen Zustand der dänischen schönen Litteratur nicht unzufrieden seyn. Es scheint, daß sie künftig die Deutschen mehr intereßiren werde.

Diese Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur werden fortgesetzt; man verspricht jährlich vier Sammlungen zu liefern, und wir wünschen die Erfüllung dieses Versprechens.

IX.

Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten. Erster Theil. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch. 1766. (S. 224.)

Wenn wir auch nicht wissen, wem wir diese Sammlung zu danken haben, so wissen wir doch, daß der V. sehr viel Dank verdienet. Es scheint uns kein geringer Geschmack zu einer guten Wahl von Sinngedichten zu gehören, da der Geschmack selbst darinnen sehr verschieden ist. Manche suchen allezeit einen zugespitzten Gedanken, manche eine simple und naife Wendung. Der Hr. V. hat eine Wahl für alle veranstaltet, und führt uns wieder auf die Verdienste unserer ältern Dichter zurück, die wir beynahe zu verkennen angefangen haben. Opitz, Zeiler, Olearius, Tscherning, Flemming, Andreas Gryphius und Christian Gryphius, sind die Dichter, von deren Sinngedichten wir hier eine Auswahl finden, und die wir überhaupt dem Leser anpreisen können.

Inzwischen müssen wir gestehen, daß wir unter vielen vortrefflichen auch verschiedene antreffen, denen wir, unserm Begriffe vom Sinngedichte nach, kaum einen Platz in dieser Sammlung würden vergönnt haben: dergleichen sind eine Menge Sittensprüche, die nicht wenigstens durch eine witzige Wen-

Wendung eine Art der Neuheit erhalten: dergleichen sind z. E.

Du sollt dich selber nicht noch loben, noch verachten,
Dies ist des Narren Thun, die blos nach Ruhme trachten.

*
* *

Gedenk in guter Zeit, das Glücke kann sich wenden;
Und hoff auch in der Noth, der Unfall wird sich enden.

*
* *

Die Weisheit findt man nicht an einem Ort allein,
Sie wohnet da und dort, und will gesuchet seyn.

Das Gewissen.

Du trägest bey dir Tag und Nacht
Den Zeugen, der dich schuldig macht.

*
* *

Wenn Unglück dir geschadet hat,
So denke nicht, es sey nun satt.

*
* *

Die süße Lieb ist nichts, auch nicht der Schönheit Preiß,
Ein solches Weib ist schön, das Gott zu lieben weiß.

*
* *

Auf Traurigkeit kömmt Lust, auf Lust kömmt Traurigkeit:
Wir leben zwischen Trost und Furcht in dieser Zeit.

*
* *

Der Fried ist allem vorzusetzen,
Des Friedens Lob ist mehr als Kriegstriumph zu schätzen.

* *

Vertraue deinem Feinde nicht,
Wie sauer oder süß er spricht.

* *

Kein Mensch kann beßre Glückesgaben,
Als fromm und kluge Kinder haben.

*
* *

Vergieb es, hat sich der einst wider dich vergangen,
Von welchem du zuvor viel Wohlthat hast empfangen.

Uns dünkt, daß wenn wir diese und andre dergleichen Sprüchelchen für Sinngedichte wollten gelten lassen, es nicht schwer seyn würde, aus jedem moralischen Gedichte eine Menge Sinngedichte zu machen, zu geschweigen, daß es selbst einem schlechten Dichter nicht schwer fallen würde, einen moralischen Gedanken in ein paar Reime einzuschließen, und uns ganze Bände davon zu liefern. Wir rechnen auch hieher die Vierverse des von Pibrack, nach der Opitzischen Uebersetzung, und die meisten von Zeilern, und Olearius, denen wir höchstens, wie den vorhergehenden den Titel von Gedenksprüchen, zugestehen würden. Des Martin Opitz und A. Gryphs Sinngedichte sind unstreitig diejenigen, die in dieser Sammlung den Vorzug vor allen verdienen. Wir wollen aus dem erstern und letztern etliche anführen:

Auf das Alter.

Das Alter kränket mich, die jungen Jahr imgleichen.
Zwar jenes, weil es kömmt, und diese weil sie weichen.

Auf

Auf ungestalte Leute.

Dein Maul Olympius, verstellet dein Gesicht;
Ach schaue ja damit in keinen Brunnen nicht:
Narcissus sahe sich, und mußt aus Liebe sterben:
Dich wird, wenn du dich siehst, dein eigner Haß verderben.

Der geizige Almon.

Es wollte gestern sich der Geizhalz Almon henken.
Jedoch sechs Heller, Freund, die machten ihm Bedenken;
So theuer kam der Strang: der Preis schien unerhört:
Nein, fieng er an, der Tod ist nicht des Geldes werth.

Auf den Zoilus.

Vergebens lob ich dich, vergebens fluchst du mir;
Es glaubet, Zoilus, mir keiner, keiner dir.

Aus dem A. Gryph.

An Floren.

Du zeuchst als Jungfer auf, und meynst uns zu betrügen;
Dein Kind spricht noch kein Wort und straft dich dennoch Lügen.

An die Cassandra.

Ihr wünscht nur eigen Lob von meiner Hand zu lesen,
Ihr seyd die Schönheit selbst, Cassandra, doch — gewesen.

An den Philippus.

Man hält weit mehr von Euch als mir, und Jedermann
Lobt Euch: warum? Ihr lobt, was ich nicht loben kann.

An den Flaccus.

Du bist aus sehr großem Stamm und sehr altem Blut
gebohren.
Recht! es ist kein Blut so alt und so mächtig als der
Thoren.

Auf den Bav.

Bav rühmt, daß alle Welt auf seine Schriften säh:
Bav hält für alle Welt zwey Städtlein in der Näh.

Der Sammler hat vor jeden oberwähnten Dichter eine kleine Lebensbeschreibung vorgesetzt, und seinen Charakter als Poet kurz aber bündig geschildert. Von Opitz sagt er z. B. „Er kannte die schöne Natur besser als viele seiner Nachfolger, er schrieb flüßig und rein, nach der Cultur der Sprache seiner Zeit. Er hat oft Gedanken von ehrlichen deutschen Schrot und Korne, sie haben aber Geist. Seine Bilder sind malerisch, und verrathen das poetische Genie, welches er wirklich besaß. Sein Geschmack war gut und neuer als seiner Zeitgenossen: jedoch bey den ersten Keimen der Dichtkunst arbeitete sein Genie noch unter den Banden der Zeiten, gleich einem Bach, der unter Eisrinden fortschleicht, die der Anbruch des Frühlings noch nicht völlig geschmolzen. Er war nicht Homer: so frühzeitig giebt nicht der Himmel Geister vom ersten Range gleich bey der Wiege der Künste: aber er war mehr als Ennius.„ — Wir sehen einer Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

X.

Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen, von Fr. Wilh. Zachariä. Erster Band. Braunschweig, 1766. (416 S.) Im Verlage des fürstl. Waysenhauses Buchhandlung.

Der Hr. Prof. Zachariä leistet seinen Landsleuten durch das Unternehmen, ihnen eine kleine deutsche poetische Bibliothek, oder Chrestomathie in die Hände zu liefern, einen nicht geringen Dienst. Die Ausgaben der alten Dichter, Opitz, Tscherning, Flemming u. s. w. haben sich so vergriffen, daß man sie nur selten findet: die Anzahl der deutschen Dichter aber hat sich seit dem so vermehret, daß nicht jedermann im Stande ist, sich von denselben eine vollständige Bibliothek anzuschaffen: in vielen ist selbst eine so große Vermischung von guten, mittelmäßigen und schlechten, daß sich wenig die Mühe nehmen, das aurum e stercore herauszusuchen: alle diese und noch mehrere Ursachen machen diese Arbeit höchst empfehlungswürdig.

Der Plan, den sich der Hr. Prof. dabey gemacht, ist vollkommen dieser guten Absicht gemäß. Er fängt mit dem Stifter und Vater der neuern Poesie, Martin Opitzen an, und rechnet die erste Epoche von ihm bis auf Günthern und seine Zeiten: die zweyte von Hallern und Hagedornen bis auf die unsrigen. Von jedem verspricht er die schönsten und vortrefflichsten Stücke zu wählen, und besonders diejenigen, in welchem sein ihm eigner poetischer Charakter am stärksten hervorleuchtet. Vor jedem soll eine kurze Lebensbeschreibung vorhergehen und seine ihm eignen poetischen Verdienste bestimmt werden. Unter dem Texte der ältern Poeten, sollen einige Anmerkungen und Erläuterungen beygefügt werden. Diejenigen Männer, die zu ihrer Zeit wenigstens für große Dichter gehalten worden, einen Lohenstein, Neukirch, Hofmannswaldau, sollen aus ihrem wahren Gesichtspunkte angezeiget, und ihre Fehler und Vorzüge durch einige kurze Stellen aus ihren Gedichten fest gesetzt werden. Auch aus den neuern Dichtern will der Hr. Zachariä eine Auswahl ihrer besten Stücke machen und ihren poetischen Charakter treu und unpartheyisch zu zeichnen, und jedem seine eigentliche Stelle anzuweisen sich bemühen. Aus großen Gedichten, wie z. E. der Meßias ist, will er solche Stücke nehmen, die auf gewisse Weise für sich ein kleines Ganze ausmachen, und in denen das Eigne und Originale des Genies am stärksten ausgedruckt ist. Auch zerstreute kleinere Werke sollen nicht aus der Acht gelassen

lassen werden, doch werden alle theatralische Stücke ausgeschlossen, weil sich aus denselben nicht wohl abgebrochene Auszüge machen lassen. Bey diesem allen wird er sich nicht fürchten, auch von lebenden Dichtern sein Urtheil zu fällen. —

Wenn der Hr. Pr. Z. so fortfähret, wie er mit dem ersten Bande angefangen, so sehen wir sein Versprechen auf das angenehmste erfüllet. Dieser enthält Martin Opitzens Leben und poetischen Charakter: seine wahre und ihm eigne Stelle sucht er ihm auf eine vorzügliche Weise unter unsern didaktischen Dichtern so wohl wegen der Anzahl, als auch wegen der Vortrefflichkeit seiner Lehrgedichte, anzuweisen. Die in diesem Bande von ihm angeführten Gedichte sind: Lob des Feldlebens. Zlatna, oder von der Gemüthsruhe. Vesuvius. Vielgut. Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs. Vier Bücher. Gedicht auf den Anfang des 1621 Jahres. Lobgedicht auf den König in Pohlen Uladislaus. — Als er sich aus Siebenbürgen zurückbegab. An Seußius. Unter des berühmten Maler Strobels Kunstbuch. Niemand wird an dieser Wahl etwas auszusetzen finden. Wir billigen es überdies gar sehr, daß der Hr. Zachariä nichts im Texte geändert: es wäre eben so, als wenn man guten alten Familiengemählden neue Trachten anziehen wollte. Wie viel würde nicht ein Ausdruck von seiner alten Energie und Naivetät durch diese vermeynten Verbesserungen verliehren?

ren? ja wir würden vielmehr unserer Sprache einen wirklichen Dienst leisten, wenn wir viele der veralteten Wörter bey dieser Gelegenheit aus der Dunkelheit hervor zögen und uns wieder eigen machten, die eine seltsame Delikatesse verdrungen, und doch nicht zu ersetzen gewußt. Die Leser werden bey Durchblätterung der Opitzischen Gedichte oft von dieser Anmerkung Proben finden. Hr. Prof. Zachariä weiset auch in seinen Noten selbst darauf: wenn inzwischen einige dieser letztern geübtern Lesern bisweilen unerheblich scheinen möchten, so entschuldiget ihn doch die Absicht, auch Ungelehrte dabey zu unterrichten.

Ver-

Vermischte Nachrichten.

Ueber das Studium des Alterthums, von Hrn. Hofrath Klotz. Halle, bey Joh. Justin. Gebauer. 1766. (72. S.) Es ist bisher nur ein allzugerechter Vorwurf für die meisten Gelehrten in Deutschland, hauptsächlich für die Lehrer auf Universitäten, gewesen, daß sie das Studium des Alterthums immer von einer Seite angesehen, wo es den wenigsten Vortheil gehabt. „Eine weitläuftige Be„lesenheit, eine Kenntniß vieler Schriftsteller, eine „bewundernswürdige Gedult, jede Seite ihrer „Schriften mit unzähligen Namen der gelesenen „und auch gar oft ungelesenen Bücher zu zieren, „und die Fertigkeit eine große Menge Stellen aus „alten und neuen Autoren in kurzer Zeit anzufüh„ren, machte ihr ganzes Verdienst aus.„ Um desto größer ist aber unser Vergnügen, daß wir itzt einen Gelehrten, der sich durch so viel schöne Schriften im Reiche der Wissenschaft bekannt gemacht, auftreten, und in seiner Muttersprache diesen Leuten sagen hören, daß das Studium des Alterthums noch höhere Absichten habe. „Eine Menge Wör„ter wissen, sagt er, die Beschaffenheit alter Ge„bräuche seinem Gedächtnisse eingeprägt haben, die „Kleidungen der Griechen und Römer vom Fuß „bis

„bis aufs Haupt kennen, alle ihre Speisen erzäh-
„len — welchen Einfluß kann diese Wissenschaft
„auf das Herz und den Verstand haben? wie wird
„der Geschmack durch dieselbe gebildet und berei-
„chert? und welchen Nutzen zieht der Künstler von
„ihr? Dieß ist des Hrn. Verf. Absicht, worauf
diese kurze Abhandlung geht. Sie ist mit eben
dem Geschmacke geschrieben, dessen Verbindung
mit der Gelehrsamkeit er von andern fodert. In
Hoffnung, daß die jüngern Freunde der Künste
sie selbst lesen werden, überheben wir uns einen Aus-
zug zu machen, und beschließen blos mit seinem eignen
Schlusse: „Sollte es jemals geschehen, daß man
die langweilige Unsterblichkeit der Schulpatriarchen
verachtete, daß die Gelehrten die Werkstätte der
Künstler und die Kunstsäle zu besuchen anfiengen,
und, wo nicht selbst die Reißfeder und den Grab-
stichel in die Hand nähmen, doch einen Ruhm dar-
inne suchten, mit Geschmack und Richtigkeit von
den Künsten zu urtheilen, daß das Licht der schö-
nen Wissenschaften die Gelehrten erleuchtete, und
nützliche Erkenntnisse das Schulgeschwätze von deut-
schen Universitäten endlich verdrängten, daß in un-
sern Hörsälen einsichtsvolle Lehrer Geschmack mit
Gelehrsamkeit verbänden und die Jugend zur Em-
pfindung des Schönen bildeten — so bin ich versi-
chert, daß der Enkel die Wiederherstellung der Ge-
lehrsamkeit, Wissenschaften und Künste in Deutsch-
land von dieser Zeit zu rechnen anfangen wird.„

Schet-

Scherze. Berlin und Stralsund, bey Gottl. Aug. Lange (92. S.) Wir möchten dem Verf. wohlmeynend rathen, daß er sich nicht einfallen ließ, in Liedern zu scherzen. Er hat Talente zu reimen, aber nicht zu scherzen. Er singt zum Beschluß an die Muse.

Muse, wenn ich sorgen will,
Lehrest du mich zärtlich denken;
Du gabst mir das Saitenspiel,
Dir will ich dies Liedchen schenken.

O verzeih, wenn oft mein Herz
Froh von Lieb und Wein gesungen,
Ich sang ja mein Lied aus Scherz,
Phyllis hatte mich gezwungen.

Nur ihr zärtlich Herz allein,
Dies erfand ja meine Lieder;
Muse, du wirst sie verzeihn,
Hier hast du die Leyer wieder.

Wie schlecht muß die Muse ihre Leute kennen, daß sie sich an ihn addreßiret! aber sie hätte auch nicht ärger, als durch dies Liedchen bestrafet werden können.

Gedichte eines jungen Frauenzimmers. Leipzig und Rinteln, verlegts Gotthelf Christ. Berth. Ein junges Frauenzimmer verdient schon einige Nachsicht, wenn die Gedichte, die sie unter ihren Freunden verfertiget, auch nicht allezeit die

schärfste

schärfste Probe der Kritik aushalten; als solche können wir die gegenwärtigen auch gelten lassen, ob wir sie gleich noch mehr loben würden, wenn sie nicht gedruckt wären. Die bescheidne Verfasserinn sagt in der ganz fein geschriebenen Vorrede davon: „Sie „sind weder so vorzüglich, noch so mangelhaft, einen „allgemeinen Neid oder Tadel zu verdienen.„ Wir unterschreiben ihr Urtheil, und müssen noch zu ihrem Lobe hinzusetzen, daß einige unter den kleinen Liedern, wo sie hin und wieder viel sapphische Empfindung ausdrückt, ganz artig sind. Hier sind ein paar Zeilen von ihr.

Auf eine Narcisse.

Voll Unschuld, wie ihr Weiß, voll Hoffnung, wie ihr Grün,
Voll Feuer, wie ihr Roth, soll meine Liebe glühn.

Schade! daß sich das glühn nicht recht zu dem Weiß und Grün schicket, so gut es sich auch aufs letzte reimt.

Aus England.

Leben des letzt verstorbenen Dr. Eduard Young.

Die schönen Wissenschaften haben im vergangnen Jahre einen nicht geringen Verlust durch den Tod des berühmten Young erlitten, dessen großes Genie, außerordentliche Talente, und vorzügliche Frömmigkeit, ihm fast durch ein halbes Jahrhundert einen nicht geringen Namen bey der witzigen

und rechtschaffenen Welt verschafft hatten. Er war schon eines von den hellen Gestirnen, die die Regierung der Königinn Anna glänzend machten, indessen daß sein hohes Alter, welches sonst die Kräfte gewöhnlicher Menschen niederdrückt, sein Feuer immer mehr und mehr anzufachen, und bis auf den letzten Augenblick zu vermehren schien. Uebrigens wurde er doch im letzten Theile seines Lebens seinen Landsleuten fast unbekannt: ein sicherer Beweis, daß die Welt, wenn ein Mann, so groß er sonst auch ist, sie zu vergessen, anfängt, ihn wieder zu vergessen, mehr als zu bereit ist. Unser Dichter konnte also mit Recht von sich sagen, daß man sich seiner so lange erinnert, daß man ihn endlich drüber vergessen. Er starb so gar von den Musen unbeweint, und indessen, daß ganz Grub-street über den Tod eines weit kleinern Genies ganz in Trauer war, gieng er so stille zu seinem Grabe, als die Frömmigkeit und Bescheidenheit nur wünschen konnte. Inzwischen ist es billig, daß sich seiner die wenigen Edlen erinnern, das Andenken seines vortrefflichen Lebens zu erhalten suchen, und durch ihre Thränen eine undankbare Welt beschämen.

Eduard Young war der Sohn eines Geistlichen bey der englischen Kirche gleiches Namens, der sich so wohl durch seine Frömmigkeit als Gelehrsamkeit hervorthat. Von diesem würdigen Manne hat man zween Bände geistlicher Reden über verschiedene Materien, die man in England unter die besten dieser Art zählet. So viel Wissenschaft und

ein so treffliches Beyspiel, waren hinlänglich unserm jungen Dichter einen edlen Nacheifer einzuflößen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst in der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften. Als er ihn für tüchtig genug hielt, die Universität zu beziehen, ließ er ihn beym Collegio Aller Seelen in Oxford einschreiben, und indem er ihn den Rechten widmete, ließ er ihn hierinnen einen Gradum annehmen. In dieser Verfassung schrieb er ein Gedicht, der letzte Tag, welches ein allgemeines Vergnügen machte, da es von einem Layen kam: diesem schickte er bald ein gleiches Gedicht nach, die Stärke der Religion, oder die besiegte Liebe: auch dies wurde mit vielem Beyfalle aufgenommen, vorzüglich aber von derjenigen Familie, zu deren Unterhaltung es vornehmlich aufgesetzt war. Aber da dieser geistreiche Dichter andere und noch größere Rechte auf das Lob der Nachwelt, als durch diese Gedichte hat, so brauchet die Kritik ihr Urtheil desto weniger zurückzuhalten. In beyden ist eine gewisse mühsame und steife Versification, über die man sich um desto mehr verwundern muß, jemehr Young sich Mühe gab sie auszubessern und geschmeidiger zu machen: so daß der Verfasser dieser Lebensbeschreibung gehört zu haben, vorgiebt, daß er ganze Wochen darauf verwandt, um etlichen wenigen Zeilen eine sanftfließende Modulation zu geben, und oft ohne glücklichen Erfolg. Beyde besagte Gedichte sind deswegen steif, unsanft und oft uncorrekt, anstatt der Bemühung das Herz zu rühren, scheint er oft mehr besorgt gewesen zu seyn, bloße Zierrathen des

Witzes aufzusammeln, wodurch er die erstere Absicht nicht selten verfehlet.

Uebrigens war doch der Erfolg dieser beyden Gedichte zu einer Zeit, da die edelsten Werke des Witzes sehr gemein waren, und auch die geringsten belohnet wurden, für ihn so vortheilhaft, daß sie von verschiedenen der angesehensten Personen bemerkt wurden. Da ihn seine Neigung zum geistlichen Stande zog, trat er zu diesem über und wurde einer von des Königs Kapellanen: hierauf erhielt er die Pfründe von Welwyn in Hertfordshire, die jährlich ungefähr 500 Pfund eintrug, und ob er gleich im größten Ansehn stand, so hatte er doch nicht das Glück es weiter zu bringen, da unter der letzten Regierung Poesie und Beredsamkeit wenig galt. Einige Jahre vor dem Tode des verstorbenen Prinzen von Wallis, stand er bey diesem in besondern Gnaden, und war stets um ihn: aber mit seinem Tode verschwand die Hoffnung zu höhern Würden in der Kirche, und gegen das Ende seines Lebens schien er auch alle Wünsche dafür aufgegeben zu haben. Denn in seinen Nachtgedanken, da er seiner selbst gedenket, bemerket er, daß es einen gebohrnen Britten gäbe, der, unter den Hofleuten erzogen, glaubte, daß der Reichthum selbst eines Tages zu spät kommen möchte. Doch nahm ihn, nach dem Tode des verstorbenen D. Hales, die verwittwete Prinzeßinn von Wallis, als ihren Hauskaplan in Dienste.

Er war schon ziemlich in die Jahre, als er die Lady Elisabeth Lee, Tochter des verstorbenen Gra-

sen von Lichtfield heyrathete. Diese Dame war eine Wittwe, und hatte zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die beyde die größte Hoffnung von sich gaben, aber beyde in ihrer schönsten Blüte und kurz auf einander starben. Wie sehr ihm der Verlust sowohl dieser Kinder, als seiner Gemahlinn zu Herzen gieng, kann man aus seinen vortrefflichen Nachtgedanken sehen, wo des jungen Frauenzimmers unter dem Nahmen Narcissa, ihres Bruders unter Philanders Nahmen, und seiner Gemahlinn, obgleich ohne einen erdichteten Nahmen oft gedacht, und ihre Charaktere geschildert werden. Er beweinet seinen Verlust in folgender Apostrophe an den Tod:

Insatiate archer, could not once suffice?
Thy shaft flew thrice, and thrice my peace was slain,
And thrice, ere thrice yon moon renew'd her horn.

„Unersättlicher Bogenschütze, war einmal nicht genug! dreymal flog dein Pfeil ab, und dreymal ward mein Friede getödtet, und dreymal, ehe noch zum drittenmale jener Mond sein Horn erneuerte.„

Aber wir kommen wieder zu ihm: Auch in seinem gegenwärtigen Stande, fuhr er fort die Musen zu lieben und gab zu verschiedenen Zeiten seine Trauerspiele und Gedichte heraus, von welcher jedes in seiner Art für vortrefflich gehalten wurde. Seine Satyre, die Ruhmbegier: oder die herr-

schende

schende Leidenschaft wird von vielen für sein vorzüglichstes Werk gehalten, und gehöret zu den ersten Früchten seines Genies. Wenn die Reinigkeit des Styls, ein glänzender Witz, oder die Simplicität des Subjekts auf den Beyfall einigen Anspruch machen können, so hat ihn Dr. Young bey dieser Gelegenheit verdienet: aber man weiß nicht, wie es zugeht, daß sie, in so großer Achtung sie sonst waren, jetzt gleichsam aus der Mode gekommen sind, und vielleicht, wie Swift davon geurtheilet, hätte der Satyrenschreiber zorniger oder lustiger seyn sollen: in der That haben sie einen epigrammatischen Ton, der, da er immer einerley Gegenstand hat, endlich den Leser ermüdet, ehe er zu Ende kömmt.

Nun aber da wir auf seine Gedichte kommen, wollen wir sie nach der Reihe nennen, wie sie in der letzten Ausgabe seiner Gedichte erschienen sind. In dieser finden wir eine Ode an den König, deren Werth nicht groß ist: eine Paraphrase über das Buch Hiob, die sehr fromm, aber von mittelmäßigem Werthe, in Absicht auf die Poesie, ist: zwey Sendschreiben an Pope, die ein gleiches Verdienst mit seinen Satyren haben; und zwo oder drey Oden, in welcher Dichtungsart er den wenigsten Beyfall verdienet.

Aber er zeigte sich als ein dramatischer Dichter desto vorzüglicher. Sein Trauerspiel, die Rache, wie ein neuerer Kunstrichter erzählet, fand mit Recht den größten Beyfall. Den Plan dazu scheint er theils aus des Shakespears Othello, theils aus der Miß-

triß Behn Abdalazar geborgt zu haben. Die Verwickelung trägt verschiedne Merkmaale des ersten und der Hauptcharakter, Zanga, von dem letztern. Doch sagt man gewiß nicht zuviel, wenn man behauptet, daß Dr. Young, in gewissen Stücken, weit über seine Originale ist. Wenn man den Jago in dem einen Trauerspiele mit dem Zanga in dem andern vergleichet; so wird man die Bewegungsgründe verschieden und des Dr. Youngs seine der Natur weit gemäßer, und weit edler finden, als die im Shakespear. Jagos Ursache zur Rache wider den Othello gründet sich blos darauf, daß dieser einen jungen Officier ihm bey einem besondern und einzelnen leeren Posten vorgezogen, ungeachtet er selbst den gerechtesten Anspruch auf eine gleiche Stelle hatte. Hierzu kömmt ein leichter Verdacht einer Vertraulichkeit des Othello mit seiner Frau. Aber Zangas Ursachen sind von größerer Wichtigkeit. Der Tod seines Vaters, den Alonzo ermordete, der Verlust eines Königreichs im Verfolge seines glücklichen Fortgangs, und die niedrige Beleidigung eines Schlags, den er von derselbigen Hand empfangen; alle diese gehäuften Beleidigungen, nebst der Unmöglichkeit edlere Mittel der Rache ausfündig zu machen, reizen ihn wider seinen Willen zu den schlauen Ränken, deren er sich bedienet. Othellos Eifersucht wird durch Kleinigkeiten angefacht, und wegen seiner allzugroßen Leichtgläubigkeit verscherzet er das Mitleid, auf den seine Verzweiflung einen Anspruch machen konnte. Alonzo hingegen kämpft lange Zeit mit der Ueberzeugung, und thut

nicht

nicht eher den äußersten Schritt, als bis Proben über Proben sich erheben, und wovon immer die letzte die stärkste ist. Mit einem Worte, dieses Stück verdienet mit Recht eine Stelle unter den ersten dramatischen Werken der englischen Dichtkunst, und nach zwey oder drey andern, vorzüglich angepriesen zu werden.

Wir setzen die Tragödie Busiris nach der Rache, ob sie gleich vor ihr und schon im Jahre 1719 aufgeführet worden; aber ihr Verdienst ist weit unter der erstern, und rechtfertiget unsere Rangordnung. Auch in diesem Stücke, wie in allen Youngischen Schriften, findet man hier und da vortreffliche Stellen: aber sie sind mit so viel Bombast und Schwachem vermischt, daß man sich nicht genug wundern kann, wie ein Genie, das sich zum stolzesten Fluge erhoben, wieder so tief zu fallen vermögend ist.

Sein letztes Trauerspiel, sind die Brüder, das nach dem Plan eines französischen Stücks verfertiget ist. Dr. Young aber verdienet noch mehr Empfehlung wegen der Absicht in der er dieß Stück aufführen lassen, als wegen dessen poetischen Verdienstes. Denn er bestimmte den ganzen Gewinnst, den dieses Stück einbrachte, für die Armen. Es ist genug, wenn man saget, daß, wenn es auch kein Werk war, das seinem Ruhme als Dichter, einen großen Zuwachs verschaffte, es seinem edlen Herzen desto mehr Ehre machte.

Doch wir wollen ihn auf seiner dramatischen Laufbahne verlassen, auf welcher er ohne Zweifel von andern übertroffen worden, und ihn als den sittlichen und melancholischen Dichter betrachten, der die Nachtgedanken schrieb, eine Dichtungsart, die ihm ganz eigen ist, und wo ihn kein einziger seiner Nachahmer erreichet. Der Beyfall, den er durch sie erhalten, ist unbegränzt: der unglückliche Barde, dessen Schmerzen in schmelzenden Tönen dahin fließen, und melancholische Freuden rund um sich her ergießen, ist von dem bösen so wohl als dem frommen Manne gelesen worden. Diese, wie wir schon bemerkt, schrieb er unter den frischen Wunden seines Kummers über den Verlust seiner Gemahlinn, seiner Tochter und seines Stiefsohns; sie sind an den Lorenzo gerichtet, einen Freund der eiteln Welt und ihrer Freuden, und der, wie einige nicht ohne Grund vermuthen, sein eigner Sohn ist, der damals seines Vaters Unwillen sich zugezogen hatte. In diesem bewundernswürdigen Gedichte erhebt er oft seinen himmlischen Flug fast über den Gesichtskreis der Menschen. Dahin gehöret seine Beschreibung des Todes, wie er auf seinem geheimen Stande, die Thorheiten einer wüsten Gesellschaft aufzeichnet, das Epitaphium auf die abgeschiedene Welt, die Flucht des Satans aus seinem Kerker am Tage des Gerichts: u. s. w. inzwischen ist nicht zu läugnen, daß er bisweilen zu witzig ist, und sich in Wortgeklängel verliehrt: viele seiner schönsten Gedanken jagt er zu sehr ab, und spielet bisweilen, wie Ovid, mit

mit den Metaphern, bis er sie ihres Schmucks entblößet.

Seiner prosaischen Schriften sind wenig und unter diesen sein nicht fabelhafter Centaur und seine Muthmaßungen über die Originalschriften, die wichtigsten. Wenn wir die letztere als das Werk eines 80 jährigen Greises ansehen, so dürfen wir uns weniger über seine Fehler, als vielmehr über seine Schönheiten verwundern. In der That ist es erstaunend, daß die Last eines so hohen Alters diese muthige Einbildungskraft nicht niederdrücken können, sondern alle Fesseln desselbigen durchbricht und sich oft selbst über die Urtheilskraft empor schwingt. Dieß war der letzte Glanz seines Genies vor seinem Tode: denn in dem Gedichte die Gelassenheit, sieht man es nur noch glimmen, und seinem Untergange nahe.

So viel er aber auch Ruhm durch seine Schriften eingeerndtet hat, so verdienet er doch weit mehr durch sein vortreffliches Leben. Als Dichter sah man ihn noch als das einzige Palladium an, das England von seinem vorigen poetischen Glanze noch übrig hatte; und als ein Christ, war er eines der herrlichsten Beyspiele der Gottseligkeit aus den ersten Zeiten der Christenheit. Er hatte von Natur eine sehr feyerliche Gemüthsart, und wenn er, wie gewöhnlich, zu Hause auf dem Lande war, gieng er täglich einige Stunden auf seinem Kirchhofe unter den Gräbern umher: sein Umganz, seine Schriften, alles hatte eine Beziehung auf jenes zukünftige Leben, nnd diese christliche Gesinnung suchte er

selbst bey den Verzierungen seines Gartens anzubringen. Er hatte z. E. nahe an seinem Hause eine Vertiefung mit einer Bank mahlen lassen, die jedes in der Entfernung für eine wahre hielt: so bald man sich aber näherte, fand man den Betrug und diese Ueberschrift: Invisibilia non decipiunt: „das Unsichtbare täuschet uns nicht.„ Ungeachtet dieser ernsthaften Gemüthsart, war er ein Freund unschuldiger Freuden und Spiele: er stellte in seinem Kirchspiele kleine Zusammenkünfte, und legte einen Kegelschub an, wo er oft in Person die Gesellschaft aufzuheitern suchte. Sein Witz war überhaupt beissend und allezeit auf diejenigen gerichtet, die gegen die Religion und Tugend einige Verachtung bezeigten. Sein Sinngedicht, das er aus dem Stegreif auf Voltairen machte, der in seiner Gegenwart den Milton und dessen allegorische Personen der Sünde und des Todes verspottete, ist bekannt. Young sagte zu ihm:

Thou art so witty, profligate and thin,
You seem a Milton with his Death and Sin.

„Du bist so witzig, gottlos und mager, daß du ein Milton mit seinem Tod und seiner Sünde scheinst.„

Als er eines Tages zu S. James predigte, fand er, daß alle seine Bemühungen seine Zuhörer aufmerksam zu machen, vergeblich waren. Sein frommer Unwille über ihre Thorheit wurde dadurch so gerühret, daß er sich niedersetzte und in eine Fluth von Thränen ausbrach.

Gegen

Gegen das Ende seines Lebens, kannte er seine Schwachheiten und überließ sich der Fürsorge seiner Haußhälterinn: denn er glaubte, daß die zweyte Kindheit des Lebens dieselbe erforderte. Seinen Sohn, der durch seine jugendlichen Thorheiten sich die gerechte Strenge seines Vaters zugezogen, vergab er in seinem letzten Willen, und er starb von allen Menschen bedauret, die ihn gekannt haben, nachdem er alle Pflichten aufs strengste erfüllet, die einem Sterblichen obliegen, wenn er seinen Posten mit Würde begleiten will.

* * *

Hogarth. Moralized. No. I. & II. 4to Pr. 25. Hingeston. Dieß Werk wird die Hogarthischen Kupfer ins Kleine gebracht enthalten: zwo Lagen sind bereits davon erschienen, wovon die erste The Harlot's Progreſs in 6 Blättern, die zweyte The Rake's Progreſs in 8 Bl. enthält; die Ausführung davon ist nicht übel gerathen, ob man wohl die hinzugefügten moralischen Erklärungen dabey entbehren könnte: diese beyden Lagen kosten zusammen 5 Schilling.

The New Bath Guide: Or Memoirs of the B—r—d Family. In a Series of Poetical Epiſtles 3d. Edit. 8vo Pr. 5s. Dodsley. Diese neue Ausgabe enthält, außer denen in der ersten Ausgabe befindlichen Sendschreiben, die wir zu seiner Zeit angezeiget haben, einen Auftrag an die Poeten, oder einen Gesang auf den Hrn. Gill, einen angesehenen Koch in Bath. 2) Kritiken, und

des Wegweisers Unterhaltung mit drey frommen, gelehrten und verschwiegenen Frauenzimmern. 3) Ein Brief an Miß Jenny W — d — r in Bath von der Lady M — d — ß, ihre Freundinn auf dem Lande, ein junges Frauenzimmer, das nicht die Moden kennet, und weder Geschmack noch Verstand hat. 4) Die Unterhaltung wird fortgesetzt: der Lady Recept zu einem Romane, und der Geist des Hrn. Qvin. Das Launische und Drollige, das in diesem Buche herrschet, schafft ihm viel Leser: zu Befriedigung der Neugierde der Leser, die den Gegenstand dieser Memoiren kennen wollen, dienet zur Nachricht, daß die Rede von der Familie der Blunderheads ist.

An Essay on Patriotism; in the Style and Manner of Mr. Pope's Essay on Man. In four Epistles. Inscribed to the Right. Hon. the Earl of Chatam. By a Member of a respectable Society. 4to Wilkie. Diese Parodie hat die Absicht den Hrn. Pitt wegen seiner Erhöhung lächerlich zu machen: es ist kaum glaublich, wie sehr sich die englischen Musen mit diesem Gegenstande beschäfftigen: seit einigen Monaten haben sie nichts als Pasquille auf die Standeserhöhung eines Mannes ausgeschüttet, den sie kurz vorher bis zu den Wolken erhoben: es würde nicht schwer seyn, eine ganze Bibliothek davon anzuführen, wenn wir glauben könnten, daß unsere Leser dabey einiges Interesse fänden.

Nachricht von neuen Engl. Kupferstichen.

Der Kupferstecher und Händler, Boydel, fährt fort, seine, von uns mehrmalen erwähnte, große Sammlung rühmlichst zum Ende zu befördern. Das siebende Heft davon ist in voller Arbeit und wird nächstens zu haben seyn. Die 37ste Nummer desselben ist vorläufig ausgegeben, und uns zugekommen. Sie stellet den vom Hirten gefundenen Cyrus vor, nach Benedetto Castiglione, und kann als ein Nebenstück zu Num. 18, der Aussetzung des Cyrus, von eben diesem Meister, angesehen werden, obwohl die Größe verschieden ist. Boydel hat auch dieses selber gestochen, und man kann es mit Recht für eines seiner besten Stücke in dieser Sammlung halten. Haltung, Ausdruck und das Helldunkle sind meisterlich angebracht. Die Kunst des Castiglione in Schäfer- und Viehstücken ist bekannt, und hier vollkommen anzutreffen. Der junge Cyrus wird von einer Wölfinn gesäuget, welche bey einem alten Monumente sitzet, das mit erhabener Arbeit von kriegerischen Vorstellungen gezieret ist, und oben Krone und Scepter zeiget, am Fuße eines alten Baumes aber einen Harnisch und Säbel neben sich liegen hat. Das Erstaunen des Schäfers, seiner Schäferinn und eines aus der Ecke hervorragenden Hirten über den Anblick, wie auch das herumstehende Vieh, sind mit vieler Wahrheit vorgestellet. Uebrigens hat Boydel seinen Vorsatz, den zweyten Theil dieser Sammlung in geätzten Stücken zu liefern, auf Verlangen der Liebhaber, geändert, und will denselben nun-

nunmehro auch in gänzlich ausgearbeiteten Kupferstichen herausgeben. Obgleich die Kosten dadurch erhöhet werden, so muß doch die Kunst dabey gewinnen, da allerdings große Gemälde, bey allem Fleiße im radiren und ätzen, immer nur halb ausgedrücket bleiben, und nie das Weiche des Grabstichels, wenn er auch schon nachhero zu Hülfe kömmt, erreichen.

Von einzelnen neuen Stücken ist sonsten noch bekannt worden:

Absalom, wie er seinen Vater David, wegen des Brudermords Amnon um Vergebung bittet, nach Ferdinand Bol, in schwarzer Kunst, von J. G. Haid, einem Deutschen, der sich seit einiger Zeit zu London aufhält, und schon mehrere schöne Sachen geliefert hat. Auch dieses Stücke ist stark, jedoch noch etwas in der Augspurgischen Härte, und von der Vollkommenheit entfernet, wozu Smith, Frye und Mac Ardell, die schwarze Kunst in diesem Lande gebracht haben.

Celadon und Amelia, wie letztere an des erstern Seite vom Donner erschlagen wird, nach der Erzählung Thomsons in seinem Sommer, von Wilson gemahlet und von Woollett gestochen. Die Landschaft, der bezogene und mit Blitzen erfüllete Himmel, auch ein bewegeter Strom unter einer eingeschlossenen alten Brücke, die Ruinen eines vom Strahle gezündeten, verfallenen Castells, alles dieses ist von einem wundervollen Fleiße und Ausdrucke. Amelia lieget todt zur Erden, und ihr Liebhaber, Celadon, stehet, wie der Dichter saget:

Speechless

Speechless and fix'd in all the Death of woe.

Ein Bauerhaus und ein Hirte, der sein Vieh nach Hause treibet, füllen die Landschaft, welche überhaupt in der Poußinschen Manier gefertiget, und darinnen noch insonderheit die Rinde der alten Bäume auf eine unterscheidende starke Weise, vorgestellet ist. Kostet eine halbe Guinee.

Das Portrait des itzigen Großkanzlers Lord Camden, von Ravenet, nach dem Gemälde des Reynolds, so in Guild-Hall, dem Rathhause zu London, aufgestellt ist. Eine ganze stehende Figur in der richterlichen Kleidung, die Rechte auf einen Sessel lehnend, und in der Linken ein großes Buch haltend, das auf einem mit Büchern und Schreibezeuge versehenem Tische ruhet, unter dessen, an einer Seite aufgeschlagenem Teppiche noch mehrere Bücher hervorscheinen. Wer das Original kennet, erstaunet über die Aehnlichkeit, und Liebhaber werden den Griffel allemal bewundern müssen. Der Preis ist 7 Schill. 6 P.

Ein Portrait des berühmten William Pitt, itzo Grafen von Chatam, nach einem Originalgemählde, so der Graf Temple, sein Schwager, besitzet, von Richard Houston in schwarzer Kunst gestochen. Auch hier ist Aehnlichkeit und Kunst vereiniget, so daß es unter vielen Kupferstichen von diesem großen Manne und Lieblinge der Nation billig die erste Stelle behauptet. Kostet eine halbe Guinee.

Aus

Aus Italien.

Rom. In sepulchralem Lapidem Sexti Varii Marcelli in agro Velletrino nuper effossum, Observationes. Bernabes & Lazerini 1765. Die Aufschriften dieses Steins sind in griechischer und lateinischer Sprache dabey in Kupfer gestochen, und die Auslegung verräth einen geschickten Alterthumskenner.

Florenz. Bey Andreas Bonducci, sind erschienen: Lezioni di Antichità Toscane, e specialmente della Città di Firenze recitate nell Academia della Crusca da Giov. Lami Publico Professore. 1766. 4to. (718. Pag.) Diese Vorlesungen an der Zahl 18, enthalten viele angenehme Nachrichten, von hetrurischen Alterthümern, die der Verf. beybringt, indem er zu beweisen sucht, daß Florenz eine alte hetrurische Stadt sey: er geht auch noch andere toscanische Städte durch, und suchet dabey verschiedene wichtige Dinge in der Geschichte zu erläutern. Diesen ist eine weitläuftige Vorrede von 195 Seiten vorgesetzt, in welcher von den Florentinischen Amphitheatern, Inscriptionen und andern Monumenten, von dem alten Laufe des Arno u. s. w. geredet wird, und die Kupfer, deren das Buch eine ziemliche Anzahl enthält, erläutert werden. Es ist Sr. K. H. dem Großherzog zugeeignet, dessen Brustbild vorgesetzt ist.

Eben-

Ebendaselbst. Francesco Moucke hat gedruckt: Opere Dramatiche di Carlo Giuseppe Lanfranchi Rossi, nobil Patrizio Pisano, da esso umiliate a S. A. R. Pietro Leopoldo, Arciduca d'Austria etc. 1766. 8vo (200. pag.) Diese Sammlung dramatischer Stücke enthält: Flora consolata, eine Cantate auf die Ankunft der hohen Vermählten des Erzherzog Leopolds und der Donna Maria Luigia, Infantinn von Spanien. 2) Il Muzio Scevola. 3) Tito e Berenice. 4) La saggia Britanna, o La Schiava combattuta.

Ebend. bey dem vorher angezeigten Andreas Bonducci, sind zu finden, Delle Poesie dal celebre Sign Dottore Mattia Damiani, Volterrano. Tomo primo 1765. 8vo. (187. pag) Tomo II. (222. pag.) Diese Gedichte bestehen meistens aus Cantaten, deren eine große Menge ist, und etlichen philosophischen Gedichten, Del Suono; Della Vita e della Fecondazione delle Piante; Dell'Azione de' corpi celesti; Della pluralità de' Mondi; Dello Scioglimento de' corpi in fiamma; Della natura dell' acqua, und einigen Madrigalen und Liedern.

Neapolis. Bey Simoniani sind gedruckt: Le Favole di Fedro, tradotte in Verso Toscano 4to grande (289. pag.) Der Verf. dieser Uebersetzung, ist der Marchese Azzolino Malaspina de' Marchesi di Fosdinuovo, der sie der verwittweten Churfürstinn zu Sachsen K. H.

zugeeignet: sie sind in gereimten Versen, welches bey dieser Dichtungsart eben keine gute Wirkung macht: z. B. mag folgende Fabel dienen.

Perde il suo meritamente
Dell' altrui chi hà sete ardente.
Per lo fiume un Can natando
Carne in bocca iva portando;
E nell' onda cristallina,
Ch' altro Cane altra rapina
Porti ancor, chioro il riflesso
Gli fa credere di se stesso.
Mentre ingordo si dispone
A rapir l'altro boccone,
Quanto inganni voglia avara
Il suo danno il Cane impara,
Poiche il cibo in bocca chiuso
Pronto lascia cader giuso;
L'altro poi, che il cor gli punse,
A toccare nè pur giunse.

Florenz. Dell' Errore che persiste di attribuirsi le Pitture al Santo Evangelista, Lezione di Domenico Maria Manni stata recitata nel mese di Settembre 1765, nell' Accademia de' Sepolti di Volterra etc. 1766. 4to (24. Pag.) Firenza della stamperia di Pietro Gaetano Viviani. Wir haben schon im 1. B. der N. B. S. 394. die Schrift des Hrn. Manni angezeiget, worinnen er zu beweisen suchte, wer der

der Mahler Lucas gewesen, mit dem man mit Unrecht den Evangelisten vermenget: in dieser neuen Schrift, die eine Zugabe der ersten ist, zeiget derselbe noch mehrere Irrthümer an, die diesfalls von den Gelehrten begangen worden.

Perugia. Von dem Buche Iconologia del Cav. Cesare Ripa, Perugiano, notabilmente accresciuta de' Immagini, di Annotazioni e di Fatti, dall'Abbate Cesare Orlandi, Patrizio di Città della Rive. 4to, von dem wir den 1. Theil im 1ten B. unsrer N. B. angezeiget haben, ist nunmehro der zweyte und dritte Theil, und zwar der erste von diesen auf 447 und der andere auf 495. Seiten erschienen.

Neapolis. Rotta hat gedruckt: Le Satire di Benedetto Manzini Poeta Fiorentino, con le note póstume dell' Abbate Rinaldo Maria Bracci, publicate da un Academico immobile e del medesimo arrichete etc. vol. 4to 1766. Diese vortreffliche Ausgabe der Manzinischen Satyren, die eine Stelle neben den Juvenalischen verdienen, ist man dem Marchese di Guasco schuldig, dessen Anmerkungen den Freunden des Geschmacks fast so werth, als die Satyren selbst, sind. Dieser sind an der Zahl zwölfe. Die 1ste handelt vom Verfalle der Poesie und der ungerechten Verachtung der Großen gegen dieses göttliche Geschenk und die Dichter selbst. Die 2te, von der Raserey und Thorheit der meisten Menschen, die lieber in einem glänzenden Müßiggange leben, der

 sie

sie durch die Schwelgerey zur Armuth führet, als nützliche Künste treiben. In der 3ten greift Manzini einen Mann aufs heftigste an, der von seinen Talenten und Versen übel geredet hatte. Die 4te handelt vom Verfalle der Italiänischen Dichtkunst. Die 5te ist wider die Heuchler jeder Gattung, wider die falschen Gelehrten und Philosophen gerichtet. Die 6te, wider das Frauenzimmer, schildert dieß Geschlecht mit den schwärzesten Farben. Die 7te beleuchtet den lächerlichen Stolz der Großen, die weder Tugenden noch Talente besitzen. Die 8te machet einen Großen lächerlich, der in seinem Pallast eine außerordentliche Versammlung hält, um zu berathschlagen, was er seinem Sohne für einen Hofmeister geben soll. Die 9te Satyre, die sehr heftig ist, greift die Geistlichen an, die sich von Stolz, Geldgeiz, Eifersucht, und andern unchristlichen Neigungen beherrschen lassen. Die 10te ist wider die Gottlosen und Ungläubigen gerichtet. In der 11ten schildert M. die Höfe der Fürsten und die schimpfliche Begegnungen, denen die Gelehrten, hauptsächlich die Dichter, daselbst ausgesetzt sind. In der 12ten wird der Irrthum der meisten Menschen lächerlich gemacht, die stets wünschen, und in der Erfüllung ihrer Wünsche niemals glücklich sind.

Neapolis. In den Ruinen der Stadt Pompeji, hat man seit kurzen einen Tempel der Isis, imgleichen einen Bacchus von ungefähr drey Palmen hoch mit Epheu und Weinblättern umkränzt, gefunden: das seltsamste ist, daß er nach dem Leben gemahlt und seine

Haare

Haare verguldet sind. Auf der Seite steht ein Tyger, der ebenfalls nach der Natur gemahlt ist, mit drunter eingegrabenen Worten: N. Popidius Ampliatus Pater P. S. Ein schönes Gemählde, das gleichfalls ausgegraben worden, stellt eine alte Galeere vor, und eine Weibsperson in ägyptischer Tracht.

Aus Frankreich.

Richardet. Poëme en douze chants, 2 parties in 8vo à Paris chez Lacombe, 1766. Schon im Jahr 1764. erschien eine freye Uebersetzung in 6 Gesängen, von dem bekannten italiänischen Gedichte Riciardetto. Der französische Dichter hatte schon dazumal viel weggelassen, und alles geändert, wodurch er den Geschmack seiner Landsleute zu beleidigen glaubte. Seit der Zeit hat er ein ganz neues Gedichte daraus gemacht: er hat eine neue Zeichnung, neue Gruppen und Figuren gemacht, neue Episoden eingeschoben, kurz die erste Nachahmung in ein neues Gemählde umgeschmolzen, das vielen Beyfall erhalten. In der Vorrede handelt er von dem Ursprunge und der Geschichte der Dichtungsart, die man Genre bernesque nennet und giebt Regeln an, die man dabey zu beobachten hat. Wer sich übrigens gern mit Geschichten aus der Ritterzeit unterhält, wird dieß Gedichte, das viel naife Stellen enthält, sehr unterhaltend finden: es ist in fünffüßigen Versen geschrieben, doch hat der V. die ottave rime,

oder Strophen in 8 Zeilen, die sich in seiner ersten Uebersetzung fanden, ebenfalls aufgehoben.

Les Ennemis reconciliés, Piece dramatique en trois actes, en prose, dont le sujet est tiré d'une des anecdotes les plus intéressantes du temps de la ligue; par M. de *Merville*. A Paris chez Duchesne, Pancouke & la Combe. Dies Stück hat ungemein rührende Situationen: Der Verfasser hat zum Innhalt eine Begebenheit genommen, die sich an dem schrecklichen Bartholomäustage zugetragen: der Dialog ist lebhaft und unterhaltend, und es würde auf dem Theater große Wirkung thun: das Stück ist durch eine sehr wohlgezeichnete Vignette von Hr. Eisen gezieret.

La Sagesse & la Folie, poesies diverses. A Paris chez Vincent. 1766. vol. in 12 de 200 pages. Nichts könnte diese artige Sammlung besser als der Titel charakterisiren. Man findet darinnen ernsthafte Stücke, die mit artigen und witzigen Kleinigkeiten, untermenget sind.

Paris. Lacombe hat gedruckt: Dictionaire portatif des arts & mêtiers; contenant en abrégé, l'histoire & la police des arts & mêtiers, des fabriques & manufactures de France & des Païs étrangers. 2 vol. in 8vo. Man sieht schon aus dem Titel dieses Werks, von was für einem weitläuftigen Innhalt es ist. Es ist keine geringe Sache, die Mechanik, die fast unzähligen

ligen Werkzeuge, die Art sich derselben zu bedienen, die Handgriffe und Methode, deren man sich bedienet, bey den Künsten und Handwerken, die so vieles zum Nutzen und Vergnügen der menschlichen Gesellschaft beytragen, kennen zu lernen. Der Verfasser zeiget in der Vorrede an, wie viel Mühe es ihm gekostet, ehe er sich von Gelehrten, Künstlern und Handwerkern diesfalls unterrichtet, und man wird ihm desto eher glauben, wenn man die Menge der Beschreibungen, die sich auf 200 belaufen, in Betrachtung zieht. Dies Wörterbuch soll, wie man aus dem Avertissement sieht, eine Art von Fortsetzung von dem Dictionaire raisonné d'histoire naturelle und dem Dictionaire de Chemie seyn, wovon das erstere dem Leser alle Reichthümer der Natur in ihrer ursprünglichen Simplicität, das zweyte die Auflösung, der Kräfte Geheimnisse, Triebfedern und Erscheinungen; das letztere ihre Awendung durch die Wirkung des Genies, der Arbeit und des Fleißes zeiget.

Les Traits de l'Histoire Universelle Sacrée & Profane. Wir haben diese Sammlung kleiner Kupferstiche, deren Innhalt allezeit durch den lateinischen Text nebst der französischen Uebersetzung erläutert war, zu seiner Zeit angezeiget. Hr. le Maire, Kupferstecher und der Abt Aubert fiengen sie im Jahre 1760 an. Man hatte sich im Anfange bey den Figuren blos auf die Hauptlinien der Zeichnung eingeschränkt: und das ganze 1. Buch Mosis, das 130 Subjekte enthielt, von

Erschaffung der Welt an bis auf den Tod Josephs, war auf diese Art gestochen. Diese Manier war zwar nach dem Geschmacke der Künstler, die in einem Kupferstiche vorzüglich auf die Anordnung und Zeichnung sehen, aber sie verfehlte die Absicht, die man hauptsächlich dabey auf die Erziehung der Jugend von beyderley Geschlechte gehabt hatte: diese wollen hauptsächsich etwas fürs Auge haben; die bloßen Umrisse und Hauptlinien, waren ohne die Farben und Schattirungen nicht reizend genug. Also fieng man beym 2ten Buche Mosis an, auch die Schatten hinein zu setzen, und die Figuren in den Gewändern völlig auszuführen: man hohlte auch dieses bey den ersten Platten nach, so daß das Werk nun eine neue und einförmige Gestalt bekam, und vielen Beyfall erhielt. Allein verschiedne Reisen und Familiengeschäffte, die dem Hrn. Le Maire vorfielen, hinderten das Werk, bis endlich Mr. Le Bas, Königl. Kupferstecher, die Fortsetzung desselbigen übernahm, unter dessen Händen es noch weit mehr, in Ansehung des Stichs gewann. Endlich ist er so weit gekommen, die heilige Geschichte vollständig zu machen, und sie bis zur Apostelgeschichte auszuführen. Dieser Theil machet nun 4 Bände aus, welche 622 Blatt enthalten. Die poetische Geschichte, die nach dem vorhergehenden Plan mit dem Jahre 1761. ihren Anfang genommen, ist gleichfalls zu Ende gebracht und besteht aus 2 Bänden, die 223. Subjekte enthalten. Die Subscribenten werden also benachrichtiget, die Blätter oder Lagen, die ihnen fehlen, abzuholen. Der

Preis

Preis des vollständigen Werkes, für diejenigen, die nicht unterschrieben haben, kömmt auf 75. Liv. 10. S. Man kann die heilige und poetische Geschichte entweder zusammen, oder auch jede besonders, oder auch nach den Bänden, oder auch so gar nach den Lagen, wovon jede 20 Stücke enthält, kaufen. Man hat diese nützliche Sammlung mit 16 Kupferstichen vermehret, wofür die Subscribenten 1 Liv. 4. S. mehr bezahlen.

Man findet auch beym Hrn. Le Bas, die 12 Charten der Häfen von Frankreich, die zusammen 108 Liv. jede zu 9 Liv. kosten.

Histoire des Philosophes modernes, avec leurs portraits dans le goût du crayon: par M. Savérien, publiée par M. François, Graveur des desseins du Cabinet du Roi. Tom. V. Histoire des Mathématiciens. A Paris 1766. Wir haben jeden Theil dieses Werks bey seiner Erscheinung, hauptsächlich wegen der nach Zeichnungsart hinzugekommenen Bildnisse des M. François, angezeiget. Dieser 5te Band enthält den Copernicus, Viette, Tycho de Brahe, Galiläus, Keppler, Fermat, Caßini, Huygen, la Hire und Varignon, nebst ihrer Lebensbeschreibung. Man findet dabey eine kleine Geschichte der Mathematik seit der Wiederherstellung der Philosophie.

Le Goût de bien des gens, ou Recueil des Contes Moraux, pour servir de supplément à tout ce qui a paru jusque là en ce genre:

Chez L'Esclapart & chez la veuve Duchesne. Diese Sammlung enthält eine Menge artiger Aufsätze in Versen und in Prosa, unter denen sich vorzüglich etliche Erzählungen des M. d'Arnaud ausnehmen.

Fabliaux & contes des Poetes François des XII, XIII, XIV & XV. siécles, tirés de nos meilleurs Auteurs. Nouvelle edition 3. vol. in 12. à Paris, chez Vincent. 1766. Man findet unter diesen **Erzählungen** und **Fabeln**, die schon das erste mal im Jahre 1755 erschienen, die Quellen, woraus die besten neuen französischen Schriftsteller geschöpft haben. Die Einleitung enthält eine Geschichte der französischen Dichtkunst, und ein Wörterbuch der veralteten Wörter, das zum Verständnisse derselbigen unentbehrlich ist. Man kann sicher behaupten, daß die meisten dieser alten Gedichte, wegen ihrer ausnehmenden Naivetät, vor vielen der Neuern einen großen Vorzug haben.

Lettre en vers de *Gabrielle de Vergy* à la Comtesse *de Raoul*, soeur de *Raoul de Coucy*, par *Mailhol;* suivie de la romance sur les amours infortunés de *Gabrielle de Vergy* & de *Raoul de Coucy*, attribuée à M. le Duc de ***. A Paris, chez la veuve Duchesne. 1766. in 8. Diese Heroide die mit allen Schönheiten des Drucks und des Grabstichels verzieret ist, verdienet einen Platz unter der Sammlung, die aus der Druckerey des Jorry gekommen und mit so rei-

zenden Kupfern gezieret sind. Hieher gehört auch:

Régulus, tragédie en trois actes & en vers, précédé d'une lettre au ſolitaire du Guélaguet. nouv. edit. à Paris de l'Imprimerie de Sebaſtian Jorry. 1766. avec des figures en taille-douce. Ueberhaupt hat dieß Trauerſpiel durch die hinzugekommenen Verbeſſerungen einen Vorzug vor der erſtern Ausgabe. Es iſt von dem Hrn. Dorat, ſowohl als Théagéne, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen; beyde ſind mit den angenehmſten Kupferſtichen ausgeſchmücket.

Le Genie, le Goût & l'Eſprit, poëme en quatre chants, dédié à M. le Duc de ... par l'Auteur du Poëme ſur les Sens. A Paris, chez Deſaint. 1766. Dies Gedichte, das voll der feinſten Bemerkungen iſt, machet dem Geſchmack und der lebhaften Einbildungskraft des M. de Rozoi nicht weniger Ehre, als ſein Gedicht über die Sinne, das wir zu ſeiner Zeit angezeigt haben.

Mélanges de littérature & de poéſies par M. de V * * *. Chez Vincent. vol. in 12. Die verſchiednen Stücken, die dieſe Sammlung enthält, ſind der Aufmerkſamkeit der Leſer würdig. Auf die proſaiſchen Aufſätze, die in einer Abhandlung über den Geſchmack, die viel feine Anmerkungen enthält, in 4 Geſprächen über verſchiedne moraliſche Materien und in 7 Allegorien beſteht: les Fourmis, les Champs Elyſées, voyages dans le Microcoſ-

crocosme par un disciple de Pythagore, le Songe, la Simplicité de la vie, le véritable Amour, & l'Origine du respect que les hommes témoignent aux femmes: auf diese folget der poetische Theil, der aus poetischen Sendschreiben, Oden, Liedern und Sinngedichten besteht.

Paris. Man kündiget hier eine Histoire générale & Philologique de la Musique proposée par Souscription: par C. H. de Blainville an. Das Werk wird in 4 Theile abgetheilet und soll eine vollständige Geschichte der Musik, von den Hebräern an bis auf unsre Zeiten, enthalten. Es wird in 4t gedruckt, ungefähr 300 Seiten und 60 Kupfertafeln enthalten. Die Subscription besteht aus 12. Liv. wovon 6 vorher und eben so viel nach der Ablieferung bezahlet werden.

L'Europe illustre, ouvrage contenant les Portraits & les vies abrégées des Souverains, des Princes, des Ministres, des Généraux, des Magistrats, des Prélats, des Sçavans, des Artistes, & des Dames, qui se sont distingués en Europe depuis le 15me Siécle jusqu'à présent. Six Vols. in 4to de differens formats & sur papiers de differentes grandeurs etc. Wir haben wohl nicht nöthig noch etwas zu diesem weitläuftigen Titel hinzuzusetzen, als daß diejenigen, die diese Sammlung unternehmen, alles mögliche versprechen. Die Bildnisse sollen von den größten Meistern gestochen seyn, von einem Wille,

Ficquet,

Ficquet, Schmidt, Balechou, Dupuis, Tardieu, Sornique, Düchange u. a. m. und nicht mehr als 500 Exemplare abgezogen werden.

Neue französische Kupferstiche.

Junius. M. Greuze hat dem Hrn. Wille Köpfe von verschiedenen Charakter zugeeignet, die dieses Künstlers würdig sind, und macht zu einer Fortsetzung Hoffnung.

Mr. Le Bas hat ein neues Stück nach Berchem, unter dem Titel: L'embarquement des vivres geliefert, welches einen Hafen vorstellet, wo man Vieh einschiffet: es ist das Gegenbild von dem ancien port de Genes des Mr. Aliamet, das wir in dem letztern Stücke unsrer Bibliothek angezeiget haben.

Mr. Littret hat, nach dem Gemählde des Mr. Vigee, das Bildniß des M. de Sartine, Generallieutenant der Policey, mit der Unterschrift aus dem Horaz gestochen: res urbanas — moribus ornat, legibus emendat.

Die Gebrüder Varin Kupferstecher zu Rheims haben sich vorgenommen, eine Sammlung herauszugeben, welche die Vorstellungen des Platzes, wo die Statue des ietzigen Königs von Frankreich gesetzet worden, nebst den Hauptgebäuden, die dazu führen, den prächtigen Festen, die bey der Einweihung in selbiger Stadt gefeyert worden, und endlich den Thoren und Springbrunnen, die noch daselbst, nach dem Entwurfe des M. Le Gendre, General-

neralaufseher der Brücken, Wege und Seehäfen, sollen aufgeführet werden, enthalten soll.

Mr. Le Gendre wird ihnen die Zeichnungen der Thore und Fontainen mittheilen: Mr. Le Febre Sous Ingenieur der Brücken und Chausseen der Provinz, sowohl als M. Clermont, Professor der Malerakademie von St. Lucas und der Schule zu Rheims, wird ihnen die Vorstellungen der Feyerlichkeiten liefern, und Mr. Cochin wird die Aufsicht bey dieser Unternehmung habe. Die vollständige Sammlung wird aus 12. Platten bestehen.

Die 1ste wird die Einweihungsceremonie vorstellen, wo alle verschiedene Collegien auf den Plaße sich versammeln, um den König zu bewillkommen. Die 2te wird den Tempel der Erkänntlichkeit zeigen, der auf dem Plaße de la Conture aufgeführet war. Die 3te die Eröffnung des Balls, der in dem auf den öffentlichen Promenaden errichteten Saale gegeben worden: die 4te die Tänze des gemeinen Volks bey der erleuchteten Pyramide, die auf der Esplanade bey dem Thore des Mars aufgestellet war, nebst der Austheilung des Brodes, Weines und Fleisches. Von den übrigen 8ten, sollen 6 die Thore, und 2 die Fontainen aus sehr interessanten Gesichtspunkten, mit allen nur anzubringenden Nebenzierrathen vorstellen, denen man zugleich die geometrischen Plane, und eine ausführliche Beschreibung der Feyerlichkeiten beyfügen wird.

Die

Die Subscription wird vom ersten April künftigen Jahres angehen und bis zu Ende des Julius dauern: man bezahlt darauf 9 livres und beym Empfange der ersten beyden Platten in besagtem Julius wieder so viel: u. s. f. so daß das ganze Werk auf 36 liv. zu stehen kommt, wer aber die bloßen Feyerlichkeiten verlangt 24 liv. an diejenigen, die nicht darauf unterschrieben haben, wird das ganze Werk für 50 liv. und das letztere für 36 liv. verkauft. In Paris nimmt der Buchhändler **Jombert** und in Rheims M. **Callou**, der Stadteinnehmer, die Subscriptions an.

La Science de l'Arpenteur dans toute son étendue, par Mr. *Dupain de Montesson*, Capitaine d'Infanterie, Ingénieur Géographe des Camps & Armées du Roi. A Paris chez *Jaillot*, Géographe ordinaire du Roi; un vol. in 8vo. Dies Werk ist ganz in Kupfer gestochen, und überdies mit Vignetten und Kupferstichen gezieret, die eine Beziehung auf Zimmerarbeiten haben.

Mr. **Le Beau** verkauft einen sehr schönen Kupferstich nach Mr. **Vernet**, unter dem Titel: Les Amans à la pêche, den er diesem würdigen Künstler selbst zugeeignet.

Jul. Mr. **Patour**, ein junger Künstler, hat, nach einem Gemählde des Mr. **Halle'**, einen Kupferstich geliefert, le doux sommeil. Es stellt eine Mutter vor, die ihr Kind, das auf ihrem

Schooße

Schooße eingeschlaffen ist, mit zärtlichen Augen ansieht.

Von Schettius, einem berühmten Kupferstecher, der verschiednes nach Rubens und Vandyck gestochen, erscheint ein sehr schönes Blatt nach J. Jordans, das den gekreuzigten Heiland vorstellet. Es wird vom Hrn. Le Bas, dem zum Glück die Platte in die Hände gefallen, für 6 Liv. verkaufet, da es vorher wegen seiner Seltenheit sehr theuer bezahlt wurde.

Die beyden Gemählde des Mr. Greuze La jeune fille qui pleure son serin, und la petite fille qui tient une poupée habillée en Capucin, welche bey der letzten Gemähldeausstellung in Louvre so vielen Beyfall erhalten, sind nunmehr auch in Kupfer erschienen. Das erstere ist von Mr. Flipart, der alle Schönheiten des Originals zu erreichen gewußt: das 2te ist von M. P. C. Ingouf, einem Schüler des vorigen. Dessen Bruder, F. R. Ingouf, auch ein Zögling des Mr. Flipart, hat ebenfalls ein Bild nach Greuze: Le petit Mousse Napolitain, gestochen.

Mr. Quillau, der Buchhändler, verkauft einen sehr reizenden Kupferstich: L'Amour conduit par la Fidelité. Cupido in einer Kleidung, wie diejenigen im Hospitale der Quinze-vingt zu tragen pflegen, wird von einem Hunde, den er an einem Bande hält, in ein Gebüsche von Rosen und Lilien geführt. Die Erfindung ist von Hrn. Schenau und der Stich vom Mr. Litret.

M. Le

Mr. Le Bas giebt ein neues großes Blatt aus, Les Galères de Naples, welches er dem regierenden Herzog von Zweybrücken zugeeignet hat, und die 19te Nummer seiner Blätter nach Vernet ist.

Mr. François, Erfinder des Kupferstichs auf Zeichnungsart, kündiget eine sehr schöne Skize nach Parocel an, welches einen Marsch der Cavalerie, die zu einer Armee stößt, in schwarzer Kreide vorstellt. Dieser Stich ist weder mit dem Hammer noch mit dem Eiselet gemacht, so wie er ihn auf Zeichnungsart den übrigen Künstlern mitgetheilet hat, sondern auf eine Weise, deren Geheimniß er sich noch zur Zeit vorbehalten hat: blos den Künstlern der Königl. Malerakademie wird er sie mittheilen: man verfährt nicht so mechanisch darbey wie bey jener Art, sondern ordentlich, als ob man zeichnete. Er wird seine Originale nach den größten Meistern wählen. Diejenigen, die das angezeigte Blatt gesehen haben, räumen ein, daß man die Zeichnungen nicht genauer nachahmen können, und die größten Meister haben sich täuschen lassen, indem sie dieselbe mit der Originalzeichnung zusammen gehalten haben.

Nach Dieterich hat C. Le Vasseur gestochen l'Approche du Camp, & les Soldats en repos.

Mr. l'Empereur verkauft ein Blatt: le Bacha en promenade nach P. Mettay.

Nach eben demselbigen sind, von Mr. de Longueil ein paar vortreffliche Blätter gestochen worden: das erste ist: Naufrage près de Naples, und ist dem Hrn. Wille, so wie das zweyte: Vuë des Environs de Naples der Mad. Wille zugeeignet.

Mr. Moitte hat nach der Zeichnung des Mr. Monnet ein allegorisches Kupfer geliefert, wozu folgende Geschichte den Anlaß gegeben. Wenig Tage nach dem Tode des Grafen von Brionne, wurde der junge Prinz von Lambesc von Kinderblattern überfallen. Die Gräfinn von Brionne, ob sie dieselben gleich noch nicht gehabt hatte, ließ sich doch die Gefahr nicht abhalten, ihm in seiner Krankheit so lange beyzustehen, bis sie sich durch dieselbigen ergriffen fühlte: sie überstand sie aber glücklich. Auf dem Kupferstiche sieht man ein Kind auf einem stürmischen Meere: ein Ungeheuer naht sich es zu verschlingen: dieses breitet mit einer kläglichen Mine seine Hände gegen eine Frau aus, die am Ufer steht, und sich sogleich, ungeachtet der Bemühung, die sich verschiedene Personen geben, sie zurückzuhalten, ins Meer stürzet: das Ungeheuer kehret sich gegen sie mit wütenden Blicken: auf dem Ufer gegen über stehen einige andre Personen, die vor Schrecken ganz außer sich scheinen: und um den kurz vorhergegangenen Tod des Grafen v. Brionne anzuzeigen, sieht man im Hintergrunde den Donner in das Gebäude der Ställe zu Versailles einschlagen.

Den

Den großen Schauspieler Lekain hat ein gewisser Fäsch in der Rolle des Zamor, aus dem Gedächtnisse, aber mit der vollkommensten Aehnlichkeit gezeichnet, welches Mr. Evesque in Kupfer gebracht. Dieß niedliche Blättchen wird bey Audray verkauft.

Mr. Littret hat nach der Zeichnung des Hrn. Schönan die Büste der Mamsell Clairon in einem großen Oval, welches mit den Kennzeichen der Tragödie verzieret ist, gestochen.

Mr. Bresson de Maillard verkauft Vignetten in Kupfer, die verschiedne Subjekte vorstellen, welche auf die Feste der Heiligen eine Beziehung haben.

Hr. Mellini nimmt Subscription auf die 4 Gemälde des Hrn. Loutherburg an, die die 4 Tageszeiten vorstellen und bey der letzten Gemähldeausstellung im Louvre viel Beyfall erhalten haben. Man unterschreibt sich auf 24 Liv. 12 Liv. vorher und 12. bey der Auslieferung. Sie werden zu Ende des 1768. Jahres erscheinen.

Basan, Kupferhändler verkauft ein sehr wohlgestochenes ähnliches Bildniß von dem verstorbenen Carl Vanloo, nach dem Gemählde des Mr. Michel Vanloo.

August. Wir haben zu seiner Zeit die Fabeln des la Fontaine von Mr. Fessard gestochen, angekündiget: von diesen ist nunmehr der 2te Band

 erschie-

erschienen, der noch Vorzüge vor dem erstern hat. Er giebt darauf eine neue Subscription für diejenigen aus, die sich daran versäumet. Das ganze Werk kommt auf 72 liv.: 36 liv. die beyden ersten: 18 liv. werden bey dem 3ten, und 6 liv. bey Ablieferung der übrigen 3 Bände bezahlet. Nach der Zeit soll es nicht anders als 120 liv. gegeben werden.

M. de B * * ein Officier, hat ganz neuerlich auf dem Schlosse von Fernoy, das Bildniß des Hrn. v. Voltaire gezeichnet, und im Geschmack des Rembrandt radiret: er sitzt mit einer sehr nachdenkenden Mine vor seinem Schreibepulte, die eine Hand liegt auf einem Papier und in der andern hält er eine Feder, als ob er schreiben wollte. Eine vollkommene Aehnlichkeit, eine leichte und interessante Stellung, eine feine und wahre Ausführung geben diesem Kupfer einen nicht geringen Werth. Der Kupferhändler, Chargolt verkauft es um 40 Sous.

September. Mr. Charpentier, Königl. Kupferstecher, hat auf Art des Getuschten verschiedene vortreffliche Zeichnungen bekannt gemacht. Eine ist von Boucher: Les Graces jouant avec les Amours. Ferner l'Esquisse d'un Tombeau, von eben demselbigen. La Culbute nach Mr. Fragonard. Das 4te La mort d'Archimede, nach Cirofer. Das 5te L'education de la sainte vierge, nach Boucher: endlich, eine Bachanale und Repos de Chasse, nach F. Wick.

Von

Von Mr. Le Beau sieht man zween neue Kupferstiche, die einander zu Gegenbildern dienen, nach La Croix einem Schüler des Mr. Vernet: La Cascade de Tivoly & la vue de Pouzzol.

October. Mr. Littret hat nach Schönau gestochen: L'Amour distribuant ses dons. Es erscheint der Amor mit verbundnen Augen, der seine Pfeile verschießt: verschiedene junge Mädchen empfangen und bitten um seine Wohlthaten. Eine junge Amerikanerinn schleicht sich bis zu seinem Köcher, und entwendet ihm, aus Furcht, daß sie möchte vergessen werden, einen seiner Pfeile.

November. Mamsell Boizot, Tochter des Königl. Malers dieses Namens, hat nach Greuze ein reizendes Blatt, la Liseuse, gestochen. Es stellt ein junges Mädchen vor, die ihre Lektion lernet. Das Gemählde ist in der Verlassenschaft des Mr. de Julienne.

Nach Albrecht Dürer hat Mr. Patour, ein Blatt unter dem Titel geliefert: Le petit Menteur. Ein Frauenzimmer zeiget mit einer spöttischen Mine, wie wenig sie dem glaubt, was ihr ein junger Schwätzer vorplaudert: ein Herr, der dabey steht, drückt ebenfalls durch Geberden seine Verachtung aus. Das Originalgemälde befindet sich bey dem Chevalier de Faucourt.

Eben derselbe hat nach dem Gemählde des Hrn. Halle', zwey andre Blätter von guter Wirkung

gestochen: Le pauvre dans son reduit, und le doux Repos.

December. Nach einem Gemälde von van Tilburg einem Niederländer, hat Hr. Danzel ein sehr mahlerisches Blatt unter dem Titel gestochen, Le Roi boit. Die Hauptpersonen sind in ziemlich großer Anzahl und stehen um einen Tisch herum, die übrigen sitzen. Der gewählte Augenblick ist derjenige, wo der Bohnenkönig, der der älteste Sohn vom Hause scheint, das Glas an Mund setzet, und die übrigen ein Geschrey erheben: dies Blatt kostet 6. Liv. und ist in der Form des Pere de Famille von Greuze.

Tems du Brouillard. Unter diesem Titel erscheint ein Kupferstich nach Vernet, von Mr. Aliamet: es ist ein Seestück und machet das Gegenbild der Italiennes laborieuses.

Verschiedene Nachrichten die Künste betreffend.

Paris. Die Kaiserinn von Rußland hat seit kurzem den berühmten Bildhauer Falconet nach Petersburg berufen, um eine Bildsäule zu Pferde vom Czar Peter dem Großen verfertigen zu lassen.

Die Architectur des Hrn. Dumond, welches die Erhöhungen von den schönsten Gebäuden in Rom, viele prächtige Ruinen, Vorschläge zu Theatern

tern u. s. w. enthält, die wir zu seiner Zeit angezeiget haben, ist nunmehro vollständig, und wird um 66 Liv. in zween Bänden verkauft.

Hr. Robert, ein junger Künstler, der seit kurzem aus Rom zurückgekommen, ist nach Vorlegung seiner Gemählde einmüthig zu einem Mitgliede der Königl. Malerakademie aufgenommen worden. Sein Stück zur Aufnahme ist eine Aussicht von dem Hafen in Rom, wo man in der Perspektiv die Rotunde, einen Flügel des Kapitols, und viele berühmte Ruinen sieht.

Man liefert iezt in der französischen Porcellainfabrik zu Sevres Gemählde, wovon ihrer seit kurzen dreye verfertiget worden, die bey Kennern einen großen Beyfall erhalten haben. Zweye, die ungefähr 8 Zoll breit und 7. hoch sind, stellen die Tragödie und Comödie nach ein paar Gegenbildern von verstorbenen Carl Vanloo vor: ihre Attribute sind in den Händen kleiner Genien in verschiedenen Gruppen, die die Hauptfiguren begleiten. Das 3te, 12 bis 14 Zoll hoch, und 9-10 breit, ist nach dem niederländischen Mahler Pater, einem Schüler des Watteau verfertiget. Es stellt verschiedne galante und ländliche Auftritte vor. Hauptsächlich frappiret eine Gruppe auf dem Vordergrunde, welche einen jungen Menschen vorstellet, der einem jungen Mädchen auf der Zitter vorspielet: die sich bücket um einen Hund zu streicheln. Das Fleisch ist so frisch und lebhaft darauf als in der schönen Natur: und hat aus vielen Ursachen vor der

Email-Malerey einen Vorzug. Die Emailmahler haben viel Mühe die nöthige Folge von Farben vollständig zu machen, und wenn sie dieselbe haben, so bleibt ihnen immer die Furcht übrig, daß eine oder die andere Farbe, von der sie nicht die Zusammensetzung genau kennen, ihnen fehlschlägt. Einige Linien mehr oder weniger auf den Diameter eines Stückes, das über eine gewisse Größe ist, machet einen ungeheuren Unterschied in der Ausführung. Wenn hallweg ein Stück groß ist, so ist es fast unmöglich, bey ihm die Gleichheit der Oberfläche zu erhalten, die allein erlaubet, eines Gemäldes auf gleiche Art zu genießen, von welcher Seite man es ansieht. Hier fällt aber diese Unbequemlichkeit weg. Da ferner das Email fast so flüßig als die Farben sind, so hält es bisweilen schwer, sie vollkommen in einander zu verschmelzen: dies verursachet nicht selten eine Trockenheit, die sie der Miniatur gleich machet. Das Porcellain hingegen hat einen festen Grund, welcher ein Feuer aushält, auf dem sich alle Farben vollkommen verschmelzen lassen.

Die Freunde des verstorbenen Maupertuis haben ihm zu Ehren ein Monument in der Kirche zu St. Roch errichten lassen. Der Grund ist eine Pyramide von dunkelm Marmor. Auf dieser hängt dessen Bildniß in Medaillonform: drunter steht die ziemlich weitläuftige Grabschrift: die Tafel davon dienet dem Genius der Astronomie zur Stütze, die durch eine Flamme auf dessen Stirne, und eine

Ster-

Sternenkrone, die er in der Hand hält, angezeiget wird. Auf der andern Seite der Tafel ist ein andrer Genius, der mit seiner Hand auf eine Erdkugel zeiget, die gegen ihre Pole platt ist. Zwey Volumina, die der Erdkugel zur Seite liegen, deuten auf die beyden vornehmsten Werke, die er geschrieben hat. Die ganze Zusammensetzung ist simpel und edel, und die Ausführung machet dem Mr. d'Hüez Ehre: das Bild ist ungemein ähnlich, und von einer Büste des Mr. Lemoine genommen.

Wir haben schon ein paarmal die verschiednen Beschreibungen der Handwerker, welche in Paris stückweise von einigen Gliedern der Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben werden, angezeigt. Im IIten Bande auf der 360 u. folg. Seite sind 21. Stücke anzutreffen: seit der Zeit sind folgende erschienen, die wir noch nach zu hohlen haben.

Im Jahr 1764.

22) Der Gerber von Hrn. De la Lande. 3. Platten.

23) Die Kunst aus Kupfer Meßing zu machen, von Hrn. Galon, 18 Platten.

24) Das Tuchmachen, vom Hr. Duhamel du Monceau, 15. Pl.

Im Jahr 1765.

25) Der Weißgerber, (Megissier), 2 Platten von Hrn. de la Lande.

26) Der Hutmacher, von Hrn. Abt Nollet, 6 Platten.

Im Jahr 1766.

27) Die Kunst Decken zu machen: L'art de faire les Tapis façon de Turquie, connus sous le nom de Tapis de la Savonnerie, von Hrn. Duhamel du Monceau. 4 Pl.

28) Die Kunst das Tuch zu kraußen: Art de friser ou ratiner, les Etoffes de Laine, von Hrn. Duhamel du Monceau. 5 Pl.

Regi-

Register.

A

Biblio=

Dictio-

J.

Manni,

Offian,

T.






Princeton University Library
32101 065098012


Digitized by Google